

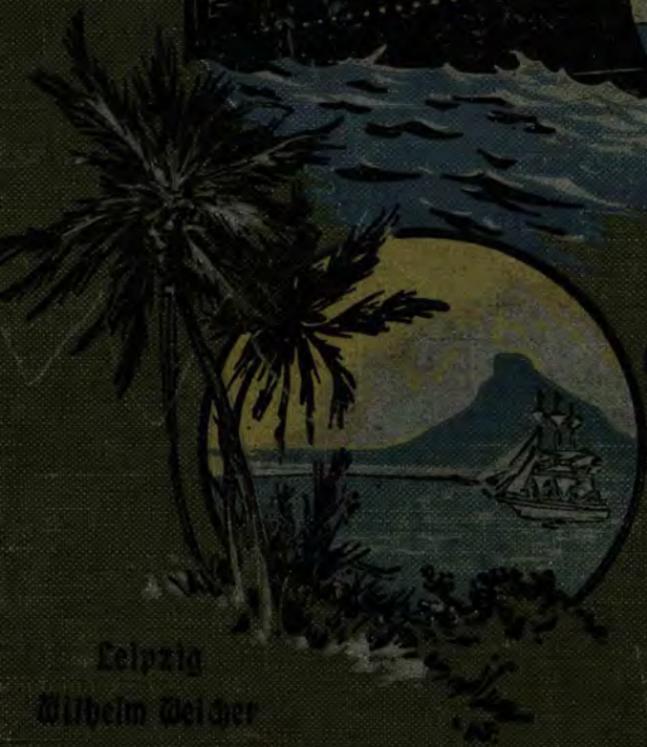
12 130 [2]

Auf weiter Fahrt

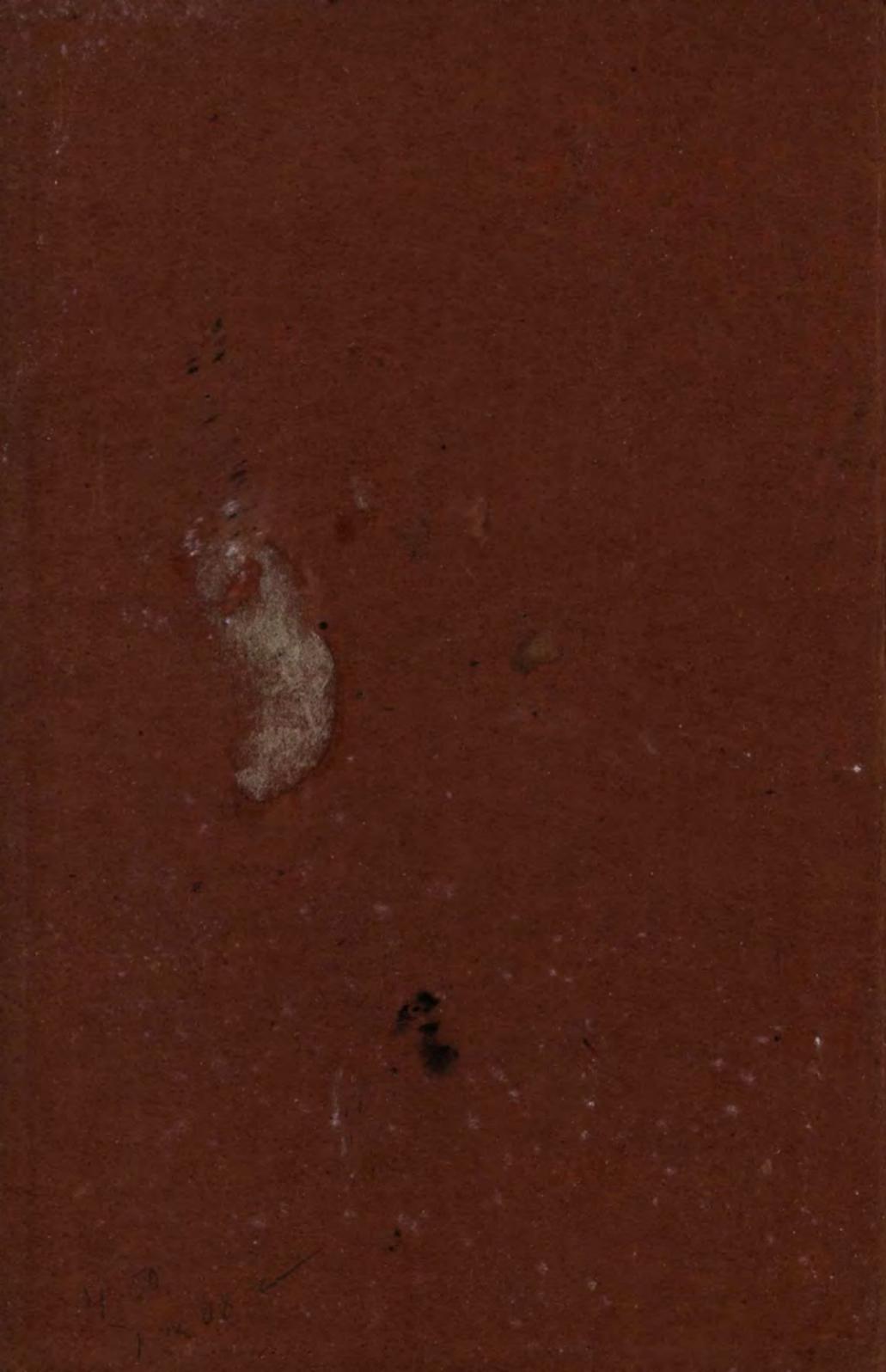
Selbsterlebnisse zur See und zu Lande.
Deutsche Marine- und Kolonialbibliothek

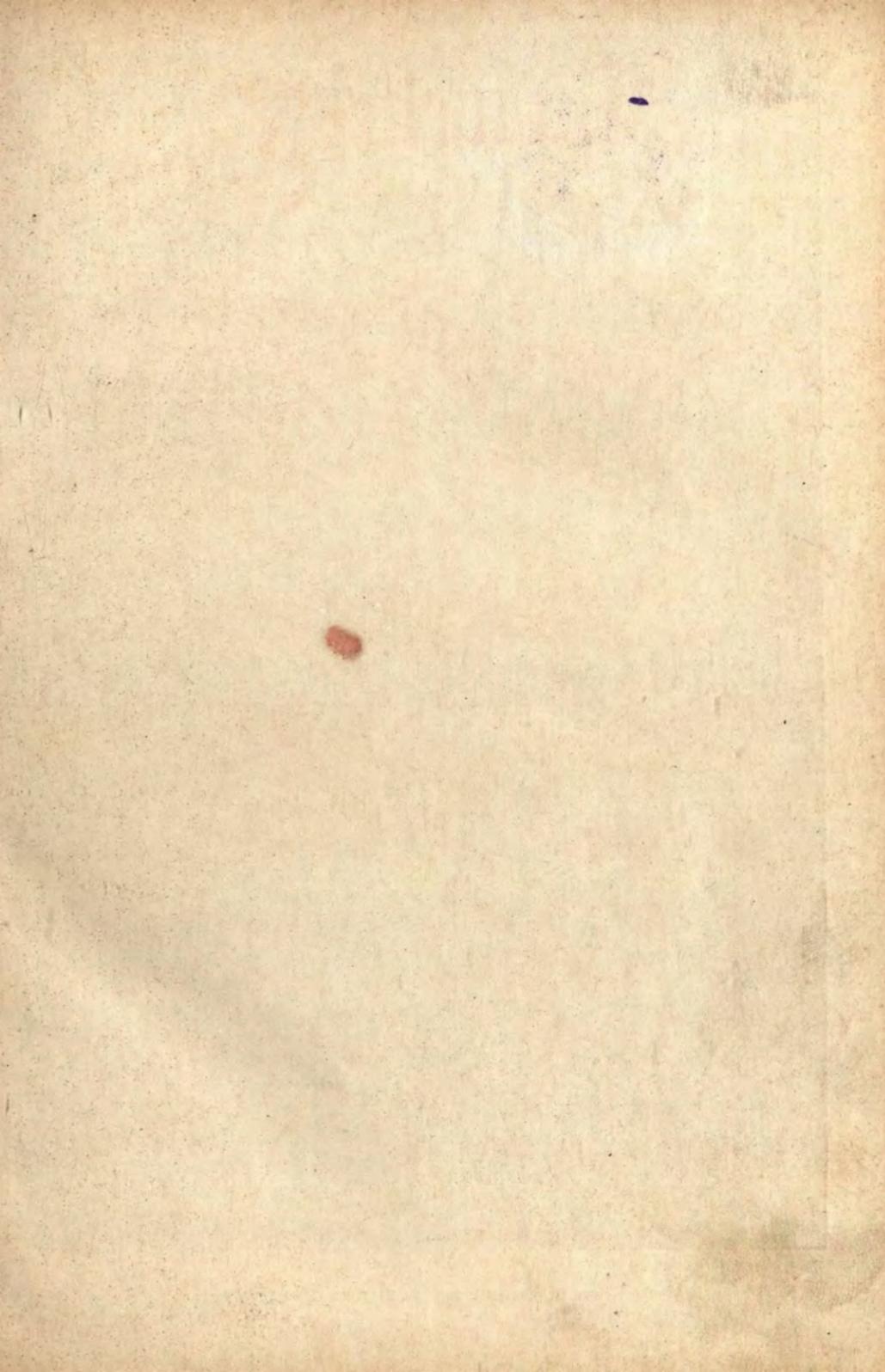


begründet von
Julius Lohmeyer
fortgeführt von
Georg Wislicenus.



Leipzig
Wilhelm Weidner





Auf weiter Fahrt

Selbsterlebnisse zur
See und zu Lande.

Mit Originalbeiträgen
deutscher Seesoffiziere Kolonial-
truppenführer und Weltreisender
herausgegeben von

Julius Lohmeyer.

Leipzig
Dieterichsche Verlagsbuchhandlung
Theodor Weicher

Auf weiter Fahrt.

Selbsterlebnisse zur See und zu Lande.

Deutsche Marine- und Kolonialbibliothek.

Begründet von

Dr. Julius Lohmeyer

fortgeführt von

Kapitänleutnant a. D. Georg Wislicenus,

Abteilungsvorstand der Deutschen Seewarte, kommandiert zum Reichs-Marineamt.

II. Band.

Mit 12 Vollbildern und einer Titelzeichnung von Marinemaler Hans Bohrdt.



Leipzig
Wilhelm Weicher

1902.

CBGIOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5167343



12130 [2]

Zum Geleit.

Möge dieser zweite Band unserer Marine- und Kolonial-Bibliothek eine ebenso warme Aufnahme finden wie sein Vorgänger. Möge er mit dazu beitragen, unser Volk, das fast unvermittelt, aber mit gebieterischem Ernst genötigt wird in die Reihe der Weltmächte, in den Kampf um die Beherrschung der Meere zu treten, Herz und Phantasie aus binnenländischer Enge auf die freie Höhe des Meeres hinaus zu führen, seine Seele begeisternd mit großen Weltbildern zu erfüllen, sein Verständnis für die Notwendigkeit seiner großen Aufgaben zu erhöhen: sich Macht und Ansehen in der Welt und seinen Anteil an der noch unverteilten Erde zu sichern; seiner Arbeit, seinem Handel, seiner Schifffahrt, seinen Volksgenossen in allen Teilen der Welt Schutz und Schirm zu gewähren.

Während dieses Blatt zum Druck wandert, konnten wir Anteil nehmen an den erhebenden Schlußstunden des ersten deutschen Kolonialkongresses, der aufs Neue lebendigstes Zeugnis dafür ablegte, daß unser Volk mit begeistertem Ernst entschlossen ist, seine große koloniale Arbeit unverzagt zu vollenden und daß es nach wie vor von der tiefen Überzeugung durchdrungen bleibt, seine wichtigste, drängendste Aufgabe: in der Schaffung einer, seinen Mitbewerbern um die Seeherrschaft Achtung gebietenden Flotte zu sehen.

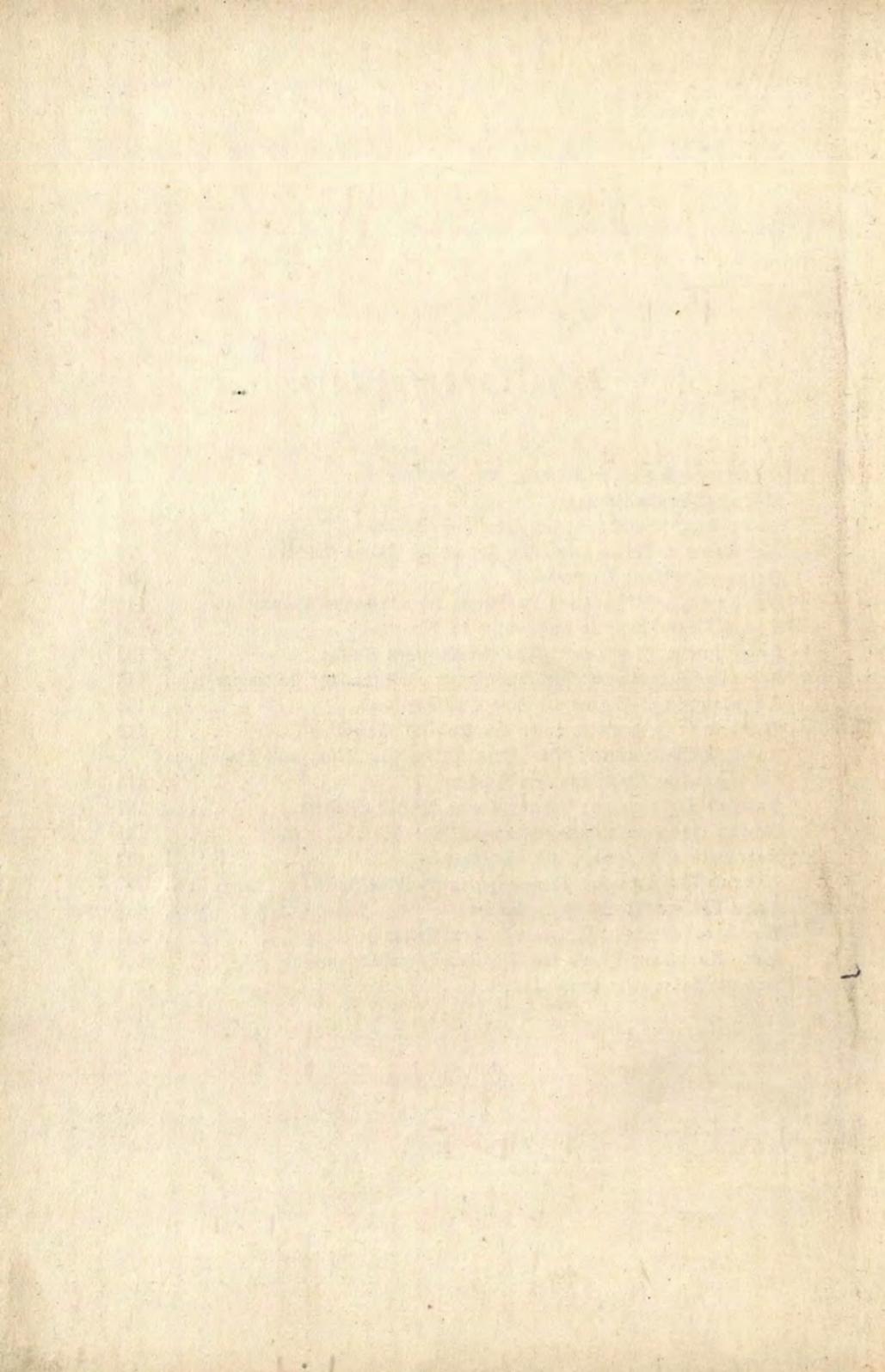
Berlin, den 12. Oktober 1902.

Julius Lohmeyer.



Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Gottfried Schwab: Deutscher Nar, deutscher Nar	VII
M. Leue: Simba-Uranga	1
Frau Eugenie Rosenberger: Zwei Schiffchen	39
Hermann v. Wissmann: Ein Gefecht am Kilima-Ndscharo	70
Helene Pichler: Unter Segel	81
Hermann v. Wissmann: Bestrafung der Wawemba-Sklavenräuber	115
Konrad Weidmann: Plattdeutsch in Ostafrika	126
Hermann v. Wissmann: Das Gefecht gegen Sunda	132
Konrad Weidmann: Ein interessanter ostafrikanischer Küstenmarsch	143
Oberleutnant Schwabe: Eine Springbockjagd	164
Waldemar Zimmermann: Der Ruf des Meeres	172
Konrad Weidmann: Mit Emin Pascha von Msua nach Bagamoho und sein Sturz aus dem Fenster	173
Konrad Weidmann: Regerschulen in Deutsch-Ostafrika	187
Bruno Johansen: Deutschlands Flotte	191
Reinhold v. Werner: Ein Gottesgericht	192
Konrad Weidmann: Trägerlager in Deutsch-Ostafrika	227
John Wilmers: Schiffsjungenliebe	232
Marinepfarrer a. D. Heims: Drei Becher	252
Kurt Doepfen: Hamed bin Thwains Thronbesteigung	267
Johns Wilmers: Probefahrt	278



Deutscher Aar, deutscher Aar!



Deutscher Aar, deutscher Aar
Öffne den kreisenden Bogen,
Den du gezogen Jahr für Jahr,
Laß dein gewaltiges Flügelpaar
Peitschen die Meereswogen!
Draußen über der salzigen Flut
Gilt es zu schützen deutsches Gut —
Deutscher Aar, deutscher Aar
Öffne den kreisenden Bogen!

Deutscher Aar, deutscher Aar
Prüfe die mächtigen Schwingen!
Nicht in engendem Flug fürwahr,
Nein, in fernen, weit und klar,
Wirst du dir Kraft erringen.
Nicht mehr hemme der Ocean
Deiner Hoffnung strebende Bahn —
Deutscher Aar, deutscher Aar
Prüfe die mächtigen Schwingen!

Deutscher Har, deutscher Har,
Über rollende Meere
Ruft dich der feinde drohende Schar,
Deutsches Leben ist in Gefahr,
Deutsches Gut und Ehre.
Brausend um deutscher Schiffe Bug,
Lenke zürnend den stolzen Flug,
Deutscher Har, deutscher Har,
Über rollende Meere!

Gottfried Schwab.

Wir bitten unsere verehrl. Kundschaft davon
Kenntnis nehmen zu wollen, daß wir Eingänge von
Überweisungen auf unsere
Bankkonten, einschließlich Reichsbank-Girokonto
und Postscheck-Konto
von jetzt an nicht mehr schriftlich bestätigen werden.
Stettin, im Juli 1920.

Hedwigshütte A.-G.

Simba-Uranga.

Eine Erinnerung aus dem Kolonialleben.

Von A. Leue.

Es war im Juli 1888, also kurze Zeit vor Ausbruch des Araberaufstandes, der von September 1888 bis zum Frühjahr 1901 in Deutsch-Ostafrika tobte, als ich von der in den Usaramo-bergen liegenden Ansiedlung Bugu nach meiner Station Dar-es-Salaam zurückbeordert wurde, um dort, als zukünftiger Bezirkschef, in Verwaltungsangelegenheiten Vorbereitungen zu treffen. War doch der 15. August 1888 als der Termin festgesetzt, an welchem die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, in deren Diensten ich stand, vertragsmäßig die Administration des unter der Herrschaft des Sultans von Sansibar stehenden Küstengebietes übernehmen sollte. Bekanntlich konnte die Gesellschaft dieses Unternehmen auf die Dauer nicht durchführen, weil die mohammedanische Küstenbevölkerung dagegen rebellierte. — Da mir der zum 15. August überwiesene Bezirk noch ziemlich fremd war, so beschloß ich, die mir verbleibende Zeit zu einer Inspizierungsreise zu benutzen, und mich mit den Verhältnissen des Landes durch eigene Anschauung vertraut zu machen. Eine Karte von Usaramo besaß ich nicht, und ich wußte nur, daß sich mein Bezirk im Norden bis nach Bueni, im Süden bis zum Rufidjiflusse erstrecken werde. Zur Erläuterung des Folgenden schicke ich noch voraus, daß der Wali von Dar-es-Salaam, sowie die sonstigen Organe des arabischen Regimes, heftig gegen mich intri-

guiert hatten, daß es mir aber dessenungeachtet gelungen war, einen zuverlässigen Anhang, und damit eine feste Grundlage für meine Wirksamkeit in der Stadt zu gewinnen.

Etwas verzögert wurde meine Abreise durch den Besuch eines deutschen Kriegsschiffes, dem zu Ehren ich mehrere kleine Partien, wie Jagdausflüge und Treibjagden, arrangierte. Einige Tage darauf dampfte der Kreuzer wieder ab, und ich gab den an Bord befindlichen Offizieren bis zum Außenhafen das Geleit. In der Gegend des Kas*) Dongofundu verabschiedete ich mich von den Herren, und ließ mich von meinen Bootsleuten an Land setzen. — Mein Boot nach der Hafeneinfahrt zurückschickend, stieg ich zu der schroff ins Meer vorspringenden Landdecke empor, und setzte mich, oben angelangt, auf ein Stück alten Gemäuers, um dem heimatischen Fahrzeuge nachzuschauen. Immer kleiner wurden die Umrisse des stolzen Schiffes; und es dauerte nicht lange, so verschwand es soweit unter dem Horizonte, daß nur noch die Masten sichtbar blieben. —

In Gedanken verloren, beschäftigte ich mich mit meiner Expedition, die ich nunmehr ernstlich betreiben mußte. Eben überlegte ich, welche Richtung ich wohl am besten einschlagen könne, als ich hinter mir leise Schritte hörte. Mich umwendend, bemerkte ich den Kadi**) Mohammed bin Seliman, meinen arabischen Freund, der zögernd stehen geblieben war, aus Furcht, mich in meinem Sinnen zu stören. Der ungefähr 40 jährige Kadi sah etwas verstört aus, und strich nervös seinen schwarzen Bart.

„Nun, Mohammed,“ fragte ich ihn, „was giebt es für Nachrichten?“

„Keine schlimmen für dich,“ entgegnete er höflich, „ich bin gekommen, um mit dir zu sprechen.“

„So sprich!“ ermunterte ich ihn.

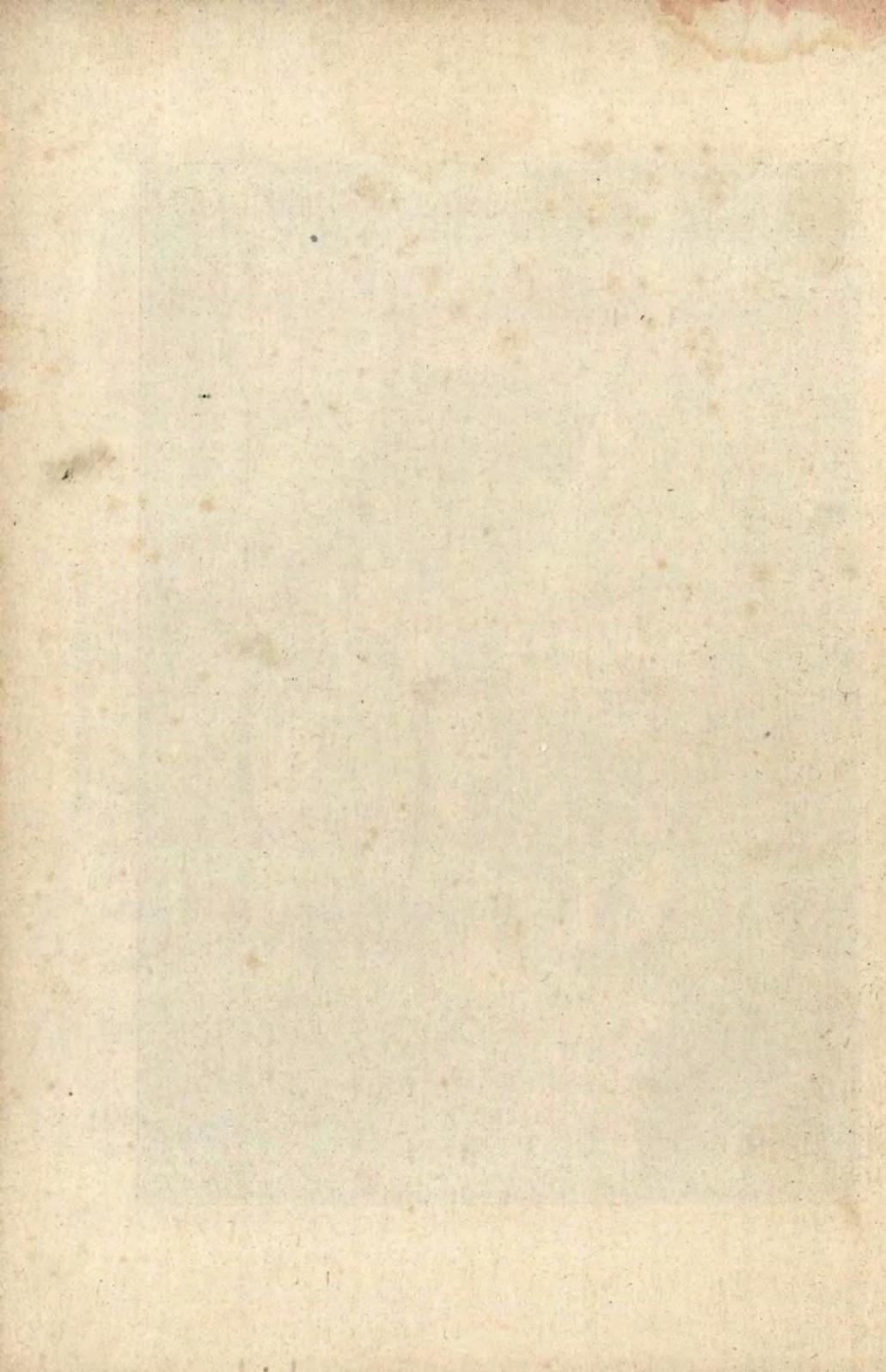
„Von meiner Schamba (Landgut) zu Mjimema, 3 Stunden von hier, sind mir heute morgen einige Personen, darunter meine Tochter geraubt worden.“

*) Kap.

**) arabischer Richter.



Die Sklavinnen Mohammeds.



„Wie, die kleine Fatuma?“ rief ich bestürzt aus, mich innernd, daß Mohammed eine niedliche Tochter von etwa 8 Jahren besitze.

„Nein,“ versetzte der Kadi, „nicht das Kind meiner rechtmäßigen Frau, sondern ein anderes, etwa 12 jähriges Mädchen namens Ribibi, das ich von einer Suria *) habe.“

„Ah, von dieser Tochter war mir nichts bekannt.“

„Leicht erklärlich,“ meinte er; „sie hat stets auf dem Lande bei ihrer Mutter gelebt.“

„Also erzähle!“ rief ich gespannt.

Der Kadi fuhr sich langsam mit der Hand über die Stirn, und berichtete sodann:

„Soeben langte mein Diener Ferusi bei mir an, und teilte mir mit, heute bei Tagesgrauen seien mehrere Männer unter Führung eines Schihiri-Arabers in meine Schamba eingedrungen und hätten sämtliche Weiber, — meine Tochter, ihre Mutter und noch 3 Sklavinnen, — mit all ihrem Schmuck und ihrer Habe gewaltsam weggeführt. Ferusi ist mit einem anderen Boy, Umcah, ihnen nachgegangen, und hat festgestellt, daß ihre Spuren nach Süden führen. Ummaß folgt dieser Fährte noch jetzt.“

„Hast du den Vorfall schon dem Wali**) gemeldet?“ fragte ich, als Mohammed geendet hatte.

Der Kadi schüttelte den Kopf und sein Gesicht verdüsterte sich. —

„Das scheint mir zwecklos zu sein, da ich annehmen muß, daß Abdallah bin Said selbst seine Hand im Spiele hat,“ bemerkte er finster; und fügte, als er meine erstaunte Miene sah, hinzu:

„Entweder will er sich der Weiber als Geiseln gegen mich bedienen, oder er will mich dafür strafen, daß ich dein Freund bin.“

„Und was gedenkst du nun zu thun?“ fragte ich weiter.

„Ich möchte mich sofort an die Verfolgung der Räuber machen, und bitte dich, Bana Mkuba, mich darin zu unterstützen. Die Sache

*) Nebenfrau.

**) arabischer Gouverneur.

ist eilig; denn sind die Frauen erst außer Landes gebracht worden, so sind sie mir verloren.“

Ich dachte nach. — Zu jener Zeit war es nicht unbedenklich, sich im Sultansgebiet mit so heißen Dingen, wie es die Sklavenangelegenheiten waren, zu befassen. Konnten sich doch aus einem derartigen Eingriffe allerlei unangenehme Verwicklungen ergeben, vor allem, wenn dabei geschossen wurde. Indes, was war zu thun? Abweisen konnte ich meinen Freund nicht. Ließ ich ihn aus lauter Bedenklichkeit im Stich, so verlor ich nicht nur sein Vertrauen, sondern auch das meines übrigen Anhangs. Unter allen Umständen mußte ich meine Leute vor den Nachstellungen unserer politischen Gegner zu schützen suchen. Anderenfalls war es mit meinem Einflusse zu Ende.

Es ist noch nicht Mittag, Mohammed,“ sprach ich entschlossen, „und drei Stunden genügen mir zum Packen. Wenn du über unser Ziel nichts verlauten lassen willst, so können wir meinetwegen alasiri*) abmarschieren. Geh zum Wali und melde ihm, daß du mich auf meiner Reise begleiten würdest. Er weiß, daß ich verreisen will, und wird sich nicht wundern, wenn ich dich mitnehme.“

Mohammed verstand mich sofort, und eilte davon. Auch ich begab mich schleunigst nach Hause, um mich zum Abmarsche zu rüsten. Da alle Maßnahmen für die Expedition schon getroffen, und die nötigen Träger schon engagiert waren, so war ich richtig um 3 Uhr mit allen Vorbereitungen fertig. Außer zwanzig Trägern und vier Askari, begleiteten mich noch: Mohammed bin Seliman nebst Boy Ferusi, mein Diener Mandoa, Abdallah der Koch, und der Aufseher Hamiß Mganda. Hamiß diente mir als Wegführer und Kirongosi. Die Askari hatte ich meinem Bootspersonal entnommen. Alle meine Leute, außer den Trägern, führten Mauserbüchsen und Seitengewehre. Auch den Araber hatte ich mit einem Karabiner bewaffnet.

Um in jener bewegten Zeit für den Fall der Not Schutz und

*) Zwischen 3 und 4 Uhr nachmittags.

Hilfe zu haben, hatte ich die zuverlässigsten meiner Untergebenen, — in erster Linie die Bootskleute, Hausdiener und Monatsarbeiter — heimlich in den Waffen geübt, und sie soweit als Askari (Soldaten) ausgebildet, daß sie sich der Hinterlader mit Geschick und Verständnis bedienen konnten. Ich hatte sie sogar in Bugu nach der Scheibe schießen lassen, und mich gefreut, wahrzunehmen, daß sie mit der Büchse allmählich vertraut geworden waren. Diese Vorichtsmaßregel hat sich später vorzüglich bewährt. Ihr habe ich es auch zu danken, wenn es mir während des Aufstandes gelang, Dar-es-Salaam gegen die Rebellen zu halten. — An Kriegszeug fehlte es mir in Dar-es-Salaam nicht. Besaß ich doch ein Arsenal von 35 Gewehren, 35 Seitengewehren und einer Menge scharfer Patronen. Sogar ein ausgezeichnetes Schnellfeuer-Buschgeschütz nebst Munition stand mir zur Verfügung.

Gegen halb vier Uhr setzte ich meine Karawane über die Hafeneinfahrt, und wenige Minuten darauf befand ich mich auf dem Marsche nach dem Süden. Über Magagoni und Mjimpia gelangte ich nach etwa drei Stunden nach Mjimema, einer größeren Ortschaft am Meere, wo ich unweit des Strandes mein Lager aufschlug. — Während sich Mohammed bin Seliman über Nacht nach seiner Schamba begab, um die näheren Umstände des Sklavenraubes zu erkunden, unterhielt ich mich bis zur späten Stunde mit indischen Banianen, von denen etwa ein Duzend in Mjimema wohnte. Wie ich aus der Darlegung dieser Händler entnahm, exportierten sie hauptsächlich Kautschuk und Kopal. —

Früh am Morgen des 10. Juli 1888, bei Tagesanbruch, setzten wir unseren Stab weiter. Zwei Stunden später berührten wir Mbua m a j i, wo ich im Hause des Arabers Abdallah, eines Onkels von Tipputip, mit Mohammed bin Seliman, unserer Verabredung gemäß, wieder zusammentraf. Der Kadi hatte inzwischen festgestellt, daß die Sklavenräuber sich dem Orte Kimbiji zugewandt hätten. Er fürchtete, daß sie ihre Opfer dort an Bord einer Segelbau bringen möchten, und drängte zur Eile. Ohne uns daher in Mbua m a j i, dem Geburtsorte des bekannten Araberhäuptlings Tipputip,

aufzuhalten, strebten wir über Ndege, Sala und Dole (kleine Dörfchen), dem von Mohammed erwähnten Ankerplage zu. Daß sich die Räuber mit ihrer Beute an einer anderen Stelle der Küste eingeschifft haben könnten, war keine Gefahr, da der Strand sich sehr felsig zeigte und das Meer in jener Gegend stark brandete.

Unterwegs trafen wir wiederholentlich auf Schwarzwild, ohne jedoch zu Schuß zu kommen. Die Wildschweine, die sich in den Feldern der Suahili gütlich thaten, schienen sich von den europäischen nicht zu unterscheiden. Die von den Bächen geführten Jungen waren genau so gestreift und gezeichnet, wie die Frischlinge bei uns in Deutschland. Da die Wildschweine in Afrika vielfach unter den Angriffen von Löwen und Leoparden zu leiden haben, sind sie sehr scheu.

Als wir mittags um ein Uhr in Kutani ankamen, erklärten mir die Träger, daß sie zu abgehetzt seien, um an diesem Tage noch weiterzumarschieren. Sie hätten einen Tagemarsch von sieben Stunden zurückgelegt, und mehr könne man billigerweise von ihnen nicht verlangen. Auch der Kirongosi Hamiß meinte, es sei für heute genug. Da ich den Leuten einen plausiblen Grund für meine Eile, ohne ihnen den Sachverhalt zu verraten, nicht angeben konnte, und ich einen Zwang nicht auf sie ausüben wollte, so mußte ich mich bescheiden und in Kutani mein Zelt aufrichten. — Dem infolge der Verzögerung verstimmten Araber gab ich anheim, nach Kimbiji voranzugehen, indem ich ihm gleichzeitig erklärte, daß ich ihm zu seiner Unterstützung gern etliche Bewaffnete zur Verfügung stelle. Mit Freuden ging Mohammed auf meinen Vorschlag ein, und setzte, gefolgt von einigen meiner Askaris, alsbald seinen Marsch fort. —

Am folgenden Tage, also am 11. Juli, konnten wir erst um 8 Uhr aufbrechen, weil ein zu überschreitender Kriek, der Flut wegen, vorher nicht passierbar war. Am Meere entlang ziehend, erreichten wir um 10 Uhr die Gegend von Kimbiji. Kurz, bevor der Ort in Sicht kam, genossen wir noch ein Schauspiel, das seiner Seltenheit und Sonderbarkeit wegen die ganze Karawane vom Wege herab auf den Strand lockte. In einiger Entfernung am Ufer nämlich

tummelten sich in der See Flußpferde, und zwar in solcher Menge, daß das Wasser wie mit rötlichen und violetten Flecken gesprenkelt aus sah. Wenngleich die Tiere, die sich auf einer Untiefe oder auf einer von den Wellen überspülten Sandbank befanden, zu weit entfernt waren, um ein sicheres Ziel zu bieten, so konnte ich doch der Versuchung nicht widerstehen, mit meiner Jagdbüchse verschiedentlich hinzuhalten. Die Flußpferde ließen sich aber nicht irritieren, sondern trieben ihr ungeschlachtet Spiel fort, ohne sich um uns zu kümmern. — Meine Leute waren bei mir stehen geblieben und vergnügten sich damit, meine Schüsse zu beobachten. — Mit einem Male, als ich eben geschossen hatte, schrien sie „Kiboko!*) Kiboko!“, und rissen aus. Aus der Brandung hob sich, unmittelbar vor mir, ein ungeheures Flußpferd empor, schnaubte mich grimmig an, und sank langsam wieder weg. Es machte just den Eindruck, als ob das Kiboko nur zu dem Zweck von der Sandbank herübergekommen wäre, den Störenfried zu verjagen, oder ihn sich doch einmal in der Nähe zu betrachten. Ich lud mein Gewehr, in der Hoffnung, das Tier nochmals austauschen zu sehen. Es war indes klug genug, sich nicht wieder blicken zu lassen. —

In Kimbiji, einem Orte von 70 Hütten, wo auch einige indische Händler domizilierten, teilte mir Mohammed bin Seliman, der uns dort erwartete, verdrießlich mit, daß er um einen Tag zu spät gekommen sei. In der Nacht vom 9. zum 10. Juli hätten die Räuber mit den gefangenen Frauen in Kimbiji übernachtet. Sie hätten die einzige im Hafen liegende Dau, welche übrigens gerade Bretter lade, zur Fahrt nach Sansibar benutzen wollen, jedoch davon Abstand genommen, weil der Schiffer mit der Ladung noch nicht fertig, und deshalb verhindert sei, in See zu stechen. Augenscheinlich seien sie weitergereist, um ihr Glück an einem der anderen kleinen Hafensplätze zu versuchen. Ganz entflammt durch diese Nachricht, gedachte ich sogleich zur Verfolgung der Räuber aufzubrechen, wurde aber von dem Rabi daran gehindert mit dem Bemerken, daß wir noch auf

*) Flußpferd.

Jerusi, den er auf Kundschaft ausgeschildt, zu warten hätten. Bevor wir nicht wüßten, wohin, könnten wir unmöglich abmarschieren. Da gegen die Richtigkeit dieses Hinweises nichts einzuwenden war, mußte ich mich, wohl oder übel, fügen. Endlich, gegen 1½ Uhr, kehrte der Boy zurück mit der Meldung, daß dem Anschein nach die Sklaventräuber sich nach Kiffiju gewandt hätten. — Also auf! — nach Kiffiju, einem Küstenorte, wo ein arabischer Akifa mit 25 Irregulären hausen sollte. Da ich sowieso mit den arabischen Beamten bezüglich ihrer Übernahme in den deutschen Verwaltungsdienst zu verhandeln hatte, so war mir diese Route ganz angenehm.

Der Weg, den wir jetzt einschlugen, führte uns durch bewaldetes Gelände, das vielfach mit mächtigen Deleppalmen bestanden war. Die Stämme dieser schönen Fächerpalmen, die sich bis zu einer Höhe von 25 Meter erhoben, zeigten sämtlich in der Mitte eine starke Schwellung. Auch die eigenartigen Dumpalmen kamen mir hier oft zu Gesicht.

Gegen 5 Uhr langten wir in Puna an, einer Landschaft, die insofern interessant ist, als nach dem aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. stammenden Periplus des Arrian das alte Rapta, die äußerste Kolonie der römisch-ägyptischen Handelsflotte, hier gelegen haben soll. Das Wort Rapta soll abzuleiten sein von Raptis, den genähten Mattensegelbarcken, welche auch den Portugiesen zur Zeit Vasco da Gamas sofort auffielen, und die unter dem Namen „Mtepen“ heute noch an der ostafrikanischen Küste im Gebrauch sind. Den Forschungen des Gelehrten Carolus Müllerus zufolge muß mit dem alten Cap Raptum das heutige Ras Mamba-mkuu gemeint sein.

Obgleich die Einwohner Punas freundlich genug waren, uns zum Bleiben einzuladen, so wäre ich doch, dem Radi zu Gefallen, gern weitermarschiert. Unserem Marsche wurde aber dadurch ein Ende bereitet, daß uns ebenso wie am Morgen ein mto-wa-bahari, ein Salzwasserkriek, den Weg versperrte. Um ihn durchwaten zu können, mußten wir wieder die Ebbe abwarten. Dieser Umstand, der unsere Reise unnötigerweise verzögerte, war uns um so unangenehmer, als die Sklaventräuber sowieso schon einen großen Vor-

sprung hatten. Allein, da sich weder ein Boot, noch eine Brücke vorfand, war an der Situation nichts zu ändern.

Die Stelle, auf der wir übernachteten, lag sehr romantisch. Wir lagerten oben auf dem hohen Meeresufer unweit eines düsteren Vorgebirges. Es war ein Genuß, dort im Freien den kühlen Juliabend zu verbringen. Der Himmel war, wie gewöhnlich um diese Jahreszeit, wolkenlos und sternklar. In den Kronen der uralten Bäume, die sich über uns wölbten, flüsterte leise der Abendwind, und tief unter uns murmelten die Wellen des indischen Ozeans. Bis zu später Stunde saßen Mohammed und ich in angeregtem Gespräche zusammen. Durch die Stille der Nacht tönte das Brausen der Brandung von dem Kap herüber, wo sich schäumend die Wogen an den Felsen brachen. Als ich endlich mein Lager aufsuchte, hielt mich das weiche Rauschen der See noch lange wach. Dies machte mir aber keine Beschwerde. Hatte ich doch, da für den folgenden Morgen vor 8 Uhr nicht an den Aufbruch zu denken war, genügend Zeit, um auszuschlafen. —

Nachdem wir am Morgen des 12. Juli den vorerwähnten Krief überschritten hatten, führte uns unser Weg stundenlang durch Reischamben. Soweit das Auge reichte, erblickte man, fast wie in Deutschland, wogende Fruchtfelder. Wie ich in Buna hörte, war der dortige Reis von so vorzüglicher Qualität, daß er in ganzen Dauladungen als Delikatesse nach Sansibar exportiert wurde. Auch weiter in Mbuyuni boten sich große Reisfelder dem Blicke dar. Überhaupt schien diese ganze Gegend, vor allem das Thal des Mbesiflusses, sehr fruchtbar und demgemäß stark angebaut zu sein. Da der Mbesi sich an der Mündung als einigermaßen tief erwies, sahen wir uns gezwungen, ihn weit draußen auf der Kniehoch mit Wasser bedeckten Barre zu überschreiten. Es war ein sonderbares Gefühl, so weit vom Lande durch die See zu pilgern. Indes hatten wir einen Fischer aus dem Orte Pemba-mnasi mitgenommen, der die Wasserverhältnisse genau kannte und uns trefflich führte. — Um den Zeitverlust des vorhergehenden Tages einzuholen, wollten wir einen möglichst großen Marsch machen. Indes schon in Bossa,

einem kleinen Fischerdorfe an der See, stießen wir wieder auf ein Hinderniß, und zwar diesmal auf einen „hori“, einen breiteren Meeresarm, der nur per Boot zu passieren war. Es dauerte eine ganze Weile, bis es uns gelang, die Fährleute aufzustöbern und sie dazu zu bringen, uns in ihren elenden Einbäumen überzusetzen. Die Forderung dieser störrischen Burschen, die den Wert ihrer Arbeit sehr überschätzten, und den unseres Geldes zu gering anschlügen, war so exorbitant, daß ich nicht übel Lust verspürte, mich mit ihnen unter Anwendung von ungebrannter Asche auseinanderzusetzen. Für die kurze Fahrstrecke von kaum mehr als 100 Meter verlangten sie $\frac{1}{2}$ Kup (= 75 Pfg.) pro Kopf der Karawane. Wenngleich mir dieser Fährlohn natürlich zu hoch erschien, so bewilligte ich ihn schließlich doch, um Aufsehen und Aufenthalt zu vermeiden. Wer aber beschreibt mein Erstaunen, als die Fährleute, nachdem ich schon die Rechnung beglichen, nachträglich noch für die Beförderung jeder Last eine klingende Entschädigung verlangten, unter dem Vorwande, sie hätten nicht gewußt, daß auch Lasten zu transportieren gewesen seien! Als ich nun die Geduld verlor und einfach abmarschierte, ohne ihr Gerede zu beachten, wagten sie sogar, mir in den Weg zu treten; und ich mußte den Revolver ziehen, um mir die Freibeuter vom Halse zu halten. Unter lauten Drohungen machten sie sich davon. — Von der Frechheit, die zur Zeit der arabischen Herrschaft die Küstenleute teilweise an den Tag legten, kann man sich in Deutsch-Ostafrika heute überhaupt keinen Begriff machen. Damals schienen die Eingeborenen sich einzubilden, daß die Europäer nur zu dem Zweck nach Ostafrika kämen, von ihnen geprellt und ausgeplündert zu werden. Von dieser Sucht haben wir sie allerdings gründlich kuriert.

Die Überschreitung des „hori“ hatte uns viel Zeit gekostet; und die Sonne war schon im Untergehen begriffen, als wir uns wieder in Bewegung setzten. Ich hätte gern nach Überwindung des Hindernisses sofort das Lager aufgeschlagen, aber die Gegend zeigte sich so unwirtlich, daß ich davon Abstand nahm. Wir mußten also das nächste Dorf, B a v u, zu erreichen suchen. Stundenlang ging es im

Dunkeln durch Moor und Sumpf. Die einzige Abwechslung, die es gab, boten uns die feuchten Wiesen, und zwar insofern, als Unmengen von Leuchtäfern auf ihnen ihr Wesen trieben. Nahm es sich doch eigenartig genug aus, das ganze Gelände oft mit leuchtenden und blitzenden Punkten besäet zu finden. Ein poetisches Gemüt hätte in dem geisterhaften Schweben und Weben der geheimnisvollen Flämmchen den schönsten Elfenreigen erschauen können.

Gegen 9 Uhr standen wir müde und zerschlagen vor Babu. Die Boma des Dorfes war jedoch geschlossen und wurde auch trotz allen Rufens und Lärmens nicht geöffnet. Schon gingen einige meiner Askari daran, sich gewaltsam Eingang zu verschaffen, als plötzlich das Thor aufgerissen wurde, und eine Anzahl von Männern mit geschwungenen Speeren uns entgegentrat. Wütend schrieten sie uns an, was wir in so später Stunde noch wollten, und drohten, uns niederzumachen, falls wir uns nicht sofort verzögen. — Es wäre auch vielleicht zum Blutbergießen gekommen, wenn es nicht unserem besonnenen Kirongosi Hamiß gelungen wäre, die Eingeborenen von unseren friedlichen Absichten zu überzeugen. Unter Murren und Schimpfen ließen sie uns endlich einrücken, und duldeten es mit knapper Not, daß wir auf dem Hauptplatze des Dorfes unsere Zelte errichteten. Ohne sich jedoch weiter um uns zu kümmern, verschwanden sie in ihren Hütten, und waren trotz aller Vorstellungen nicht zu bewegen, uns Wasser, Mehl und Brennholz zu besorgen. Die Folge davon war, daß die meisten meiner Leute hungrig und durstig schlafen gehen mußten, was um so bedauerlicher war, als wir einen recht anstrengenden Marsch hinter uns hatten.

Da sich die ungemütlichen Bewohner auch bei Sonnenaufgang, wo ihnen unsere Harmlosigkeit doch hätte einleuchten müssen, nicht zugänglicher zeigten, so schüttelten wir den Staub dieser ungestlichen Stätte von unseren Füßen, und beeilten uns, weiterzukommen.

Nach wenigen Stunden kamen wir nach Magatani, einem lauschigen, von mächtigen Mangobäumen beschatteten Dörfchen, wo uns die Einwohner, im Gegensatz zu denen von Bossa und Babu, außerordentlich liebenswürdig aufnahmen. Besonders ein Holzfundu,

der eben mit der Zimmerung eines großen Bootes beschäftigt war, schleppte, selbstverständlich gegen gute Bezahlung, alles herbei, was uns nötig war. Und nicht lange, so kochten und brieten meine Leute, daß es eine Lust war, zuzuschauen. Vor allem gab es in Magatani einen vorzüglichen Reis, der dort in der ganzen Gegend gebaut wird.

Frohen Mutes ging es nach der Espause dem Orte Kiffiju zu, den wir um die Mittagszeit erreichten. Kiffiju war ein großes, aus etwa 200 Gehöften bestehendes Dorf, das von einem Walde von Fruchtbäumen umgeben war. Den Mittelpunkt bildete der Marktplatz, an welchem das Anwesen des Akidas Matari, des Vertreters des Sultans von Sansibar, lag. Hier wohnten auch einige indische Kaufleute, die offene Läden hielten, und ihrer Angabe nach hauptsächlich Reis und Kopal ausführten.

Der Akida Matari, vor dessen Wohnung ich mein Zelt aufschlug, war ein älterer, stattlicher Mann, der sich mit großer Würde zu bewegen wußte. Gleich nach meiner Ankunft machte ich ihm mit dem Kadi einen Besuch. Umgeben von 5 oder 6 seiner Krieger und Vertrauten, empfing er mich in seiner Barasa,*) und ließ mir und Mohammed alsbald Kaffee servieren. — War Matari auch nicht gerade zuvorkommend gegen mich, so benahm er sich doch durchaus höflich und korrekt. Als mich einer seiner Trabanten, die sich fast sämtlich frech und vorlaut zeigten, fragte, was wir Deutschen, die doch niemand gerufen hätte, im Lande eigentlich wollten, warf ihm Matari einen abmahnenden Blick zu und schüttelte mißbilligend das Haupt.

Von den Sklavenräubern war in Kiffiju nichts in Erfahrung zu bringen. Augenscheinlich hatten sie es vermieden, diesen Ort zu berühren, und waren daran vorbeigezogen. Obgleich der Kadi nun ihre Fährte verloren hatte, so war er doch nicht unglücklich darüber. — Im Gegenteil, er war sehr vergnügt, und äußerte:

„Die Strauchdiebe sind nicht hierher gekommen, weil sie nicht

*) Veranda.

erkannt zu werden wünschen. Durch den Umweg haben sie aber Zeit verloren, und außerdem die Gelegenheit verpaßt, sich einzuschiffen. Ist doch gerade heute Nacht aus dem hiesigen Hafen eine Dau nach Sansibar abgegangen. Die Spur der Buben wollen wir schon wiederfinden. Sie werden nach Simba-Uranga gegangen sein, um von dort mit einer der vielen Holzdaus zu fahren.“

Während ich mir nachmittags vor meinem Zelte die Zeit damit vertrieb, daß ich Milane, die Geißel der Hühnerhöfe, aus der Luft herabschoß, kam Matari mit einigen Arabern zu mir, um mir einen Gegenbesuch zu machen. Der Akida war im vollen Staate. Er trug am Leibe ein langes, blütenweißes Gewand, das um die Taille von einem silbernen Gürtel zusammengehalten wurde, auf dem Kopfe einen seidenen Turban, dessen Enden auf den Nacken herabfielen, und an den Füßen huntbestickte Ledersandalen. Von den Schultern herab fiel ihm ein schwarzer goldgestickter Tuchmantel, und im Gürtel steckte ihm der silberne Handjar. Als er so, auf sein mittelalterlich hohes, mit silbernen Kettchen behängtes Schwert gestützt, vor mir stand, mußte ich mir gestehen, daß er eine vornehme Erscheinung darbot. Er mochte ein Typus sein jener arabischen Ritter, die unter Saladin den Kreuzfahrern zu schaffen machten. — Die Begleiter des Akidas waren ähnlich gekleidet. —

Matari machte mir einige Komplimente bezüglich meiner Treffsicherheit; und betonte, daß Kiffiju sehr unter den Belästigungen von Raubvögeln und sonstigen Schädlingen zu leiden hätte. Die ganze Umgebung des Dorfes wimmelte unter anderen von Affen, die die Schamben verheerten. Wenn ich einen Spaziergang mit ihm machen wollte, so würde er sie mir zeigen. — Ich erklärte mich gern bereit, mitzugehen, und beauftragte einen meiner Diener, mir mit Jagdgewehr und Patrontasche zu folgen. Thatsächlich trafen wir, als wir durch die Gärten wandelten, bald auf eine Bande von Meererkazen, die sich eifertig in den nahen Busch flüchteten. Um dem Akida gefällig zu sein, schoß ich ihnen nach, und erlegte ein Exemplar. Ein dunkelbrauner, schwarzbärtiger Araber aus Mataris Gefolge, namens Kipilipili, der mir schon vorher durch sein schroffes

Wesen aufgefallen war, meinte höhnisch, auf so kurzen Abstand zu treffen, sei keine Kunst; das könne er auch.

„Über schieß doch einmal jenen Affen, der dort auf dem Baume sitzt,“ fuhr er fort, indem er auf einen etwa 200 bis 250 Meter entfernten Mangobaum zeigte. Als ich hinblickte, bemerkte ich das Tier anfangs gar nicht in dem Laubwerk, und entdeckte es erst, nachdem ich darauf aufmerksam gemacht worden war, an dem weißen Flecken auf der Brust. Ich verspürte nun keine große Lust, mein Schützenrenommee aufs Spiel zu setzen, und entgegnete kühl:

„Wenn du es für so leicht hältst, zu treffen, so schieß du doch den Affen.“

„Ich kann es, offen gestanden, nicht; aber ich glaube, du auch nicht,“ spottete er weiter. — Alle Umstehenden lachten, und schienen sich über die Dreistigkeit ihres Landsmanns zu freuen. — Ich meinerseits ärgerte mich über den Burschen, und dachte: Versuchen kann man es ja; schlimmstenfalls schießt man vorbei.

„Wir wollen sehen,“ sprach ich laut, und hob mein Gewehr. — Da meine Büchsfinte, von der Firma S. Vene in Berlin, ein ausgezeichnetes Gewehr war, und ich damals viel Übung im Schießen hatte, so schoß ich leidlich gut. Besonders auf jener Reise war ich sehr treffsicher. Verschiedentlich hatte ich Mohammed schon in Erstaunen gesetzt, wenn ich auf größere Entfernungen selbst Vögel mit der Kugel erlegte. Und selbstverständlich hatte es sich der Kadi angelegen sein lassen, meinen Ruhm in die Welt hinauszuposaunen. Wenn auch für europäische Verhältnisse meine Leistungen auf diesem Gebiete nicht gerade erschütternd waren, so mochte den Arabern, die gemeiniglich mangelhafte Gewehre führen und demgemäß meist schlecht schießen, meine Schießkunst immerhin phänomenal erscheinen. —

Als ich das Ziel nahm, verschwand das Objekt fast hinter dem Korne. Ohne lange zu zielen, hielt ich auf den unteren Rand des vorerwähnten weißen Flecks, und berührte den Stecher. — Der Schuß fiel, und der Affe stürzte durch das Gezweig zur Erde. — Lauter Jubel erschallte. Schnell eilten einige der Männer hin, die Beute zu holen.

Es war ein großer Grünaffe, den ich getötet hatte. Die Kugel hatte ihn mitten in die Brust getroffen. — Ohne mich an das Gezeter der Araber, die sich vor Bewunderung gar nicht zu fassen vermochten, zu kehren, reichte ich das Gewehr meinem Boy zurück, und setzte mit Matari den Spaziergang fort. — Wir stiegen über die mit Kasuarinen bedeckten Dünen, in deren Schutze Kiffiju liegt, und begaben uns an den Strand, um einen Blick auf Kwale zu werfen, eine bewohnte Insel, die von der Küste nur wenige Seemeilen entfernt ist.

Vom Strande aus besuchten wir eine als Hafen dienende Bucht, wo mehrere Daus vor Anker lagen, und gingen sodann zum Dorfe zurück.

Unterwegs nahm ich Gelegenheit, mit dem Akida von der bevorstehenden Veränderung der Dinge in Bezug auf die Küstenverwaltung zu sprechen. Wie es schien, war er schon von Sansibar aus davon in Kenntnis gesetzt, denn er äußerte weder sein Erstaunen, noch sein Befremden darüber. Als ich Matari fragte, ob er eventuell geneigt sein würde, mit seinen Kriegerern in den Dienst der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft überzutreten, verhielt er sich ziemlich abweisend dagegen. Er lehnte meinen in dieser Richtung gehenden Vorschlag nicht gerade ab, legte aber auch keine sonderliche Begeisterung dafür an den Tag; sondern meinte nur, er müsse sich die Sache noch überlegen, und könne sich von heute bis morgen nicht entschließen. Wenn es mir recht sei, wolle er mir eine schriftliche Antwort nach Dar-es-Salaam schicken.

Mehr glaubte ich vorläufig nicht verlangen zu können. War ich doch froh, daß meine Mitteilung nicht ungünstiger aufgenommen wurde. Andererseits verhehlte ich mir nicht, daß die Stimmung der Araber eine recht bedenkliche sei. Auch Freund Mohammed, der inzwischen die Ansicht der übrigen Großen Kiffijus in meinem Auftrage sondiert hatte, war auf einen gewissen grundsätzlichen Widerstand gestoßen, und ließ sich gedrückt darüber aus.

Des Abends verbrachte ich mit Mohammed einige Stunden im Kreise der Araber und Beludschan, die sich vor dem Hause des

Akidas versammelt hatten. Es mochten gegen 30 Personen sein, die auf Stühlen oder Matten im Freien saßen. Unter ihnen befand sich auch ein Beludschien-Zemadar namens Safiri, der mich mit besonders unfreundlichen Augen anzusehen schien. Mir fiel damals auf, daß er sein Wehrgehänge mit silbernen Knöpfen geschmückt hatte, die aus französischen Fünffrankstücken hergestellt waren. — Ich hatte mir die Erlaubnis erbeten, die illustre Gesellschaft bewirten zu dürfen, und war zu meiner Genugthuung auf keine Abjage gestoßen. Was mir an Ess- und Trinkwaren dazu nötig war, hatte mir einer der indischen Händler gefälligerweise besorgt. — Die Sache ging auch tabellos. Ununterbrochen präsentierten meine Diener die Kaffeeschalen, Scherbetgläser und Biskuitschachteln. Auch die Laune war im allgemeinen eine gute. Zum Schluß aber schien die Stimmung umzuschlagen, und das Gespräch fing an, eine unerquicklich politische Färbung zu bekommen.

Vergebens bemühte ich mich, ihm eine unverfängliche Richtung zu geben. Neben mir saß der Araber Kipilipili, ein berühmter Sklavenhändler, der sich dauernd in einer brüskten und herausfordernden Tonart gefiel. Sein Name „Kipilipili“ war nur ein *nom de guerre*, und bedeutete bezeichnenderweise „schwarzer Pfeffer“. Wie er wirklich hieß, habe ich nicht erfahren können. — Um dem Manne eine Freundlichkeit zu sagen, lobte ich eine auf seinem Schoße liegende doppelläufige Perkussionsflinte mit außerordentlich dünnen Läusen. Scherzend fügte ich hinzu:

„Du darfst sie aber jedenfalls nicht überladen, da sie sehr leicht zu sein scheint.“

„Oh, sie springt nicht,“ versetzte er kalt.

Hierbei hielt er mir die Flinte, wie um sie mir genauer zu zeigen, nahe vor's Gesicht, und drückte gleichzeitig beide Läufe ab. — Wenngleich mir von dem Knalle die Ohren dröhnten, so zuckte ich doch nicht mit dem Kopfe zurück, und sagte nur ruhig: „Nein, sie springt nicht.“ Innerlich war ich jedoch so empört über diese Rücksichtslosigkeit, daß ich bald darauf aufstand, und mich verabschiedete. Auch Matari, und Mohammed, welsch' letzterer bei dem Akida

wohnte, folgten meinem Beispiele, augenscheinlich, um die Sitzung abzukürzen.

Den jüngeren Arabern fiel aber gar nicht ein, schon nach Hause zu gehen. Bis tief in die Nacht hinein hörte ich sie von meinem Zelte aus bald laut, bald leise reden. Da sie, nachdem wir uns vorher auf Kisuahili unterhalten hatten, jetzt arabisch sprachen, konnte ich nicht verstehen, um was es sich handelte. Einen Augenblick stieg in mir der Gedanke auf, die Gesellen könnten etwas Feindseliges gegen mich im Schilde führen, und unwillkürlich fragte ich mich, ob sich nicht der 13. Juli für mich als ein Unglückstag erweisen würde. — Ganz unberechtigt war diese Besorgnis nicht. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß diese selben Araber einige Monate später uns wirklich mit den Waffen in der Hand gegenüberstanden, so kann man die Möglichkeit nicht ausschließen, daß sie schon am 13. Juli die Chancen der Rebellion unter sich erwogen haben. — An jenem Abend aber verwarf ich bald wieder diese Idee. Jedenfalls erschien mir der Akida Matari zu ritterlich, als daß ich ihm hätte zumuten mögen, er könne das heilige Gastrecht mißachten und auf schnöden Verrat sinnen. — Und darin habe ich mich ja auch nicht getäuscht.

Wenn aber der 13. Juli 1888 als Schauritag ein Tag von schlimmer Vorbedeutung war, so ist er es nicht für mich, sondern für die Araber von Kiffiju gewesen. Ein halbes Jahr später waren schon viele derselben gefallen. Kipilipili fand ich eines Tages, unter den Leichen anderer Kiffiju-Leute, tot auf dem Kampfplatze vor Dar-es-Salaam liegen; Matari wurde vor Dar-es-Salaam verwundet, und Safiri, der Zerstörer der katholischen Mission von Bugu, endete zur Wischmann-Zeit in Dar-es-Salaam am Galgen. Matari aber und der Rest seiner Krieger haben schließlich Ostafrika aufgeben und nach Arabien zurückkehren müssen. —

Nachdem wir am 14. Juli in der Frühe den Hafenkrieg von Kiffiju überschritten hatten, marschierten wir, am Meeresstrande entlang, dem Süden zu. Nach kurzer Zeit passierten wir das ehemalige portugiesische Fort Kela, von dem im Jahre 1859 Dr. Roscher,

feiner Kartenskizze zufolge, noch 2 Türme und eine Hausruine vorgefunden hat. Ursprünglich hatte das Fort augenscheinlich auf dem hohen Ufer gestanden. Im Laufe der Jahrhunderte hatte aber die Meeresslut an dem Gestade genagt, und der sandige Strand war dem Gebäude immer näher gerückt. Schließlich schienen die Wellen das Mauerwerk unterwühlt und es den Abhang hinuntergeschleudert zu haben. Jedenfalls lag es, als ich 1888 dort vorüberzog, zum größten Teil auf dem Strande, während oben nur noch eine Hausecke übrig geblieben war. Interessant war es mir, feststellen zu können, daß die Quadersteine, die im Sande vergraben oder auf der Uferböschung zerstreut lagen, von europäischen Steinmetzen bearbeitet worden waren. Sie gehören also aller Wahrscheinlichkeit nach zu den Haussteinen, von denen berichtet wird, daß die Portugiesen sie aus Europa als Ballast in ihren Segelschiffen mit nach Ostafrika gebracht hätten, um sie dort als Baumaterial zu verwenden.

Gegen 10 Uhr morgens erreichten wir Rivmangao, einen Ort, der etwas landeinwärts hinter den Dünen liegt. Es war ein nicht unbedeutender Handelsplatz, wo 25 indische Kaufleute, und zwar mohammedanische Koja, wohnten, von denen nicht weniger als fünf im Besitz von großen Segeldaus waren. Exportiert wurde hauptsächlich Kautschuk und Kopal; aber auch an Elfenbein fehlte es nicht, da der Ort durch Karawanenverkehr mit dem Innern in Verbindung stand. Rivmangao machte einen zwar unschönen, aber recht wohlhabenden Eindruck. Die Indier, die zumeist in mit Wellblech gedeckten Steinhäusern wohnten, hatten nicht allein für leidlich gute Straßen, sondern auch für Kanäle zur Ableitung der Tagewasser, sowie für Brückenstege gesorgt. Sie trieben auch etwas Landwirtschaft und besaßen viele Rinder.

Nachdem wir uns einigermaßen restauriert und vor allem an saurer Kuhmilch gelabt hatten, setzten wir unsere Reise fort. Über das hübsch gelegene Rivinje, eine Ortschaft von 30 bis 40 Häusern, gelangten wir nachmittags nach Sindaji, einem größeren Ausfuhrplatz, wo eine ganze Anzahl von indischen Bavianen hausten. Exportartikel waren: Kautschuk, Kopal, Sesam, Reis, Elfenbein,

Flußpferdzähne und Schweinschauer. Auch hier gab es eine Menge von Kühen, die sich aber sämtlich in den Händen der Baniänen befanden. Infolgedessen mußten wir leider auf den uns angebotenen Genuß von Butter, saurer und süßer Milch Verzicht leisten. Teilte ich doch vollkommen den Widerwillen, den die Mohammedaner aus Reinlichkeitsgründen gegen die Brahmanen haben. Was die Mohammedaner in Ostafrika in meinen Augen stets hochgestellt hat, war der Umstand, daß man alles, was aus ihrer Küche kam, mit gutem Gewissen genießen konnte. Mochten sie auch sonst in ihrem Wesen manches zu wünschen übrig lassen, so war doch ihre Art der Speisezubereitung in den meisten Fällen einwandsfrei. —

Während ich des Abends vor meinem Zelte saß, wurde auf einer Kitanda*) ein Araber herangezogen, von dem seine Angehörigen behaupteten, daß er weit über 100 Jahre alt wäre. Der alte Mann, der etwa wie ein Achtziger aussah, wünschte mit mir bekannt zu werden. Er sprach aber so leise und undeutlich, daß ich ihn nicht verstehen konnte, und mich eines seiner Verwandten als Dolmetschers bedienen mußte. Der Greis teilte mir mit, daß er schon ein bejahrter Mann gewesen sei, als Seyid Said bin Sultan, der Gründer der Sansibar-Dynastie, mit seiner Flotte aus Maskat gekommen sei und sich in Sansibar festgesetzt habe. — Dies ist aber um das Jahr 1840 geschehen. Wenn also die Angabe des Mannes richtig war, so mochte er immerhin Ende des 18. Jahrhunderts geboren sein.

Unverständlich war mir aber, daß er anführte, in seiner Jugend sei das Fort Kela noch von Portugiesen besetzt gewesen, während es doch historisch feststeht, daß die Portugiesen von den Arabern und Küstenleuten um das Jahr 1740 aus Deutsch-Ostafrika endgültig verdrängt worden sind. Möglich wäre es ja allerdings, daß sich einige portugiesische Posten noch längere Zeit behauptet haben könnten, ebenso, wie sich während der letzten gegen die Deutschen gerichteten Küstenrebellion Dar-es-Salaam und Bagamoyo ja auch

*) Negerbett.

gehalten haben. — Als der alte Herr seine Neugierde befriedigt, und mich genug betrachtet hatte, ließ er sich kopfschüttelnd wieder wegbesördern. Wahrscheinlich wollte er sich vergewissern, wie die Europäer aussähen, die als neue Eindringlinge von den tapferen Muslimen nun wieder vertrieben werden mußten. —

Über Makorora, Mjungu, Mjimema und Pemba marschierten wir am folgenden Tage nach Kikunja, einem Handelsplatze, der am Hori Baniani, einem Arme des Rufidjiflusses lag. Alle diese an schiffbaren Krieks gelegenen Ortschaften waren, ihrer günstigen Situation wegen, von indischen Kaufleuten bewohnt, die Kautschuk, Kopal, Wachs, Sesam, Kibokozähne und etwas Elfenbein exportierten. In Kikunja residierte wieder ein sansibaritischer Atida, namens Said bin Achmed, welcher, von seinen 25 Kriegeren umgeben, uns bei unserem Einzuge feierlichst empfing. Dieser Said war ein richtiger doppelzüngiger Orientale, der viel versprach und wenig hielt, der sich freigebig zeigte mit Dingen, die ihn nichts kosteten, und immer nur auf seinen eigenen Vorteil bedacht war. Schon unterwegs hatte mich Mohammed, der ihn persönlich kannte, vor ihm gewarnt, und mich darauf aufmerksam gemacht, daß der Atida unaufrichtig und unzuverlässig sei. Als ich mit Said bin Achmed bezüglich seines Übertritts in den deutschen Verwaltungsdienst verhandelte, ging er scheinbar auf alles ein, und schwor sich hoch und teuer, unter Daransetzung von Leib und Leben zu uns halten zu wollen. — Haus und Hof stellte er mir zur Verfügung, und versprach mir, allen meinen Wünschen sofort nachzukommen. — Als ich aber, diese Zusage benützend, einige Lebensmittel für meine Leute begehrte, erhob er schon Bedenken, und verwies mich an die indischen Kaufleute in dem benachbarten Kikale, um schließlich sich doch zu der Lieferung bereit finden und sich jede Kleinigkeit übermäßig bezahlen zu lassen. Dieselben Schwierigkeiten machte er in Bezug auf die Beschaffung einiger Boote, die ich für den folgenden Tag haben wollte, um das Rufidji-Delta zu befahren. — Auch in diesem Falle stellte er nach langem Schauri in Aussicht, daß wir die Fahrzeuge am nächsten Morgen unweit der Bumifähre vorfinden

sollten. Er selbst werde, betonte er, sofort nach seiner Schamba am Bumi, einem Nebenflusse des Rufidji, aufbrechen, um von dort aus alle Hebel in Bewegung zu setzen. — Als ich meinem Freunde Mohammed, der inzwischen, allerdings vergebliche, Nachforschungen nach den Sklavenräubern angestellt hatte, von dieser Abmachung in Kenntniss setzte, meinte er, Said habe sich nur aus Kikunja entfernt, um den weiteren Anforderungen an seine Gefälligkeit aus dem Wege zu gehen. — Und damit hatte der Kadi den Nagel auf den Kopf getroffen. —

Wir lagerten unweit des Gehöftes des Akidas, auf einem freien, schönen Plage unter hohen Bäumen, wo das junge Volk von Kikunja gewöhnlich seine Tänze aufzuführen pflegte. Hier sollte uns noch am selben Abend eine Überraschung zu teil werden. Während nämlich Mohammed und ich in meinem Zelte bei unserem bescheidenen Nachtmahle saßen, trat plötzlich Mohammeds Sklave Umas, derselbe, der den Spuren der Sklavenräuber nachgegangen war, und von dem wir bisher nichts wieder gehört hatten, bei uns ein, und meldete, daß er die Fährte der Gesellschaft bis nach Kikale verfolgt habe. Dort hätten diesen Morgen die Räuber mit den gefangenen Frauen ein Boot bestiegen und seien nach der Delta-Insel Sininga abgefahren. Während er in Kikale nach einer gleichen Fahrgelegenheit geforscht habe, sei ihm zu Ohren gekommen, daß ein Europäer, der Bana Mkuba*) von Dar-es-Salaam, in Kikunja angelangt sei. Um diesen, den Freund Mohammeds, von der Sachlage in Kenntniss zu setzen, sei er jetzt zu unserem Lager gekommen. —

Nun wußten wir ja, woran wir waren. Es handelte sich also darum, möglichst bald nach Sininga zu kommen, um die Räuber an der Abreise zu hindern. — Da wir zur Erlangung von Fahrzeugen schon alles eingeleitet hatten, so ließ sich vorderhand, zumal in der Dunkelheit, nichts weiter thun. Ob der Akida allerdings sein Wort halten, und die Boote pünktlich beschaffen würde, stand dahin. —

*) Chef.

Um des zeitigen Abmarsches wegen meine Leute zur Hand zu haben, hatte ich angeordnet, daß sämtliche Karawanenmitglieder in der Nähe meines Zeltes zu übernächtigen hätten. — Träger, Askari und Diener hatten sich darum, nachdem sie Koffer, Kisten und Kasten ordnungsmäßig aufgestapelt hatten, rings im Kreise an den Boden gelagert. Gegen 9 Uhr begab sich Mohammed in seine Laubhütte; und auch ich beeilte mich, schlafen zu gehen. Neben dem Kopfende meines Bettes stand der Zelttisch, auf dem mein Revolver lag. Außerdem befanden sich im Raume noch zwei Stühle. Auf einem derselben stand eine Schale mit Wasser, auf dem anderen eine brennende Laterne. Unter dem Rande meines runden, großen Zeltes hatte der Koch Eßgeschirr und Küchengerät, sowie ein paar zusammengebundene lebende Hühner, die er vorsorglich gekauft, niedergelegt. — Bald ruhte das ganze Lager. — Nur ein Askari stand der damals überall in Ostafrika herrschenden Unsicherheit halber auf Posten. — Aber noch ein anderer Wächter, nämlich Kescho, der Lagerhund, welcher nachts stets unter meinem Bette lag, sorgte für unsere Sicherheit. Kescho, ein halbwilber Schambaköter, war ein ganz sonderbares Tier. Er zeigte sich zwar tapfer und treu, und that in Bezug auf den Wachdienst durchaus seine Schuldigkeit, wurde jedoch immer mißmutig, wenn man sich mit ihm beschäftigte. Allzu großes Entgegenkommen konnte er absolut nicht vertragen. Sobald man mit ihm sprach oder ihn nur scharf ansah, klemmte er die Rute ein und drückte sich mürrisch beiseite. Anfassen durfte ihn überhaupt nur Hamiß Mganda, der ihn aufgezogen hatte. Bekam er aber regelmäßig sein Futter und wurde er im übrigen in Ruhe gelassen, so gab es im Lager wie auf dem Marsche, keinen besseren und muntereren Hund als Kescho. — Da ich einmal gelesen hatte, daß der Afrikareisende v. d. Decken seine Hunde scherzweise „leo“ (heute) und „diana“ (gestern) benannt hatte, so hieß ich zur Abwechslung den meinigen „kescho“ (morgen), unter welchem Namen er später in ganz Dar-es-Salaam bekannt geworden ist.

Mitten in der Nacht schreckte ich von meinem Lager auf, erweckt von dem warnenden Geheul des Hundes. Gleichzeitig hörte

ich, wie meine Leute hinter dem Zelte aufsprangen. Ich fuhr in die Höhe, hob das Moskitonez, und griff nach meinem Revolver. In diesem Augenblicke sah ich, wie ein langgestrecktes großes Tier durch den Raum sauste und, beide Feldstühle umkreisend, zur Thüröffnung hinausflog. Ein Klirren, Klatschen und Klappern — und mich umsing tiefe Dunkelheit. — Draußen fiel ein Schuß. —

„Was war das?“ rief ich hinaus.

„Ein Leopard!“ war die Antwort.

„Hast du ihn getroffen?“ fragte ich weiter.

„Nein!“ entgegnete gleichmütig der Posten.

Als mein Diener Mandoa, der hereingesprungen kam, wieder Licht angezündet hatte, stellte es sich heraus, daß die Fühner fehlten. Augenscheinlich war das Raubtier zwischen den Schläfern hindurchgekrochen, hatte die Beute gepackt, und war mit ihr mitten durch das Zelt gefahren. — Übrigens war ich froh, daß der Leopard es nicht auf unseren wackeren Keschu abgesehen gehabt hatte. —

Bald nach Sonnenaufgang brachen wir am 16. Juli auf, um möglichst früh nach der Einschiffungsstelle zu kommen. Als wir Kikale passierten, saßen die dortigen indischen Händler — und zwar waren es mehr als ein Duzend Baniänen — nebeneinander auf einem als Bank dienenden Baumstamme, und pußten sich sämtlich, ohne ein Wort miteinander zu sprechen, die Zähne. Wie es schien, betrachteten sie diese lobenswerte Thätigkeit als eine Art von Morgenandacht. — Sie ließen sich auch darin nicht stören, als ich bei ihnen stehen blieb, um mich nach den örtlichen Handelsverhältnissen zu erkundigen. Während sie mir Auskunft gaben, rieben und pußten sie immer eifrig weiter. —

Da die Baniänen ziemlich mundfaul waren, so dauerte es lange, bis ich erfahren hatte, was ich wissen wollte. Als ich mich endlich zum Gehen anschickte, bemerkte ich, daß, abgesehen von dem Boy Mandoa, alle meine Leute an mir vorübergezogen waren. Im Glauben, den Weg nicht verfehlen zu können, eilte ich der Karawane nach, sah aber am Ende des Dorfes ein, daß, verschiedener sich hier kreuzenden Routen halber, ich mich ohne Führung nicht zurechtfinden

würde. Während Mandoa zu den Bavianen zurückeilte, um Erkundigungen einzuziehen, wandte ich mich an einen Haufen schwer bewaffneter und prahlerisch gekleideter Burschen, die, in lauter Unterhaltung begriffen, an der Straße standen, mit der Anfrage, ob nicht einer von ihnen gegen gute Belohnung mich zur Bumifähre geleiten wolle. Wider alles Erwarten stieß ich jedoch auf eine grobe Abfertigung. Höhnisch erwiderten sie mir: ich solle nur selbst sehen, wie ich wetterkäme. Sie brauchten das Geld der Wasungu *) nicht, und wenn sie es haben wollten, so könnten sie es auch so kriegen. Und was dergleichen rohe Redensarten mehr waren. — Ganz überrascht von dieser unmotivierten Frechheit, trat ich schweigend zurück, und legte, eines Angriffs gewärtig, meine Hand an den Revolver. Sie aber räumten unter spöttischem Gelächter das Feld und schlugen langsam davonschreitend einen Seitenpfad ein. —

Inzwischen kam mein Boy Mandoa mit einem alten Manne heran, der uns als Führer dienen sollte. Auf meine Frage, wer die sich entfernenden, rüden Gesellen seien, wollte der Alte nicht recht mit der Sprache heraus. Soviel er wisse, sagte er, gehörten sie einer seit einigen Tagen in Kikunja lagernden Wajao-Karawane an. — Als ich mit Mohammed, den ich bald darauf einholte, den Vorfall besprach, meinte er, die Wajao, die er ja auch gesehen habe, seien aller Wahrscheinlichkeit nach Sklavenhändler bezw. die Spießgesellen von solchen. Wenn sie sich gegen mich feindselig benommen hätten, so sei dies insofern erklärlich, als den Sklavenhändlern die Anwesenheit von Europäern, als ihrer geborenen Gegner stets unangenehm und unbequem sei. —

An der Bumifähre fanden sich natürlich keine Boote vor. Auch der sogenannte Fährmann ließ sich nicht blicken, sei es, daß er nicht daheim war, sei es er besseres zu thun hatte, als Reisende überzusetzen. Gleichmäßig floß die gelbliche Flut zwischen Busch und Grün dahin, nur gelegentlich aufschäumend, wenn einer der vorsündflutlichen Strombewohner aus der Tiefe auftauchte. Wir hofften, daß die Boote

*) Europäer.

noch kommen würden, aber wir warteten vergebens. Stundenlang hatten wir schon auf dem Flußufer gelegen, uns damit unterhaltend, auf die hier und da sich zeigenden Krotobildköpfe zu schießen. — Die Boote aber erschienen nicht. Augenscheinlich hatte uns der Akida einfach zum Narren gehalten. — Um die Mittagszeit ging Mohammed, der wie auf Kohlen saß, mit dem Kirongosi Hamiß nach der etwa eine halbe Stunde entfernten Schamba des Said bin Achmed, um nach dem Verbleib der Fahrzeuge zu recherchieren. Wie es aber in solchen Fällen gewöhnlich zu gehen pflegt,kehrten weder Mohammed noch Hamiß wieder. — Schließlich wurde mir die Sache zu bunt, und ich zog mit der ganzen Karawane ab, um gleichfalls dem Akida auf den Leib zu rücken. Said bin Achmed aber war was ich mir eigentlich hätte denken können, nicht zu Hause, und von Mohammed und Hamiß war auch nichts in Erfahrung zu bringen. Mittlerweile war es schon 3 Uhr nachmittags, und damit zur Weiterreise zu spät geworden. Sollte doch allein die Fahrt nach Sininga fünf Stunden in Anspruch nehmen. Nach dem afrikanischen Erfahrungssatze, daß man das Gute stets genießen soll, wo es sich findet, da man nicht weiß, wann man wieder Gelegenheit dazu hat, ließ ich unweit der Schamba auf einer reizenden Stelle am Ufer, wo der Bumi ein Becken bildeten, mein Zelt aufschlagen. Auch meine Leute waren es zufrieden, sich einmal ordentlich ausschlafen zu können.

Nachdem ich behaglich zu Mittag gespeist hatte, zog ich mich in meine Behausung zurück, um der Ruhe zu pflegen. Als ich gegen 5 Uhr aus meinem Zelte heraustrat, wurde mir mitgeteilt, daß Said bin Achmed angekommen, indes zur Zeit nicht zu sprechen sei, da er gerade bete. Ich sah auch von weitem, wie er in der Vorhalle seines Hauses auf einem Teppiche kniete, und, das Gesicht nach Mekka gewendet, ostentativ seine Hände zum Himmel erhob. — Zu höflich, um den frommen Herrn in seiner Andacht zu stören, nahm ich mein Gewehr, und ging, begleitet von einem Askari, am Bumi entlang spazieren. Die hohen Ufer des Flusses waren bedeckt mit einem prächtigen Galeriewalde, der es uns ermöglichte, unge-

sehen an das Wasser heranzukommen. Musa, mein Begleiter, schritt voran, um zu observieren.

„Herr, ein Krokodil!“ flüsterte er endlich.

„Wo?“ fragte ich eben so leise.

„Dort auf der anderen Seite am Lande!“

„Das ist ja ein Baumstamm, Musa.“

„Nein, Herr, ein Krokodil!“

Das Reptil sah ebenso gelb-grau aus, wie der Schlick, und war von einem mit Schlamm bedeckten Baumstamme kaum zu unterscheiden.

„Na, meinetwegen“, murmelte ich, und zielte nach der Stelle, wo ich den Kopf des etwa 5 Meter langen Tieres vermutete. — Nachdem ich gefeuert, lag das Krokodil noch einen Moment still da. Dann schlug es mit dem gewaltigen Schweife wie mit einer Reitpeitsche mehrmals um sich, und sprang, sich rückwärts in der Luft überschlagend, in den Fluß, daß das Wasser hoch aufsprang. —

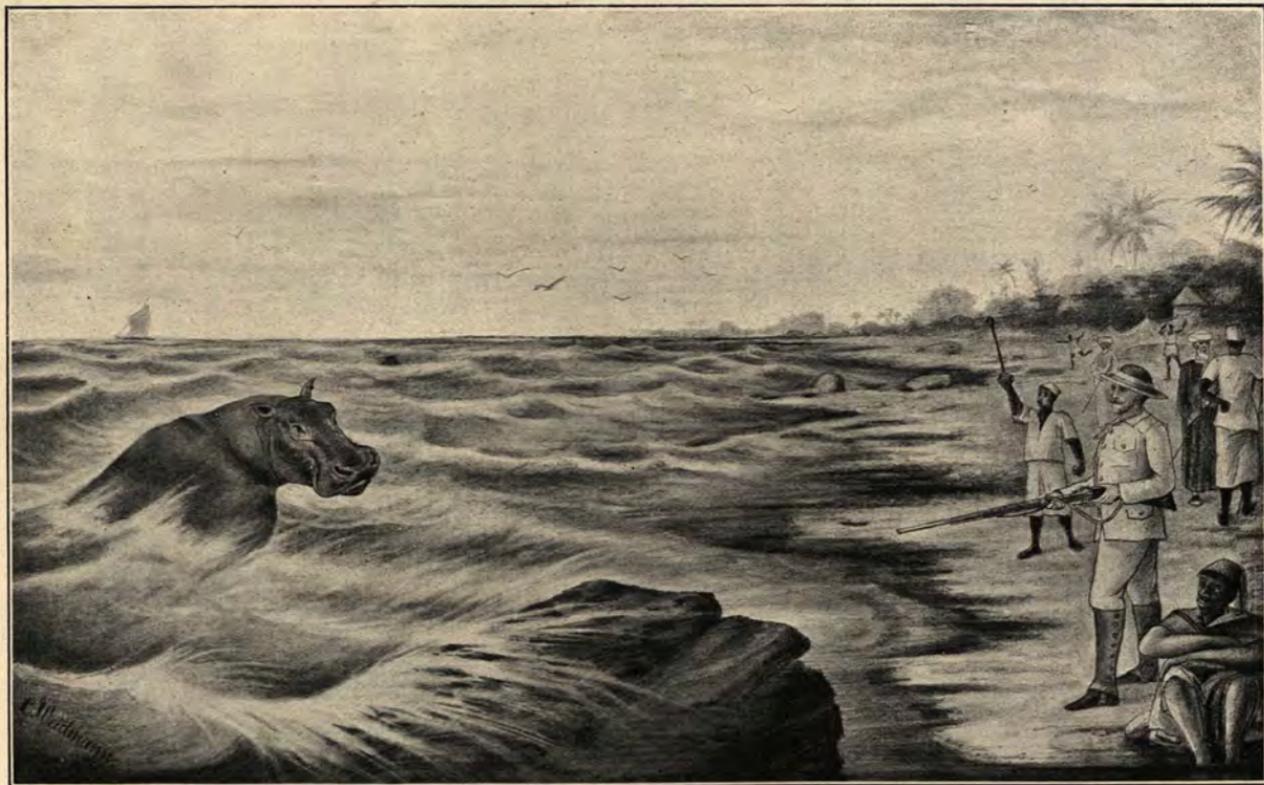
„A-me-pata!“ (es hat's gekriegt) sprach Musa befriedigt, und setzte seinen Weg fort.

Wir waren erst eine kurze Zeit weiter gewandert, als mir der Askari mit der Hand ein Zeichen gab, stillzustehen. Ich blieb stehen und horchte. Man hörte ein sonderbares Geräusch, wie schmazen, knacken und knirschen.

„Was mag das sein?“ fragte ich leise.

„Ein Kiboko, welches frist“, versetzte der erfahrene Musa. „Warte ein wenig; ich will sehen, wo es steckt,“ fügte er hinzu und schlich an den Uferrand, um hinabzuschauen. Sodann winkte er mir, nachzukommen.

Auf der gegenüberliegenden Seite des Stromes stand, mit dem Vordertheile des riesigen Körpers außerhalb des Wassers, ein Flußpferd im Ufergebüsch, und äste. Widerlich schallten die Töne des Fressens herüber. Da das Ungetüm uns halb den Rücken zuehrte und uns schräg die Flanke bot, so wußte ich nicht recht, wo ich es treffen sollte. Schließlich zielte ich auf das Ohr, als die schwächste



Ein neugieriges Nilpferd.

Stelle des Tieres, und gab Feuer. Das Flusspferd zuckte zusammen, machte Kehrt, und verschwand im Wasser. —

Als ich mich umwandte, stand der Akida hinter mir, der, dem Schalle der Schüsse folgend, uns nachgegangen war.]

„Nun, Schech,“ sagte ich scherzend zu ihm, „willst du Wildbret speisen? Ich habe soeben ein Kiboko geschossen.“

„Ich danke bestens,“ entgegnete er lachend, „aber die Waschenji*) hier in der Nähe essen es gern.“

„Gut,“ sagte ich, „so gib Befehl, daß das angeschossene Tier beobachtet wird. Es wird wohl genug haben. Ich verlange nichts von ihm, als die Fauer.“

Während wir zum Lager zurückgingen, entschuldigte sich der Akida, daß er mir die Boote nicht besorgt habe. Trotz aller Anstrengung sei es ihm leider nicht möglich gewesen. So große Boote, wie ich sie haben müsse, besäßen nur die arabischen Holzdaus. Und diese gäbe es in der Nähe nicht. —

Da ich wußte, was ich von seinen Worten zu halten hatte, so erwiderte ich ihm nichts darauf, und fragte ihn nur, ob er vielleicht wisse, wo Mohammed und Hamiß geblieben seien. Er versetzte, er sei ihnen nicht persönlich begegnet, habe aber gehört, daß sie auf der Suche nach Booten begriffen, und in einem kleinen Kanoe den Fluß hinabgefahren seien. —

Was den Akida damals eigentlich veranlaßt hat, sich mir gegenüber so ungefällig zu erweisen, ist mir stets verborgen geblieben. Möglicherweise wünschte er aus politischen Gründen nicht, daß ich die Verhältnisse des Nufidji-Deltas, wo zu jener Zeit viel Sklavenhandel getrieben wurde, allzu genau kennen lernte. —

Übrigens wurde mir schon nach einer Stunde mitgeteilt, daß das angeschossene Kiboko tot aufgefunden sei. Den tödlichen Schuß habe es durchs Ohr erhalten. —

Ein guter Gedanke war es von mir gewesen, des Nachmittags einen langen Schlaf zu thun. Gestaltete sich doch meine Nachtruhe

*) Heiden.

nicht gerade günstig. In dem dicht unter mir liegenden Flußbecken schien sich über Nacht eine ganze Herde von Flußpferden versammelt zu haben, die derartig brüllten und tobten, daß die ganze Wildnis widerhallte. Ob die Ungeheuer miteinander kämpften oder nur spielten, habe ich nicht eruieren können. Jedenfalls verübten sie einen solchen Höllenlärm, daß ich, der ich nicht daran gewöhnt war, kein Auge schließen konnte. Sehen konnte man sie bei der Dunkelheit nicht. Dieß ich aber, um sie zu verscheuchen, aufs Geratewohl dazwischen schießen, so waren sie momentan still, um im nächsten Augenblicke ihre Donnerstimme wieder zu erheben. — Hierzu kam, daß mir gegen 4 Uhr nachts gemeldet wurde, es werde in der Ferne geschossen. Wie die Askari meinten, waren es Signale aus Mauserbüchsen. Thatsächlich gehörten die feinen Sinne der Eingeborenen dazu, um die Schüsse bei der großen Entfernung zu vernehmen.

Da zu mutmaßen war, daß die Signale von unseren uns an der Bumifähre suchenden Leuten, Mohammed und Hamiß, herührten, ließ ich die Schüsse erwidern. Infolgedessen hörte diese wechselseitige Knallerei nicht eher auf, als bis die Erwarteten glücklich in Erscheinung traten. Wirklich waren es Mohammed und Hamiß, die in 2 Booten den Bumi heraufgekommen waren, um mich und die Karawane abzuholen. — Die Boote gehörten zu einer arabischen Dau, die im Delta lag, um Holzbalken zu laden. Das größere Boot war mit 12, das kleinere mit 6 arabischen Rudertnechten bemannt. —

Als wir bei Tagesanbruch im Begriff waren, die in der Nähe liegenden Boote zu besteigen, kam auch der Askida Said bin Achmed, der in seinem Schambahause übernachtet hatte, herbei, um sich feierlichst von mir zu verabschieden. Er brachte mir auch die Zähne des erlegten Flußpferdes, zwei mächtige gebogene Hauer, mit, und zeigte sich außerordentlich liebenswürdig, wie immer, wenn es für ihn nicht mit Unkosten verbunden war. Die Freude darüber, daß es uns nun doch gelungen sei, Fahrzeuge zu erhalten, leuchtete ihm ordentlich vom Antlitz und sein Mund triefte geradezu von salbungsvollen Heil- und Segenssprüchen. — Ich habe Said bin Achmed

meines Wissens nicht wiedergesehen. — Während des Aufstandes war er, wie ich hörte, einer der Hauptheger unter den Rebellen. An den Kämpfen selbst beteiligte er sich aber nicht. Und später, als er sah, daß die Sache einen schlimmen Verlauf nehmen würde, begab er sich nach Sansibar, um sich mit Milde und Sanftmut zur Friedenspartei zu bekennen.

Die Sonne war am 17. Juli 1888 noch nicht aufgegangen, als wir uns unweit unseres Lagers schon eingeschifft hatten. Ich fuhr mit Mohammed, den Askaris und den Dienern, sowie mit sämtlichen Lasten, in dem größeren Boote voran, während uns Hamiß mit den Trägern in dem kleineren folgte. Für den Fall, daß wir uns trennen würden, war als Rendezvousplatz die Insel Salale verabredet. — Da die Flußverhältnisse günstig waren und wir stromabwärts fuhren, so hatten es die Ruderer nicht allzu schwer. Immerhin war ich überrascht von der Ausdauer dieser arabischen Schiffer, die stundenlang ohne jedes Zeichen der Ermüdung arbeiteten. Die einzige Art, sich ihr Werk zu erleichtern, war, daß sie im Takte des Ruderschlages sangen. Und zwar sang der Steuermann, ganz hoch in der Füstelstimme, die Melodie, während die Bootsleute, im Bass, ihn begleiteten. — Neben dem Steuermann, der auch zugleich der Besitzer der betreffenden arabischen Dau war, saß Mohammed. — In dem Kapitän hatte der Kadi einen Landsmann erkannt, und von demselben, nachdem er ihm seine Sorgen mitgeteilt, die Zusage der Unterstützung erhalten.

Wie ich schon erwähnte, war der Bumi ein kleiner Fluß, der sich in das Rufidji-Delta ergoß. Von der Stelle an, wo sich die Gezeiten des Meeres bemerkbar machten, zeigte er die Form eines Krieks. Seine Ufer waren bedeckt mit einer üppigen Vegetation, aus der sich ein Wald von hohen Laubbäumen erhob. Da das Gezweig sich vielfach über den Fluß neigte und die Bäume durch Guirlanden von Lianen verbunden waren, so war es oft, als führe man unter Lauben und Triumphbögen dahin. In den Blätterkronen tummelten sich schwarze, graue und weiße Reiher, sowie Papageien und Wildtauben verschiedenster Art. Durch das Grün der Bäume blitzten die Sonnen-

strahlen und gaben der malerischen Szenerie einen warmen, freundlichen Ton. Es war ein Genuß, bei dem herrlichen Wetter den Strom hinab zu gleiten. Besonders Vergnügen machten uns die Bierhänder, die sich dort in großer Menge aufhielten. Alle Augenblicke sah man hinter einem Stamme das schwarze Gesicht einer Meerkatze hervorlugen. Vor allem erweckten meine Aufmerksamkeit die großen Colobus-Affen, denen auf dem Rücken eine weiße Mähne flatterte, so daß sie ausfahen, als trügen sie über ihrem rabenschwarzen Pelze ein weißes Mäntelchen. — Mir wurde gesagt, die Felle dieser Affen wären sehr geschätzt und demgemäß ein beachtenswerter Handelsartikel.

Sobald im Delta das Brackwasser vorherrschend wurde, bedeckten sich die Ufer mit Mangroven, die Stamm an Stamm standen, wie bei uns die Bäume in einem Kiefernwalde. Die Mangroven zeigen ein rötliches, festes Holz, und bieten ein vorzügliches Baumaterial dar. Von den holzarmen Küsten des Indischen Oceans, vor allem aus Arabien kamen früher alle Jahre Flottillen von Segelhaus zum Rufidji-Delta, um Mangrovenstämme zu holen. Exportiert wurde das Holz in Gestalt von boriti (Balken), kombamoyo (Sparren) und fito (Stangen). — Trotzdem das mit Mangroven bestandene Terrain sich weithin erstreckte, so erwiesen sich infolge des planlosen Schlagens doch schon große Bestände als verhauen. — Erst seit einigen Jahren sind seitens des Gouvernements Schritte gethan, der Raubwirtschaft im Rufidji-Delta ein Ende zu machen und eine sachgemäße Behandlung des Waldes herbeizuführen. Auch ist man bemüht, die ruinierten Reviere mit Teakholz, Kopalbäumen, Kasuarinen und, wo es möglich ist, mit Kokospalmen aufzuforsten. Je länger wir fuhren, je mehr kamen wir in Zug, und um so schneller schossen wir dahin. Bald hatten wir unser zweites Boot weit zurückgelassen. Allmählich kamen wir nun in das eigentliche Gebiet des Rufidjis.

Der Rufidji ist ein Fluß etwa von der Größe der Weser, der, bevor er sich ins Meer ergießt, ein umfangreiches Delta bildet. Während er in der Regenzeit eine ungeheure Menge von Wasser

zur Küste wälzt, ist er in der Trockenzeit so leicht, daß er selbst von flachgehenden Dampfbooten kaum zu befahren ist. Auch in der günstigeren Zeit dürste, in der Luftlinie, seine Fahrbarkeit sich nicht viel über 150 Kilometer ins Innere erstrecken. Das Delta, das an der Küste von Kikunguni bis Bunguë, also eine Strecke von etwa 70 Kilometern weit, reicht, bildet ein Gewirr von durch Kanäle und Wasserstraßen getrennten Inseln, die teilweise bewohnt und bebaut, teilweise mit Urwald bedeckt sind. — Mit dem Meere ist das Deltagewässer verbunden durch eine Reihe von Mündungen, von denen die von Kikunja, Simba-Uranga, Schomboni, Msalla, Faha und Mohoro die größten sind. Der Mohoro ist zwar, ebenso wie der Bumi, ein selbständiges Flüsschen, erhält aber in der Regenzeit sein Wasser hauptsächlich aus dem Rufidji, mit dem er mittels eines Armes in Zusammenhang steht. Die wichtigste Mündung, das heißt das Eingangsthür der vielen für den Holzexport bestimmten Daus, ist die von Simba-Uranga. Infolgedessen versteht man in Deutsch-Ostafrika unter dem Namen Simba-Uranga, der sich in erster Linie auf eine kleine Insel an der Mündung bezieht, mehr oder weniger das ganze Rufidji-Delta. —

Während das Land Ufidji, wie die Wasidji, die Bewohner der Rufidji-Niederung, ihre Heimat nennen, im Jahre 1888 noch ziemlich unbekannt war, ist es jetzt in einen besonderen Verwaltungsbezirk, mit dem Vororte Mohoro und dem Forstamte Usimbe, umgewandelt. —

Endlich langten wir am Ziele unserer Fahrt, der mit etwa 40 Hütten, mit Palmen und Fruchtbäumen bedeckten Insel Singa an. Unweit der Ankerstelle, wo eine Anzahl von Daus lagen, landeten wir. Mohammed stieg aus, um sich bei den Insulanern nach den Sklavenräubern zu erkundigen, während wir anderen, um nicht unnötigerweise Zeit zu verlieren, vorläufig im Boote sitzen blieben. — Nach einer Weile kam der Kadi mit enttäuschtem Gesichte zurück.

„Sie sind fort,“ rief er schon von weitem, „heute Morgen sind sie nach Sansibar abgefahren.“ Er wechselte sodann mit dem Kapitän, der nicht kisuahili verstand, auf arabisch einige Worte.

„Der Mahoja meint, sie könnten bei der heutigen Windstille noch nicht weit sein,“ sagte Mohammed, indem er wieder im Boote Platz nahm, „versuchen wir unser Bestes!“ —

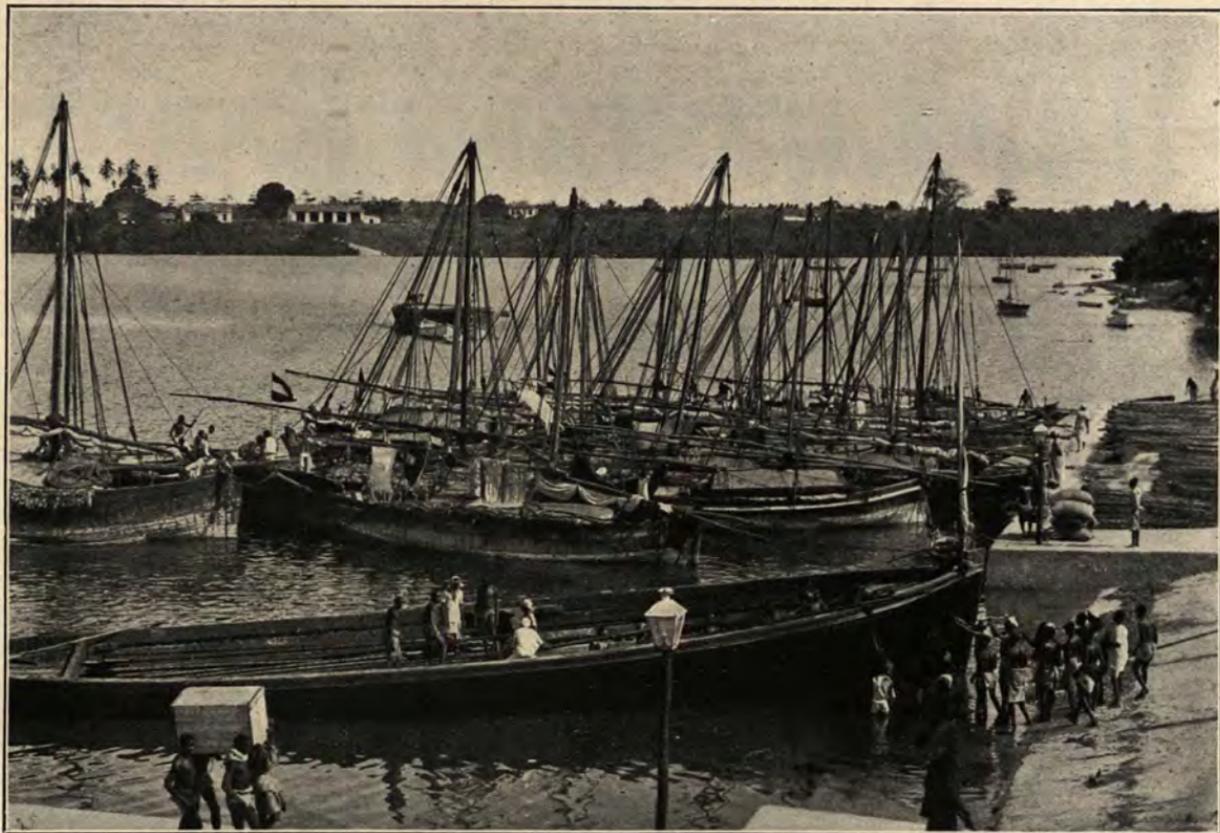
„Nur Mut, Mohammed,“ versetzte ich, „wir werden sie schon kriegen! Schlimmstenfalls mieten wir uns einen Schnellsegler und jagen ihnen nach!“

„Haya! vorwärts!“ kommandierte ich, und im nächsten Moment glitten wir wieder in den Strom hinaus. Vor uns lag eine ziemlich breite Wasserfläche, die wir erst völlig übersehen konnten, als wir bei der Insel Salale anlangten.

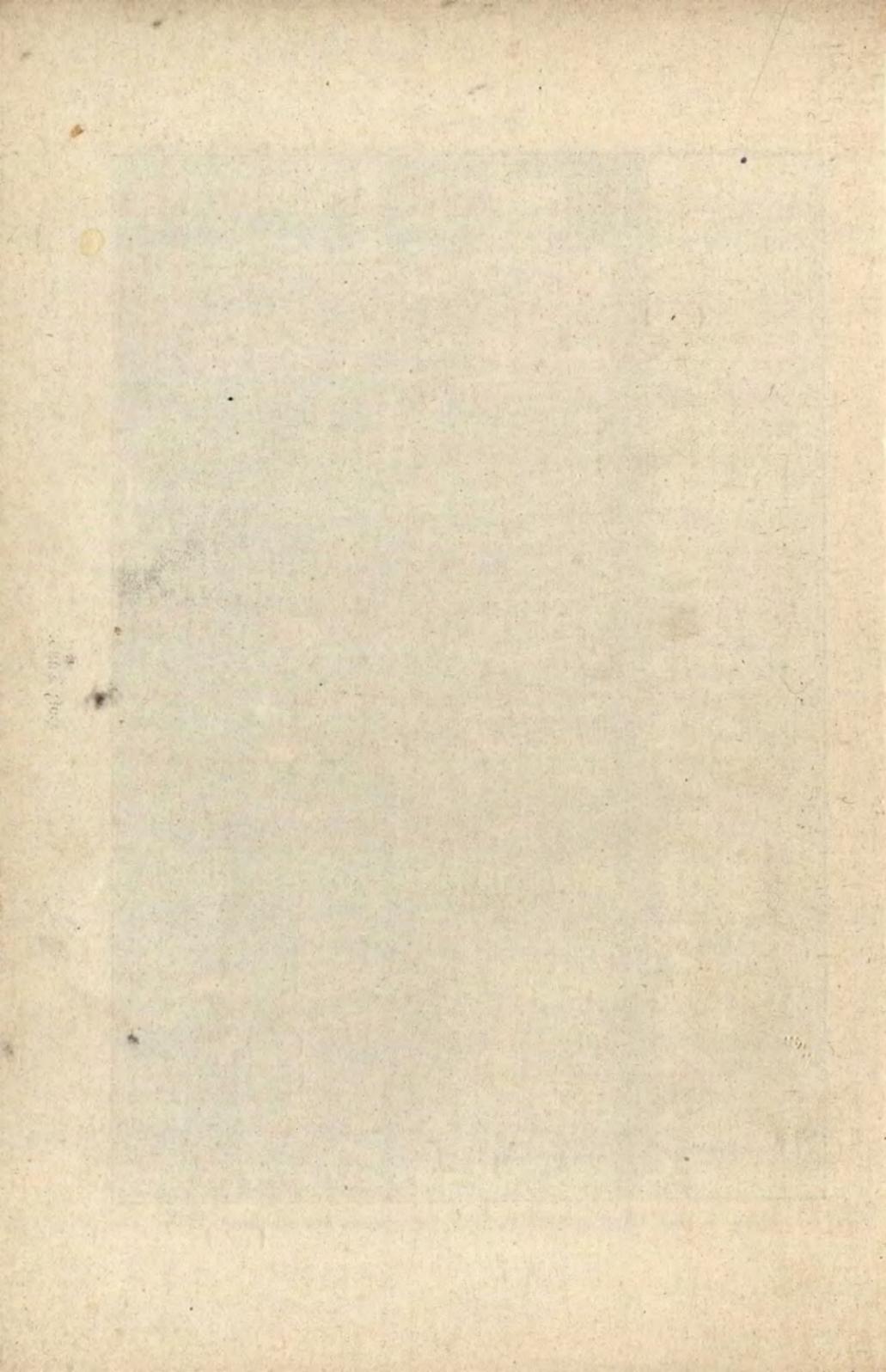
„Seht dort, ein Segel!“ rief einer meiner Leute. Und richtig. Fern am jenseitigen Ufer lag eine Dau, die, wie es schien, im Begriff war, nach Simba-Uranga hinüber zu kreuzen, um die Ausfahrt zu gewinnen. — Sie war die einzige, die man weit und breit erblicken konnte. War sie es nicht, die wir suchten, so kamen wir zu spät. — Der Südwest-Monsum, der gewöhnlich gegen 10 Uhr morgens einsetzte, fing leise an, zu wehen. Schon kräuselte sich strichweise das Wasser. Die Dau, die mit der Landbrise bis zu dieser Stelle gekommen war und dann hier den Beginn der Seebrise abgewartet hatte, bewegte sich kaum vorwärts. Noch schlug ihr Segel im Winde. Unsere Bootsleute legten sich nach Kräften in die Ruder, und zogen, was das Zeug halten wollte. Dennoch war es zweifelhaft, ob wir die Dau noch erreichen würden. Lag sie erst mit vollem Segel am Winde, so war sie beim besten Willen nicht mehr einzuholen. Im Vorderteil unseres Bootes saßen die Askari, im Stern Mohammed, die Diener und ich. Wir alle hielten die Büchsen schußfertig in den Händen. — Um das fremde Fahrzeug zum Halten zu bringen, gaben wir Signalschüsse ab; aber vergebens. Entweder achteten die Schiffer nicht auf uns, oder sie ignorierten uns absichtlich.

„Gut,“ bemerkte Mohammed, „wenn sie nicht verstehen wollen, müssen wir deutlicher werden,“ und schoß mehrmals über die Dau weg.

Jetzt machten die Dauleute, die die Kugeln wohl hatten pfeifen



Holz-Daus.



hören, das Segel los und drehten bei. Mit einiger Verwunderung schienen sie unserem waffenstarrenden Boote, das wie ein Pfeil heranschoß, entgegenzusehen. Als wir so nahe herangekommen waren, daß wir erkannt werden konnten, that sich an Deck einige Bewegung kund. Dabei klang es, als ob jenseits der Dau etwas ins Wasser fiel. —

„Mein Gott, Mohammed,“ rief ich erschrocken aus, „sollten sie die Weiber über Bord geworfen haben?“

Der Kabi schüttelte den Kopf und erwiderte ruhig: „Das würden sie jetzt nicht mehr wagen.“

Noch einige Ruderschläge, und wir waren angelangt. Nachdem wir angelegt hatten, ging Mohammed an Bord, um das Fahrzeug nach den Seinigen zu durchsuchen. Wir anderen waren im Boote aufgesprungen, und standen zu seinem Schutze und zu seiner Unterstützung bereit. — Die Dauleute indes verhielten sich still und dachten nicht an Widerstand.

„Was wollt Ihr denn eigentlich?“ fragte mich der suahilische Daukapitän, der, am Steuer sitzend, verblüfft unserem Beginnen zuschaute.

„Das wirst du schon erfahren, Freund!“ erwiderte ich ihm kühl.

In diesem Augenblicke kam der Kabi mit einigen Weibern zurück, die er aus der engen Daukabine hervorgeholt hatte. An der Hand führte er ein hübsches braunes Mädchen von etwa 13 Jahren, das nach Art der Suahelifrauen gekleidet war.

„Ist das deine Tochter, Mohammed?“ rief ich dem Kabi zu. Er nickte mit zufriedenem Lächeln. Hinter ihm her kam ein älteres, ziemlich gewöhnlich aussehendes Manjematweib, sowie mehrere schwarze Dirnen. Sie alle trugen Zeugbündel und sonstigen Weibekram in der Hand. — Während diese Personen ins Boot gehoben wurden, bemerkte ich zu dem Daukapitän:

„Du führst also ein Sklavenschiff, Nahosa? Wenn dir das nur gut bekommt!“

„Ei, du Gerechter,“ fließ der Mann betroffen hervor, „wir sind ehrliche Schiffer und keine Sklavenhändler.“

„Hast du denn nicht gewußt, daß die Weiber geraubt waren?“ fuhr ich fort.

„Wie konnte ich das ahnen? Gott ist allwissend,“ seufzte er, „mir wurde gesagt, sie gehörten zum Harem eines Arabers.“

„Wo sind denn die Begleiter der Frauen?“ forschte ich weiter. — Ja, wo waren sie? Suchend blickte der Mahosa sich um.

„Über Bord gesprungen sind sie?“ rief nunmehr einer der Matrosen, „dort hinten schwimmen sie dem Lande zu.“

Blickschnell wandte sich Mohammed um, und riß mit einem Fluche den Karabiner an die Wange. Die ganze Wildheit des arabischen Temperaments kam bei dem Kadi, der bis dahin auf der Reise eine bewundernswürdige Kaltblütigkeit bewiesen hatte, angesichts seiner Feinde plötzlich zum Durchbruch.

„Halt!“ schrie ich, — doch da knallte schon der Schuß. — Zum Glück hatte die Kugel nicht getroffen, und die Flüchtlinge stiegen unverfehrt ans Ufer.

„Aber, Mohammed,“ ereiferte ich mich, „wozu denn jetzt, nachdem alles glücklich verlaufen, noch Blut vergießen! Laß die Bur-schen doch laufen!“ —

Mir war es ganz angenehm, daß die Sklavenräuber geflohen waren. Es schien mir die beste Lösung dieser Frage zu sein. Was hätten wir mit ihnen auch aufstellen sollen, wenn wir sie wirklich gefangen genommen hätten? Sollten wir sie mit nach Dar-es-Salaam schleppen? Zu welchem Ende? Es wäre zwecklos gewesen, sie dem Wali auszuliefern; und selbst durften wir sie nicht bestrafen. —

Ganz dunkel im Gesicht vor Erregung, kehrte sich der Kadi zu uns, und kletterte schweigend ins Boot herab. Auch die farbigen Mädchen saßen schon am Boden des Fahrzeugs. Nur die dicke Manjema, Ribibis Mutter, befand sich noch an Deck, und bemühte sich, unbehilflich wie sie war, vergebens, über die schlüpfrige Bordwand wegzukommen.

„Na, Mütterchen, mach schnell, dein Hochzeiter wartet,“ scherzte der stämmige Musa, und zog die Frau mit sanfter Gewalt herunter.

„Wer zahlt mir nun den Fahrpreis?“ jammerte der Kapitän. „Ich bin dieser Reisegeellschaft wegen extra einen Tag früher aufgebrochen, und habe dadurch Verluste erlitten.“

„Sei froh, Mahosa, daß du so glimpflich davongekommen bist,“ entgegnete ich lachend, „hätten dich die Engländer erwischt, wär' es dir übler ergangen.“

Um es aber mit den Handelsleuten, mit denen ich in Zukunft zu rechnen hatte, nicht zu verderben, steckte ich dem Kapitän zum Troste einige Kupie in die Hand. „Fährst du über Dar-es-Salaam?“ fragte ich ihn noch, in der Hoffnung, die Dau vielleicht zur Rückfahrt benutzen zu können.

„Nein, gleich nach Sansibar,“ antwortete der Suahili.

„Dann fahr mit Gott! Kwa-heri!“ *)

Wir stießen ab, und die Dau setzte ihren Weg fort. Da die Brise inzwischen stärker geworden war, war der Segler bald unseren Blicken entschwunden. —

Als wir an Salale anlegten, war Hamiß mit dem Trägerboote soeben angelangt. — Ich betrat die schattige, mit Fruchtbäumen geschmückte Insel, die etwa 25 Suahilihäuser aufwies, mit frohen Empfindungen. Erweckt es schon an sich ein Lustgefühl, das Ziel, das man sich gesteckt, zu erreichen, so war es mir in diesem Falle besonders angenehm, es ohne Weiterungen und unerfreuliche Nebenumstände erreicht zu haben. Daß es uns gelingen würde, die geraubten Weiber ohne Kampf und Kriegsgeschrei zu befreien, hätte ich nie zu hoffen gewagt. Wir hatten also allen Grund, mit uns und unserer Reise zufrieden zu sein.

Während mein Zelt aufgestellt wurde, unterhielt ich mich mit Mohammeds Tochter, die, wie schon bemerkt, auf den nichts sagenden Namen Ribibi (Fräulein) hörte. Nach Art der jungen Suahilimädchen, war sie keineswegs schüchtern oder schwerfällig, sondern lustig, lebhaft und aufgeweckt. Ohne Zögern setzte sie mir auseinander, wie ihre Gefangennahme sich zugetragen habe, und erklärte

*) Leb wohl!

mir den Weg, den sie geführt worden seien. Aus ihrer Darstellung ging hervor, daß sie persönlich stets mit Schonung behandelt worden war. Man hatte sich also doch geschent, die Tochter eines Arabers zu beleidigen oder wohl gar zu mißhandeln. Auf meine Frage, wer der Schihiri gewesen sei, der die Räuber angeführt habe, sagte sie, er sei Bana Raschidi genannt worden, und sie glaube auch, ihn schon früher gesehen zu haben. Raschidi habe sie an Bord der Dau gebracht, sei aber nicht mitgefahren. Ihre übrigen Begleiter seien Schwarze gewesen. — Wie sie aus der Unterhaltung ihrer Entführer entnommen, hätte man sie nach der Insel Pemba bringen wollen.

Amüsant war es für mich, zu beobachten, mit welcher Geringschätzung der Kadi die ihm gehörigen Weiber betrachtete. Augenscheinlich waren sie für ihn nichts weiter, als Besitzstücke. Wenn ihm einige ihm geraubte Ziegen zurückgebracht worden wären, hätte er sich nicht gleichgültiger verhalten können. Kaum ein Wort wechselte er mit ihnen und hielt es nicht für der Mühe wert, sie über ihre Erlebnisse zu befragen. Er sorgte für ihre Ernährung und für ihr Unterkommen, und damit basta. Mit diesem Betragen stimmte es auch überein, daß er auf der Reise stets den mich befremdenden Ausdruck gebraucht hatte, die Weiber seien ihm „gestohlen“ worden, wie wir in Europa etwa von einem Pferdediebstahl reden. Auch seiner Tochter gegenüber legte er während dieser Zeit, abgesehen von dem ersten Momente des Zusammentreffens, keine übergroße Zärtlichkeit an den Tag. Nachdem er sie in Sicherheit gebracht hatte, kümmerte er sich nicht weiter um sie. Daß er sie in väterlicher Weise geliebt hätte, habe ich überhaupt nicht gesehen. —

Wenn der gute Mohammed über den Sklavenraub aufgebracht war, so war er es hauptsächlich in dem Gedanken, daß seine Feinde ihm die Schmach angethan hätten, in seine Häuslichkeit einzubrechen. Wiederholentlich erklärte er, daß er ihnen diese Beleidigung nicht vergeben würde. Der Kadi begab sich auch, sobald er von Kibibi die näheren Umstände ihrer Einschiffung erfahren hatte, nach der Insel Sininga, um den Schihiri Raschidi aufzusuchen und ihm seine

Rache zu kosten zu geben. — Er hat den Schihiri aber nicht zu Gesicht bekommen. —

Da die arabischen Boote noch am selben Tage bis zum Bumi-kriek zurückfahren mußten, so lohnte ich den Kapitän ab, und gab außerdem seinen braven Bootsleuten ein gutes Trinkgeld. Mit bestem Danke und fröhlichem Halloh fuhren sie davon. —

Es handelte sich nun darum, eine Dau zu finden, auf der wir nach Dar-es-Salaam segeln konnten. Den Weg dahin nochmals zu Fuß zu machen, hatte ich weder Lust noch Zeit. Ich entsandte darum unseren vielgewandten Kirongosi Hamiß, um uns ein Fahrzeug zu besorgen. Wenn er nicht eine Dau fand, die zufällig nach Dar-es-Salaam fuhr, so sollte er eine mieten. Sparte ich doch an Trägerlohn, was ich für die Charter aufzuwenden hatte.

Während Mohammed und Hamiß ihren Geschäften nachgingen, unternahm ich auf Salale einen Jagdausflug. An schießbaren Vierfüßlern gab es auf der kleinen Insel allerdings nicht viel. Was es aber in großer Menge dort gab, das waren Tauben, und zwar nicht allein Holz- und Turteltauben, sondern auch Papageitauben. Da die Tiere unter den Angriffen von Menschen wenig zu leiden hatten, so waren sie nicht sehr scheu. Auf einem einzelnen, mitten in einer Schamba stehenden Baume saß eine große Menge von ihnen. Da mir dies schmachtaste Vogelwild für meine Abendmahlzeit gerade recht kam, so pürschte ich mich möglichst nahe heran, und gab einen Schrotschuß darauf ab. Zwei Tauben fielen herunter, und die übrigen flatterten auf. Zu meinem Erstaunen ließen sie sich auf demselben Baume wieder nieder. Ich schoß nochmals, und zwar mit demselben Erfolge. Dies setzte ich fort, bis die Vögel endlich auf- und davonsflogen. Als ich die Beute aufhob, sah ich, daß ich gegen 20 Tauben geschossen hatte, eine Anzahl, die genügend war, um mich, Mohammed und unsere Dienerschaft damit zu versorgen. —

Am folgenden Morgen gingen wir schon vor Tagesanbruch an Bord einer schönen, schnellsegelnden Dau, die Hamiß um den Preis von 30 Rupie für die Fahrt nach Dar-es-Salaam gechartert hatte. Mit dem Landwind fuhren wir durch die Simba-Uranga-Ausfahrt

an der bewohnten Insel gleichen Namens vorüber. Als sich der Südwest-Monsun erhob, befanden wir uns schon draußen im Meere, und segelten, vor dem Winde laufend, in einem Zuge bis Kwale, wo wir Anker warfen, und über Nacht liegen blieben. Die Insel Kwale, die ich schon von Kiffiju aus gesehen, war bewohnt, und hatte an 400 Hütten aufzuweisen. Die Viehherde auf der Insel zählte gegen 60 Rinder und mehrere Hundert Schafe und Ziegen. —

Am nächsten Tage, den 19. Juli, fuhren wir dicht an dem seltsamen Ras Mambamkuu vorüber. Deutlich konnten wir die Stelle sehen, wo wir acht Tage vorher in Puna gelagert und übernachtet hatten. Mit günstigem Winde segelten wir weiter, und liefen wenige Stunden darauf glücklich im Hafen von Dar-es-Salaam ein. — Da sich das Gerücht von dem Weiberraube inzwischen auch in Dar-es-Salaam verbreitet hatte, so erregten wir allgemeines Aufsehen, als wir, wahrscheinlich zum Horreur des Wakis, mit den Geretteten an Land erschienen.

Zwei Schiffchen.

Von Eugenie Rosenberger.

„Freunde, wir haben's erlebt.“

An einem Bache, der hell und munter vorüber rauscht, liegt in einem Halbrund sanft ansteigender Hügel ein weltvergessenes Dörfchen, Seßhausen geheißten. Dort führt der Bauer seinen Pflug weithin über welligen Boden; auf der entgegengesetzten Seite ziehen sich frische Wiesen bergauf, zwischen denen der Wald bis zur Thalsole niedersteigt und dahinter erheben die thüringer Höhen ihre blauen Häupter. Hart am Walde steht die kleine, weiße Kirche mit dem dicken, niedrigen Turm, daneben die Pfarre, deren Hofgebäude zeigen, daß der Pastor hier auch Landwirt zu sein pflegt und es erhöht den Einfluß des gegenwärtigen Inhabers der Stelle nicht wenig, daß er die einzige Tochter des reichsten Ackergrundbesizers der Umgegend geheiratet hat. Sie war in einer auswärtigen Töchter-
schule sorgfältig erzogen worden und hatte gelernt, was heutzutage in einer solchen gelernt werden muß; das hatte ihr aber, nach dem Ausspruche ihres Mannes, nicht viel geschadet; eine durch und durch gesunde, harmonische Natur, warf sie den überflüssigen Ballast bald über Bord und man hätte in ihr eher eine stattliche Gutsfrau als eine bescheidene Pastorin gesucht. Es war ein großer Kummer für sie gewesen, daß ihr einziger Bruder darauf bestand, Seemann zu werden und insolgedessen der väterliche Besitz nach dem Tode der Eltern verkauft werden mußte. Der Pastor neckte sie gern damit,

daß sie ihm damals ganz verzweifelt zugerufen habe: „Wäre ich nur nicht verheiratet! ich übernehme die Sache gleich selbst!“

Dieser einzige Bruder der Pastorin nun, war nach mehrjährigem Aufenthalt an der chinesischen Küste jetzt zurückgekehrt und verlebte in Ermangelung des Vaterhauses die Zeit bis zum Eintritt in die Schifferschule bei der Schwester. Eben saß er in der sogenannten Gartenstube und „fixte“ zwei gleiche Schiffchen auf. Die beiden Knaben, denen sie bestimmt waren, standen rechts und links neben ihm und verwandten kein Auge von der Arbeit. Der eine war sein ältester kleiner Neffe Marius, — er hatte seinen Namen nach einem Freunde seines Vaters, einem Pfarrer in Ostfriesland, wo der Name Marius gebräuchlich ist, — der andere, viel ältere Knabe, Hermann, war der Sohn des Häuslers nebenan, dem Faktotum des Pastors, daher auch der Junge seine Tage auf dem Pfarrhofe verbrachte.

Mit seinen kleinen Hammerschlägen befestigte der Onkel ein Streifen Blei unter jeden kleinen Kiel.

„In Hongkong,“ erzählte er dabei, „war es sonst Sitte, daß am chinesischen Neujahrsabend die Leute kleine Schiffchen auf den Strom setzten; viele davon aufs niedrigste geschnitzt und mit Goldflittern und Blumen geziert; Reis und Früchte und dergleichen wurde hineingelegt als Opfer für die Götter, und in jedem ein Lichtchen angezündet; dann ließ man sie den Fluß hinunter treiben. Das war ein allerliebster Anblick, wenn die tausend und tausend Lichter den Strom bedeckten. Jeder gab acht auf das seine; erlosch es gleich, so starb er noch in demselben Jahr, blieb es aber leben so weit er es verfolgen konnte, so lebte er ebenfalls noch lange.“

„Ist das wahr, Onkel Karl?“

„Nein, bewahre, das ist nur Aberglaube.“

„Onkel Karl, ich will auch Seemann werden. Glaubst du, daß Papa mich läßt?“

„Ich glaube, das hat noch gute Wege. Als ich zuletzt da war, wolltest du Kutscher werden und vor dem Konditor.“

„Ich möchte auch Seemann werden,“ sagte Hermann, „aber der Vater will nicht.“

„Er soll Schuster lernen,“ erklärte Marius, „weil sein Onkel Schuster ist; der nimmt ihn für den halben Preis.“

„Werde du nur Schuster, mein Sohn,“ sagte Onkel Karl. „Bäcker und Fleischer, Schuster und Schneider werden immer gebraucht, wenn auch die Zeiten schlecht sind. Und bildet euch doch nicht ein, daß es auf dem Schiff so herrlich hergeht, wie in euren Seegeschichten. Denkt ihr etwa, es sei ein Vergnügen, nachts in der Kälte auf den Berden*) zu stehen, wenn man sich kaum gegen den Sturm wehren kann und mit klammen Händen das schwere, steife Segel aufzugeien, während einem der kalte Regen oder Hagel Gesicht und Nacken peitscht? Von Ausschlafen ist schon überhaupt keine Rede; alle vier Stunden muß man heraus, und im schlimmsten Wetter kommt man gar nicht zum Schlaf. Oft genug muß man in seinem nassen Zeug in die Koje. Auf dieser Reise bei Kap Hoffnung hatte der Koch ungeschickterweise die Thür der Kambrüse nach Luw aufgelassen; da kam eine See über und strömte durch die Kambrüse und löschte das Feuer auf dem Herd und schlug in die Kochtöpfe, und nachher saß der Koch auf seinem kalten Ofen und weinte, weil er nichts kochen konnte, und wir hatten den ganzen Tag nichts Warmes.“

„Ich möchte das doch noch lieber, als immer auf dem Schusterschemel sitzen und den Pechdraht durchs Leder ziehen,“ sagte Hermann.

Onkel Karl blickte auf und sah dem Knaben in das ausgeprägte Gesicht mit der breiten Stirn und den klugen Augen und wie er so gerade vor ihm stand mit stämmigen Armen und Beinen, und unwillkürlich fragte er: „was hat denn dein Vater dagegen, daß du zur See gehst?“

„Ja, der Vater sagt, mit der Profession ist man wenigstens selbständig, und mich Kapitän studieren zu lassen, dazu hätte er's nicht.“

„Das kommt darauf an,“ sagte Onkel Karl. „Wenn du dich

*) Berden sind Taue, die unter den Raaken hinlaufen, um als Stützpunkt bei der Arbeit zu dienen.

ordentlich führst und wirfst nicht liederlich und kommst nicht an den Trunk, sondern hältst das Deine zu Rat, kannst du wohl genug sparen, um ein paar Monate auf die Steuermannsschule zu gehen, besonders, wenn der Vater dir etwas nachhilft. Wie viel verlangt denn der Schuster?"

„Auf hundertundzwanzig Mark wird es wohl kommen, meint der Vater.“

„Dafür kannst du nach Bremerhaven fahren und die erste Ausrüstung haben. Ich will mit deinem Vater sprechen und wenn er will und es dir ernst, so will ich an meinen alten Kapitän schreiben und ihn fragen, ob er dich nehmen will.“

Die Schiffchen waren inzwischen fertig geworden; Onkel Karl wartete, bis etwas Zug durchkam, setzte sie dann auf den kleinen Teich neben dem Hofe und sie schaukelten zu dem Entzücken der Jungen in einem eleganten Bogen darüber hin.

Während dessen war die Dämmerung hereingebrochen; Hermanns Vater, der auch Feierabend gemacht hatte, erschien in der Thür seines Häuschens mit der Tabakspfeife im Munde und Onkel Karl ging zu ihm hinüber.

„Weißt du, Hermann,“ begann nun Marius, „wir wollen auch einen Aberglauben machen. Ich lasse mir von Fette ein bißchen Reis geben und ein paar Lichtstümpfchen und du holst unterdessen eine Handvoll Johannisbeeren und ein paar Blumen als Opfer für die Götter.“

Gesagt, gethan. Bald waren die Schiffchen befrachtet, allein der Wind war gefallen, nur ein würziger Lusthauch kam in leichten Stößen vom Tannenwalde herunter und kräufelte hier und da die Oberfläche des Wassers. Eine Weile drehten sich die Schiffchen am Ufer, dann füllten sich die kleinen Segel und sie schwammen in verschiedener Richtung davon, fanden sich wieder, trieben eine Weile zusammen, trennten sich aufs neue, stießen nochmals aufeinander, wobei Hermanns Licht erlosch und landeten endlich an entgegengesetzten Stellen.

„Jedenfalls treffen wir uns zweimal im Leben wieder,“ sagte Hermann. „Ich komme dann um, vielleicht in einem Schiffbruch.“

„Aber ich lebe bis an meinen Tod!“ frohlockte Marius. —

Onkel Karl hielt Wort und ehe er selbst die Schifferschule bezog, brachte er Hermann nach Geestemünde.

Drei Jahre vergingen, bevor der Knabe sein Heimatsdorf wieder aufsuchte, zum Voraus in der Erwartung schwelgend, den alten Freunden, besonders Marius, von seinem neuen Stande und seinen Erlebnissen zu erzählen. Sobald er die Eltern begrüßt und dem Pflaumentuchen zugesprochen hatte, fragte er, ob Marius zu Hause wäre; er wolle gleich einmal zu Pastors hinüber.

„Zu Pastors?“ hieß es. „Zu Pastor Dreyfings? — Die wären schon lange fort! — Nein, nicht in der Nähe und nicht auf einer anderen Stelle — ganz fort, nach Afrika wären sie, schon seit mehr als zwei Jahren. Weshalb, das wüßte man nicht so recht; der Herr Pastor wäre manchmal so eigen gewesen; er hätte es wohl mit den schwarzen Heiden gekriegt.“

Es hatte anders zusammengehungen. An jenem Abend, wo Onkel Karl Hermanns Zukunft in eine andere Bahn lenkte und während die Knaben im Laufe ihrer Schiffchen und im Verlöschen ihrer Lichter das Schicksal befragten, hatte sich eine Lebenswendung vollzogen, wie sie unvorhergesehener und unwahrscheinlicher kaum hätte gedacht werden können.

Der Pastor und die Pastorin hatten, wie alljährlich an diesem Tage, — es war ihr Hochzeitstag — einen Gang durch den Wald gemacht bis zu der Moosbank, wo sie sich einstmals verlobten. Und hier hatte der Pastor nach langen bitteren Seelenkämpfen endlich den Mut gefunden, der Frau auf ihre besorgten Fragen Rede zu stehen und ihr mitzuteilen, was ihn seit Jahren schon so tief und schwer bedrückte. Als Student bereits hatte er sich einer damals neuauftauchenden religiösen Gemeinschaft zugeneigt, doch war es seinem energischen Vater gelungen, ihn seiner Kirche und sogar dem Pfarramt zu erhalten. Seit dem Tode des Vaters aber, der als Emeritus in seinem Hause starb, waren die alten Zweifel mit erneuter Gewalt

zu Tage getreten und damit die Unmöglichkeit, noch fernerhin mit reinem Gewissen in seinem Beruf zu arbeiten.

„Ich bin ein so guter Christ wie je,“ schloß er mit zuckenden Lippen, „aber auch du kannst nicht wollen, daß mein ganzes Leben eine Lüge sei.“

„Und was denkst du zu thun?“ fragte die bestürzte Frau. Da setzte er ihr den Gedanken auseinander, der nach und nach bei ihm zum fertigen Plane gereift war.

Sie hatten einen Vetter, einen Landwirt, der sich in Natal anständig gemacht hatte und dem es dort in jeder Beziehung geglückt war. Zu ihm gedachte der Pastor sich mit seiner Familie zu begeben und auf dessen Farm zu bleiben, bis sie Land und Leute und die Art der Bewirtschaftung, der Bebauung und Viehzucht gründlich kennen gelernt hätten und dann mit dem Vermögen der Frau sich und den Kindern eine neue und eigene Heimat zu gründen.

„Wenn du dich entschließen kannst, mit mir auszuwandern,“ schloß er zaghaft.

Da sah sie ihn durch Thränen an und antwortete ihm mit den Worten, die ihnen der Vater einst als Trautext gegeben hatte: „Wo du hingehst, da will ich auch hingehen, wo du bleibst, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk, dein Gott ist mein Gott. Wo du stirbst, da sterbe ich auch, da will ich auch begraben werden. Der Herr thue mir dies und das: der Tod muß mich und dich scheiden.“

Und die Erinnerung an diesen Augenblick, vor dem er monatelang gebangt hatte, ward ihm zur köstlichsten seines ganzen Lebens und blieb ihm im Herzen wie ein leuchtender Stern nach langer finsterner Nacht.

Stetig und umsichtig wurden die nötigen Vorbereitungen getroffen. Um die Gewissen der anvertrauten Gemeinde nicht zu beunruhigen, erklärten sie nur, daß persönliche Verhältnisse, die sie nicht mitteilen könnten, sie zur Auswanderung zwingen. Das jedoch machte die Neugier der Leute rege und sie versuchten durch die Kinder zu erfahren, was die Eltern verschweigen wollten. Bei Ma-

rius half ihnen das wenig, denn auf die Frage: „weshalb zieht ihr denn eigentlich fort?“ entgegnete der Junge wichtig: „Papa hat Gründe,“ — wobei ihm, der eben seine erste Indianergeschichte las, etwas wie „glückliche Jagdgründe“ vorschweben mochte. Besser gelang es bei der kleinen Lotte, in deren Köpfchen sich die schwarzen Menschen, von denen man ihr erzählte, daß sie sie sehen würde, mit dem vermischte, was sie gelegentlich über Heidenmission gehört hatte, so daß sie auf die gleiche Frage treuherzig zur Antwort gab: „Ich glaube, Papa will den schwarzen Leuten predigen, daß sie weiß werden.“

An einem kühlen Herbstmorgen verließen sie das thüringer Dörfchen, in dem sie elf glückliche Jahre verlebt hatten und zogen hinaus in die große weite unbekannte Welt, fort über das Meer nach Port Natal und von da landeinwärts in ein nicht minder abgelegenes und doch so ganz verschiedenes Thal, auf die große Farm des Veters und nach zwei Jahren weiter nach Transvaal auf ihr eigenes Besitztum, das sich an Umfang mit mancher Grafschaft des alten Vaterlandes messen konnte. Dort erbauten sie ein geräumiges, behagliches Haus mit den notwendigen Nebengebäuden, kaum einen Tagesritt von Breytensfeld entfernt, an einem Zufluß des Baalwater, und weiße Beamte und schwarze Arbeiter mit ihren Familien wohnten patriarchalisch um sie her. Die Kinder spielten nun anstatt mit den Dorfkindern, mit den kleinen Schwarzen, freilich doch etwas anders, denn das weiße Kind fühlt sich dem dunkeln gegenüber schon als Herrn und die verständigste Erziehung vermag das nicht zu ändern. Waren in Sefshausen die kleinen Jungen froh gewesen, wenn Hermanns Vater sie ein Weilchen auf dem Abergaul reiten ließ, so tummelten sie hier in freier Selbständigkeit ihre Ponys und die kleinen Mädchen thaten oft genug dasselbe. Es störte sie wenig, daß unter dem Ananasgestrüpp im Garten eine Puffadder entdeckt wurde und man ein anderes Mal das ganze Haus nach einer entwichenen Riesenschlange durchsuchte, die der Vater am Abend vorher für tot in eine alte Kiste gelegt hatte, und die man endlich zu-

sammengeringelt unter dem Bettchen fand, in dem der kleine Julian behaglich schlief. Sie gebiethen alle kräftig und fröhlich, lernten spielend englisch, holländisch und zulu und halfen frühzeitig in Garten, Feld und Haus schaffen und hantieren.

Marius besonders schoß auf wie eine junge Tanne; mit sechzehn Jahren überragte er den Vater, war breit in den Schultern, gewandt und kräftig, kletterte auf dem Pferde wie ein junger Centaur, und man merkte ihm nicht an, daß sich in seinem Innern noch ein gutes Stück deutscher Wanderlust und deutscher Phantastik verbarg. Vater und Mutter suchten wohl abends und feiertags und wenn die Arbeit nicht zu sehr drängte, den Kindern etwas von den notwendigsten Wissenschaften beizubringen, nahmen auch zeitweilig einen Lehrer ins Haus, mußten sich jedoch bald damit abfinden, daß die Kinder in dem, was man Kultur und Bildung nennt, hinter ihnen selbst zurückbleiben mußten. Vielleicht, trösteten sie sich, würde ihnen dafür ein ungetrübteres Glück und weniger Sorge zu Theil werden. Zum Grübeln wenigstens blieb hier keine Zeit und niemand hätte in dem sicheren klarblickenden Farmer den einstigen bedrückten, in sich gefehrten Landpastor wiedererkannt.

Um diese Zeit wurden weiterhin, im Norden, neue Goldfelder erschlossen und von allen Ecken und Enden der Welt begann die Jagd nach dem Glück. Der Golddurst griff um sich wie das Fieber und eines Morgens kam einer der schwarzen Boys von der Koppel, wie ein ziemlich entfernt liegendes Gehöft mit Einzäunungen für Pferde und Rinder genannt wurde, und brachte die Nachricht, der weiße Aufseher wäre in der Nacht davongegangen und habe ein Pferd mitgenommen.

„Es wird nicht leicht sein, ihn jetzt zu ersetzen,“ sagte der Vater. „Marius! du mußt morgen nach Breytenfeld. Nimm einen der Leute und ein lediges Pferd mit und erkundige dich bei Ohm Smidt. Vielleicht weiß er jemanden, sonst mußt du fürs erste auf die Koppel.“

Frühzeitig am nächsten Morgen machte sich Marius auf den

Weg und traf gegen Abend bei Dhm Smidt ein, dem Wirt, bei dem sie abzustiegen pflegten.

„Das wird schwer halten,“ sagte der Dhm, nachdem ihm Marius sein Anliegen vorgetragen hatte. „Sie sind alle wie von der Tarantel gestochen; zwei von meinen eigenen Leuten sind mir gestern ausgerückt. Da drin“ — er zeigte auf die Thür der Gaststube, aus der der Lärm zechender Leute herausscholl, — „da ist allerdings ein Kerl, der hier hängen bleibt, weil er ganz abgebrannt ist. Er fragte mich schon um Arbeit. Dem Ansehen nach ist es ein kräftiger anstelliger Mensch, viel wird sonst nicht daran sein. Du kannst ihn bis hierher hören; er erzählt Seege Geschichten und Schnurren in der Hoffnung, daß ihn der eine oder der andere frei hält. Setze dich dort an den Mittelstisch und bestieh ihn dir.“

„Den wird der Vater wohl nicht mögen,“ sagte Marius und begab sich mißmutig an den bezeichneten Platz. In der Stube saß allerhand wüßtes Volk, wie es in gewöhnlichen Zeiten hier nicht zu finden war; am Schenktisch lehnte ein mittelgroßer Mann, dem man sogleich den Seemann ansah. Er sprach fließend englisch, aber ein geübtes Ohr konnte unschwer den Deutschen in ihm heraushören.

„Natürlich,“ fuhr er in einer Erzählung fort, „übernahm ich nun das Kommando. Der Alte hatte ein indisches Mädchen mitgenommen; der behagte der Tausch auch. Lizzie hieß sie, ein reizendes Geschöpfchen, voller Übermut und toller Einfälle, aber vierzehn Anna,*) und so war ich der einzige Weiße an Bord. Die Mannschaft war, wie gesagt, lauter zusammengesetztes Gefindel, schwarz, braun und gelb und ich hatte ihnen gleich verboten, nachts auf das Hinterdeck zu kommen. Den Ersten, der nach Dunkelwerden nach hinten käme, schüßte ich unbesehen über den Haufen, hatte ich ihnen mehrfach gesagt.“

„Er wird wohl gewußt haben, warum er ihnen nicht traute,“ schaltete einer der Hörer sarkastisch ein.

*) Bezeichnung für Mischblut. Die Rupie hat 16 Anna; 8 Anna — Halbbhut, — 14 Anna — nicht ganz weiß.

„Mit Sammethandschuhen wird er sie nicht angefaßt haben,“ höhnte ein anderer.

„Aber nun denkt, was geschah,“ fuhr der Erzähler fort. „Wir waren noch in der chinesischen See; es war schwül und dunkel und ein Gewitter zog auf. Ich ging auf Deck hin und her. Plötzlich war mir, als hörte ich hinter mir rascheln und als bewege sich etwas Schwarzes an der Reeling entlang. „Wer ist da!“ schrie ich. Keine Antwort. Gebückt und vorsichtig schob sich eine dunkle Gestalt gegen mich vorwärts. Da faßte ich einen eisernen Koffeenagel, der mir zur Hand lag, holte aus und war im Begriff, ihn auf den Kopf des Heranschleichenden niedersausen zu lassen, als Lizzies Stimme schrie: „Halt! ich bins!“ und sie die braune Kapuze, die sie über den Kopf gezogen hatte, fallen ließ. Nie im Leben bin ich so erschrocken gewesen; mir sank der Arm mit dem eisernen Knüttel und die Kniee knickten mir ein.“ —

„Dreysing! Marius!“ unterbrach hier ein junger Bur ohne Umstände den Sprechenden. „Hat dein Vater noch den Schimmelrappen?“

„Ja,“ sagte Marius.

„Laß mich doch wissen, wenn ihr in Unterhandlung steht; vielleicht kauft ihn mir der Ohm doch noch.“

„Wenn ich kann, will ich dir einen Boten schicken,“ sagte Marius, „aber der Vater sackelt nicht lange, wenn ihm ein Käufer ansteht.“

Der Seemann hatte bei der Nennung des Namens aufgehört und faßte Marius genauer ins Auge. Jetzt kam er auf ihn zu.

„Ihr Name ist Marius Dreysing?“

„Ja.“

„Aus Seßhausen in Thüringen?“

Marius sah betroffen auf.

„Kennst du das?“ sagte der andere und hob eine Welle seines Haars von der Stirn, wodurch eine zackige Narbe bloßgelegt wurde.

„Hermann!“ rief Marius und erhob sich überrascht. „Ist es möglich!“

Beide setzten sich sogleich zusammen und tauschten ihre Erlebnisse mit einander aus. Es verstand sich nun von selbst, daß Hermann am nächsten Morgen Marius heimbegleitete. „Gepäck habe ich nicht,“ sagte er. „Das thut nichts, du kannst von mir haben, was du brauchst,“ sagte Marius unbekümmert.

„Sieh“, sagte gegen Abend Marius und hielt sein Pferd auf einer Anhöhe zurück, „dies, wo wir stehen, ist Klipprand; hier ist unsere Grenze. Dort, im Busch die Dächer, das ist die Farm und da unten, hinter dem schwarzen Gebüsch, liegt die Koppel, wo du wohnen wirst. Ich reite, so oft ich kann, zu dir hinüber und alle vierzehn Tage kommst du am Sonntag zu uns. — So weit du siehst, ist alles unser,“ schloß er nicht ohne Selbstgefühl.

„Ihr habt Euch aber höllisch erhoben,“ sagte Hermann. „Das alles ist Euer?“ und sein scharfes Auge schweifte prüfend und schätzend über die schier endlosen Felder, über Busch und Wald und die hochgrasigen Weidestriche am Ufer des Flüsschens, das so tief lag und jetzt so wenig Wasser führte, daß man nur hier und da etwas von seinem Spiegel schimmern sah.

Sie kamen erst spät an. Marius sprang vom Pferde und entließ es mit einem Schlag auf den glänzenden Schenkel, Hermann stieg nach dem langen Ritt mühsam von dem seinen. Sie betraten das Haus und Marius öffnete die Thür.

In einem großen hohen Zimmer saß im Hintergrunde am Kamin der Vater und las, ihm zur Seite die Mutter nähernd an einem Tischchen, auf dem eine Lampe brannte; die Kinder mit verschiedenen Beschäftigungen umgaben einen großen runden Tisch.

„Seht, wen ich bringe!“ rief Marius. „Hermann! Der Hermann aus Seßhausen! ich habe ihn bei Dhm Smidt gefunden!“

Wider Willen überkam Hermann trotz aller Welterfahrung ein ähnliches Gefühl, wie er es als Knabe gehabt hatte, wenn er das Studierzimmer des Pastors oder die gute Stube der Pastorin betrat. Hier war alles so groß und hell, einfach und gediegen. Über dem Kamin hing als einziger Schmuck in breitem Rahmen die Halbfigur der Sirtina und blickte dem Eintretenden mit ihren tiefen



dunkeln Augen entgegen. Außer dem Vater, der mit dem Buche in der Hand ruhig sitzen blieb, hatten sich alle erhoben und umstanden mit überraschten Gesichtern den neuen Ankömmling.

„Hierher, Marius! erst gib Bescheid,“ rief der Vater und Marius stattete seinen Bericht ab. Dann winkte er Hermann und dieser trat ehrerbietig vor den Farmer-Pastor, der ihm eine Reihe knapper Fragen über seine Vergangenheit vorlegte, die ihm nicht gerade bequem waren. Indessen begriff er, daß ihm Offenheit hier nützen könne und gestand unumwunden, in Kapstadt von seinem Schiffe abgelaufen zu sein, um zu den Goldfeldern zu gelangen, doch wäre er bereits in Breytenfeld gestrandet.

Der Vater machte keine Bemerkung, allein sein sarkastisches Lächeln war schlimmer als jedes abfällige Urtheil. Er setzte dann die Obliegenheiten auseinander, die auf der Koppel zu versehen wären und schloß: „Marius kann dich ein paar Tage unterweisen, dann besorgst du die Sache allein und wenn du deine Schuldigkeit thust, kannst du bleiben.“

Während dessen hatten die Töchter das Abendbrot aufgesetzt, alles reichlich und von bester Beschaffenheit. Die Mädchen waren blühend und groß für ihr Alter mit starken blonden Zöpfen, ruhig und geschickt in ihren Bewegungen, und daneben stand die Mutter mit dem gemessenen Wesen und dem gütigen Gesicht, wie Hermann sich ihrer aus seiner Kinderzeit erinnerte. Einen so guten Hafen beschloß er nicht sobald wieder zu verlassen und der Hausherr fand, so oft er die Koppel besuchte, alles in Ordnung und begann das Mißtrauen zu verlieren, das er gegen den, unter so wenig empfehlenden Umständen wieder Aufgetauchten zuerst empfunden hatte. Auch war er keineswegs gleichgültig gegen die Beziehungen früherer Zeit und es rührte ihn wie seine Frau, als Hermann zum erstenmal sein Zimmer betrat und überrascht ausrief: „Ach! da ist ja auch der Herr Supperndent!“ — Das lebensgroße Bild des Großvaters hing wie einst in Seßhausen, so auch hier über dem Schreibtisch.

Marius war, so oft er konnte, jedenfalls öfter, als seinem

Vater lieb war, bei Hermann und seltsamerweise übte dieser jetzt einen ähnlichen Einfluß auf ihn aus, wie einst als Knabe und nicht zu seinem Besten. Hermanns Sache war es nicht, eine Kunde von Arbeit stetig zu thun ohne Wechsel oder die Aussicht auf einen solchen und wen das Goldfieber einmal gepackt hat, den läßt es sobald nicht wieder los. Immer aufs neue lag er Marius im Ohr mit Vorstellungen von abenteuerlichen Zügen durchs Land, vom freien Leben im Busch und schließlich — weshalb sollten sie ihr Glück in der großen Lotterie des Lebens nicht auch probieren? wie vielen war es geglückt, und Gold ist nicht nur Geld; es ist Macht und Schaffenslust und Daseinsfreude; es ist der Schlüssel zu allem, was das Leben zu bieten vermag, das Messer, das die Auster öffnet. — So sprach der Versucher und Marius streckte denn auch eines Tages einen Fühler aus: „Vater! ich hätte nicht übel Lust, mir auch einmal die Goldfelder anzusehen!“

Der Vater schwieg, als hätte er nichts gehört, aber die Mutter sagte verweisend: „Du brauchst es nicht anderwärts schlecht zu haben, wenn du es zu Hause gut haben kannst.“

Als Marius jedoch nach einiger Zeit auf dasselbe Thema zurückkam, erhielt er kurz zur Antwort: „Laß dir doch keine Floskeln in den Kopf setzen,“ und später hörte er den Vater zu der Mutter sagen:

„In der Arbeit macht er sich ganz gut, aber der Bursche gefällt mir nicht. Ich mache bald einmal kurzen Prozeß und schicke ihn weiter; lange aushalten thut er doch nicht.“

Er hatte Marius nicht bemerkt, der sich nun lachend zu ihm wandte: „Da gehe ich mit ihm auf die Goldfelder.“

„Meinethalben gehe, wohin du Lust hast,“ rief ihm der Vater ärgerlich zu und schritt aus dem Zimmer.

Marius ließ sich das gesagt sein, nahm sein Lieblingspferd Klytemnestra, das niemanden aufsteigen ließ, als ihn allein, und ritt davon. Es fiel im Hause nicht auf, daß er abends nicht wiederkam, er blieb öfters nachts aus; als er jedoch am zweiten

Tage nicht erschien, schickte man einen der Schwarzen auf die Koppel. In kürzester Zeit kam der Mann zurück: „O Waas! Sie sind fort, alle beide fort! unser Marius und der fremde Hermann! und sie haben Jimmy mitgenommen und Balulo und den Fuchs und die Klytemnestersche Beestkret!“

Die Eltern verfärbten sich und tauschten einen Blick des Erschreckens aus. „Kannst du nicht Babker nachschicken? Auf dem Falben holt er sie ein und Marius kommt gewiß zurück,“ sagte die Mutter. „Fällt mir nicht ein,“ sagte der Vater, „laß ihn sich nur die Hörner abstoßen. Er muß liegen, wie er sich bettet. Und was sollte ihm schließlich geschehen? Er kennt sich aus wie ein Zulu. Bald genug wird er sich nach den mütterlichen Fleischtöpfen sehnen. Zurück kommt er, darauf kannst du dich verlassen.“

Als indessen eins der Kinder nach dem anderen hereinstürzte: „O Mutter! — Vater! weißt du schon? Marius ist fort!“ — sagte der Vater in dem Tone, der keine Widerrede aufkommen ließ: „Vor mir wird Marius nicht wieder erwähnt.“ —

Unterdessen führten die Flüchtlinge das Leben, das sie sich so oft in Gedanken ausgemalt hatten; für Hermann hatte es den vollen Reiz des Neuen und Abenteuerlichen, für Marius den Zauber der heimathlichen Welt und der unbeschränkten Freiheit. Was konnte ihnen in der That fehlen? hart gewöhnt, gut ausgerüstet, gut bewaffnet, gut beritten, mit zwei eingebornen Dienern, führten sie ohne zu große Beschwerde oder Entbehrung ihr freies Reiter- und Jägerleben. Nach Wochen erst erreichten sie den Goldbistritz und das Bild, das sich ihnen hier bot, war, besonders für Marius, abschreckend genug. Dies zusammengewürfelte Volk, von den Beamten der englischen Gesellschaft an, mit ihrem systematischen Abbau, ihren hartgehaltenen Arbeitern und Maschinen neuester Konstruktion, bis zu dem einzelnen Goldgräber, der einsam im Schweiß seines Angesichts wühlte und scharfte, — in all diesen mageren, finsternen Gesichtern, in all diesen scharfen, lauernenden Augen derselbe Ausdruck entschlossener Begier. Und dazu die wilde, unsaubere Industrie, die sich an Orten dieser Art einzufinden pflegt, der wüste Lärm, die

ungezügelter Roheit in den Spielhöhlen und Trinkhallen nach der sauren Tagesarbeit. Mord und Totschlag schienen nichts Seltenes und mancher von denen, die das Glück begünstigte, war kaum seines Lebens sicher. Dabei war jedes Stück Kleidung, jedes Werkzeug oder Lebensbedürfnis unerschwinglich teuer. Marius und Hermann machten bald die Beobachtung, daß nicht der das Gold hatte, der es grub, sondern der, in dessen Tasche es floß.

Sie kehrten zu ihrer Jagd zurück und brachten Felle, Hörner und Klauen in die Faktorei eines großen Londoner Pelzgeschäfts, das zugleich einen schwunghaften Zwischenhandel nach dem Innern betrieb. Dort tauschten sie ihre Jagdbeute gegen Gewehre, Munition, Kleider und die gangbarsten Medikamente ein, besonders Chinin zogen dann in den Golddistrikt zurück, setzten ihre Waren ab und ließen, wie sie zu einander sagten, andere für sie Gold graben.

Über ein Jahr hatten sie so gelebt. Eines Abends, nachdem sie den ganzen Tag der Spur einer Elefantenherde gefolgt waren und eine geeignete Stelle suchten, um ihr Nachtlager aufzuschlagen, stießen sie von ungefähr am Fuße einer Hügelklippe auf ein kleines Camp. Ein paar Wagen waren im Kreise aufgestellt, mehrere Schwarze schienen beschäftigt, sie zum Schutze gegen stärkere Raubtiere mit Dornen zu umgeben; die Ochsen weideten in der Nähe an einem niedrigen Flußlauf. In der Mitte brannte ein Feuer, weiße Kinder liefen hin und her. Als sie sich näherten, trat ein weißer Mann mit einer Flinte aus der Wagenburg. Es war ein deutscher Missionar, der mit den Seinen auf die ihm bestimmte Station reiste. Sie begrüßten sich bald als Landsleute; die beiden Jäger gaben ihm sogleich einen Bawallabock, den sie erlegt hatten und der Missionar forderte sie auf, sich ihm anzuschließen und brachte sie zu seiner Frau, die mit einer Näherei vor einem kleinen Zelte saß, eine zarte, kleine Gestalt, die ihnen hier in der Wildnis mit den angenehmen, etwas zurückhaltenden Formen einer feinen Dame entgegentrat. Die Kinder kamen gesprungen und gaben freundlich die Hand, zwei Mädchen im Alter von Marius' Schwestern und zwei kleinere Knaben. Während sich Hermann mit dem Mis-

fionar über die Ergebnisse ihrer Jagden unterhielt, schloß Marius Freundschaft mit den Kindern; besonders hatte es ihm das älteste Mädchen angethan, das ihn mit den ernstesten Augen ihrer Mutter ansah. Er hatte seinen Arm um sie gelegt und sie schmiegte ihr Köpfschen zutraulich an ihn.

„Wie heißt du denn?“ war natürlich die erste Frage. „Margarita.“ — „Und ich Elisabeth, aber ich werde Nini genannt,“ fiel die zweite Kleine ein, „und dies ist Werner, aber wir nennen ihn Bubi.“ — „Und du?“ fragte er den Kleinsten. „Das ist EU,“ sagte das Kind. — „Er meint Hellmut,“ erklärten die Großen. Und nun erzählten sie sich mit dem neuen Freunde um die Wette und wandten sich dabei beständig an die Mutter zurück. „Mama! er ist auch aus Deutschland! aus einem ganz kleinen Dorf!“ — „Mama! er hat auch zwei Schwestern, aber drei Brüder, — Eberhard, Franz und Julian heißen sie.“ — „Mama! ist das nicht komisch? — sein Pferd heißt Klytemnestra und es gehorcht niemandem als ihm. Wenn ein anderer auffitzen will, so beißt es und schlägt!“ — „Mama! er kann auch: ‚Auf den Bergen die Burgen!‘“ — „Singt mir etwas,“ bat er, und die kleinen Mädchen nickten. „Wollen wir: ‚Jerusalem‘?“ fragte Nini, und sie huben an:

„Jerusalem! du hochgebaute Stadt,“ — alle Berse, und er konnte sich der Thränen nicht enthalten, so gingen ihm die weichen Kinderstimmen zu Herzen.

„Mama! er weint!“ war der nächste Rapport. „Warst du auch einmal in Jerusalem? — Papa war dort,“ sagte Margarita.

„Ja,“ sagte er, „ich war einmal darin.“

„Und warum gingst du wieder fort? — Papa mußte, er hatte keine Zeit mehr.“

„Weil ich kindisch und unüberlegt war,“ sagte er und stand auf. Die Abendkost wurde nun eingenommen und dann saßen sie noch eine Weile zusammen, sangen deutsche Lieder und sprachen vom nördlichen Sternenhimmel und wie viel schöner er wäre, als der südliche und welche Sternbilder man hier so gut sähe, wie dort — und das Lagerfeuer lohte und die dunkeln Gestalten der Schwarzen

hoben sich dagegen ab; laut schrillten die Cikaden in dem harten Gras, bald ferner, bald näher hörte man das heisere Bellen eines Schafals oder das ferne Grollen eines anderen Raubtiers; dann regten sich die angepflöckten Ochsen. Die Mutter brachte die Kleinen in einem der Wagen zur Ruhe und verschwand selbst darin; die Männer streckten sich auf die für sie bereiteten Lager und der Schlaf senkte sich mit leisem Flügel auf die kleine Karawane nieder.

Am nächsten Morgen war das Herzeleid groß; die Kinder umringten Marius und baten ihn mitzukommen und bei ihnen zu bleiben. Er zog sein Taschenbuch heraus und hielt es Margarita hin. „Schreib mir doch zum Andenken das erste Lied ein, daß ihr gestern Abend sangt; nur den Vers: ‚O schöner Tag‘ — du kannst doch schreiben?“

„O ja!“ sagte sie und schrieb langsam in großer, steifer Kinderschrift:

„O schöner Tag und noch viel schön're Stund',
Wann wirst du kommen schier?
Da ich mit Lust und freiem Freudenmund
Die Seele gebe dir.“

„Das ist falsch,“ sagte die dicke kleine Nini, „von mir‘ muß es heißen.“

„Laß es nur, wie es ist,“ sagte Marius, als Margarita es verbessern wollte, „und nun setze noch deinen vollen Namen darunter. Ich muß ihn wissen, denn wenn du groß bist, komme ich und hole dich zu mir. Es ist dir doch recht, nicht?“

„Das kann ich nicht wissen,“ sagte Margarita aufrichtig.

„Wieso? hast Du mich nicht gern?“

„Ja, jetzt habe ich Dich gern, aber ich kann nicht wissen, ob ich will, wenn ich groß bin“, sagte das Kind ernsthaft.

Mit warmer Herzlichkeit trennte man sich. Langsam schwanften die Ochsenwagen von ihrer kleinen Schutztruppe begleitet, davon und Marius sah noch eine Weile der Staubwolke nach, in der sie entlang zogen. „Komm,“ sagte Hermann, „die Zeit verstreicht, wir müssen der Spur nach.“ „Nein“, sagte Marius, „ich thue nicht mehr mit. Ich habe von diesem Leben übergenug. Du kannst Simmy und den Fuchs behalten, ich nehme Zalulo und gehe nach Haus.“

Wild flammte in Hermanns Gesicht die Röthe des Zornes auf. „So haben wir nicht gewettet“, sagte er. „Wir sind Partner. Einer allein kann das Geschäft nicht betreiben.“

„Such dir einen anderen“, sagte Marius.

„Auf den Goldfeldern vielleicht?“ höhnte Hermann. „Wir sind zusammen fortgegangen und müssen zusammen bleiben und du bist ein Schuft, wenn du mich hier allein sitzen läßt und nach Hause zu Muttern gehst.“

„Ja, das will ich.“

„Das wirst du nicht; daran werde ich dich zu hindern wissen.“

„Du mich hindern?! — Balulo! bring Klytemnestra! wir brechen auf.“

„Untersteh dich's!“ und das Gesicht verzerrt in Grimm und Leidenschaft, hob Hermann die Flinte und schlug auf Marius an. Wie der Blitz hatte auch Marius das Gewehr an der Wade. So standen sie und blickten einander, den Finger am Drücker, in die harten wachsamten Augen.

Schoß durch Hermanns erhitztes Hirn eine Erinnerung aus ferner Jugendzeit, das Bild eines lauschigen Gartens und eines blonden Kindes, das er umhertrug und das seine Ärmchen um seinen Hals geschlungen hatte? Er ließ den Lauf nieder, Marius senkte den seinen, wandte sich ab, bestieg sein Pferd und ritt davon; der treue Schwarze trabte neben ihm her.

Zwei Tagereisen hatte er bereits hinter sich und lag nachts im ersten Schlaf, als es in den Büschen knackte und etwas auf leisen Sohlen heranschlich. Er ergriff das Gewehr und richtete sich auf. „Ich bin's!“ rief Jimmys Stimme.

„Was ist das, Jimmy? hast du deinen Herrn verlassen oder kommt er nach?“

Da berichtete Jimmy, sie hätten die Spur der Elephanten verfolgt und wären dabei an einen Sumpf gekommen und Hermann habe unvorsichtigerweise nach einem fliehenden Büffel geschossen; das wütende Tier wäre zurückgekehrt, hätte ihn auf die Hörner genommen und fortgeschleudert. Es wäre ihm, Jimmy, zwar ge-

lungen, den Büffel abzulenken, aber Hermann läge da mit aufgeschlitztem Leib. Er habe ihn noch in eine Kaffernhütte gebracht, aber weiter könne er nicht und müsse sterben, wenn ihn Marius nicht rette.

Da war nichts zu thun, als sofort umzukehren. Er fand Hermann in einem bejammernswerten Zustand, verband ihn, so gut es gehen wollte und verpflegte ihn, bis er so weit war, auf dem Pferde festgebunden und fortgebracht zu werden. Auf diese Weise legten sie in kleinen Tagereisen und mit mancher Unterbrechung, den schier endlosen Weg zurück und erreichten schließlich die heimische Koppel. Dort wurde Hermann vorerst gebettet und der Obhut der Leute übergeben; dann ritt Marius mit Klytemnestra, die sichtlich dem alten Stalle zustrebte, nach der Farm. Vor den Scheunen stieg er ab, ging außerhalb derselben entlang und über die hintere Veranda des Hauses durch die offene Thür in den Saal. Die Mutter saß im Vorderzimmer und besprach mit dem Vorloper die Einkäufe, die noch vor dem Eintritt der Regenzeit zu machen wären. Plötzlich horchte sie auf: „Das ist ja — meines Sohnes Schritt!“ öffnete die Saalthür und breitete ihm die Arme entgegen.

„Was wird der Vater sagen?“ fragte Marius nach der ersten Begrüßung.

„Es ist vielleicht am besten, du reitest auf die Koppel zurück und ich sage es dem Vater erst allein.“

„Nein, Mutter. Du sollst nicht von Allem immer das schwerste auf dich nehmen. Ich sage es dem Vater selbst; er kann thun was er will; ich habe es verdient. Geh, — er kommt.“

Die Mutter zog sich zurück; die entgegengesetzte Thür flog auf und der Vater mit dem kleinen Julian an der Hand trat herein. Marius stand gerade unter der Hängelampe und regte kein Glied; der Vater blieb wie gebannt stehen und sah ihn an. Es war Marius, als wollten diese Augenblicke nie ein Ende nehmen; er ahnte nicht, wie er selbst aussah. Fast um einen Kopf gewachsen und entsprechend breit geworden, tiefgebräunt von Luft und Sonne, trug er einen alten breitkrepigen Hut, von dem eine überlange

Straußenfeder nickte. Sein rotes, wollenes Hemd hing ihm in Fetzen von den Schultern; er hatte ein paar alte selbstgefertigte Lederhosen an, die Baden mit Lederstreifen umwickelt, ungegerbte Schuhe an den Füßen, im Gürtel ein Scheidemesser und einen Revolver; so stand er und hielt die Flinte in der Hand. Kein Wunder, daß der Vater die unerwartete Erscheinung befremdet und und zweifelnd ansah. Auch der kleine Bruder starrte Marius an mit großen verwunderten Augen, bis er in die Worte ausbrach: „Jus! bist du das?!“

Da lachte der Vater kurz auf, drehte sich um und verließ das Zimmer und damit war die Sache vergeben, wenn auch nicht vergessen. Zunächst natürlich handelte es sich um den Verwundeten. Die Verletzungen waren im Heilen und schlossen sich bald bei der vollkommenen Ruhe und guten Pflege, jedoch erhob sich Hermann von seinem Lager als ein Krüppel. Er konnte sich nicht aufrichten und schlich mühsam an zwei Stöcken umher. Ein aus Middelburg herbeigerufener Arzt erklärte, daß hier durch eine Operation geholfen werden könne; gelänge sie, so würde er wahrscheinlich seine Gesundheit wieder erhalten, allein dazu müsse er in ein Krankenhaus nach London; hier könnten sie dergleichen noch nicht machen. Und Vater und Mutter besannen sich nicht lange, sondern ließen den Unglücklichen über Pretoria und Johannesburg nach Durban bringen und von da nach England einschiffen.

Nach einem Jahre etwa schrieb er, dankte für die ihm erwiesene Wohlthat und teilte mit, daß er nach mehrfachen Operationen und monatelangem Liegen nun ganz hergestellt sei und durch die Verwendung der Ärzte, die sich für ihn, als, so zu sagen, ihrem Geschöpf, interessierten, eine gute Stellung in einem Lazaret bekommen hätte. „Ich grüße meinen alten Partner,“ schrieb er noch an den Rand, „einmal sehen wir uns noch im Leben wieder, aber wo?“

Ja, wo? —

Jahre waren verstrichen, stille, freundliche Jahre, nur der politische Horizont hatte sich mehr und mehr verbüstert. Eines

Abends kam der Vater aus der Stadt zurück und sagte mit sorgenvollem Gesicht: „Der Krieg ist da.“

„Krieg mit England!“ sagte die Mutter erschrocken. „Ich dachte nicht, daß sie es dahin kommen lassen würden! Dieses kleine Land von Hirten und Bauern und — England!“

„Aber, Mutter!“ rief Franz, „denke doch nur an Schiller!

„Lern dieses Volk von Hirten kennen, Knabe!

„Ich kenn's, ich hab es sechten sehen bei — Majuba Hill!“

Und mit blitzenden Augen fiel Eberhard ein:

„Sie sollen kommen, uns ein Joch aufzwingen,

„Das wir entschlossen sind, nicht zu ertragen!“

Allein die sonst so ruhige Frau rang die Hände.

„Meine Söhne!“ rief sie. „Meine Knaben alle werden sie mir nehmen, ehe dieser unselige Krieg zu Ende ist!“

„Ich muß mit, Mutter, das versteht sich,“ sagte Marius, „aber ehe die Jungen an die Reihe kommen, sind wir hoffentlich längst mit ihnen fertig. Und wir liegen so abseits, so weit kommen sie nicht.“

„Und wenn sie kommen,“ rief Eberhard, „dann —“

„Dann schießen wir sie alle tot!“ schrie der kleine Julian.

„Dann,“ fuhr Eberhard fort, „reiten wir einfach in die Koppes und warten, bis sie wieder fort sind.“

„Und wenn sie das Haus anstecken und nehmen alles fort?“ sagte Helene.

„Kinder! es sind doch keine Wilden,“ beruhigte Lotte.

Es war das zweite Mal, daß der Vater einen solchen Kampf erlebte. Er hatte den großen deutschen Krieg gegen Frankreich mitgemacht, und die Begeisterung, die damals in allen Herzen glühte, sah er jetzt aufs neue in seinen Kindern aufflammen. Sie waren Deutsche geblieben und hatten ihr Deutschtum gepflegt, wie wenige Ausgewanderte thun, aber im Augenblick der Gefahr fühlten sie sich eins mit dem Boden, auf dem sie standen, und waren Buren vom Scheitel bis zur Zeh.

Marius mußte fort und wäre auch nicht zu halten gewesen.

Es war an einem hellen Sommermorgen und ein Sonntag. Der Hausvater hielt die Andacht in dem großen Saal und der warme Duft der sonnenbeglänzten Felder strömte zu den offenen Fenstern herein.

„Wird der Kreis je wieder vollzählig sein?“ fragte sich die Mutter in bangem Vorgefühl nahenden Unheils. In den Kinderseelen indessen war kein Zweifel. Da stand Marius, rechts vom Vater, groß, ernst und kräftig, und um ihn geschart die jungen Schwestern und Brüder, und als nach kurzer Ansprache und Verlesung des Psalms der Vater das Lied anstimmte, schmetterten die hellen Kinder- und tiefen Männerstimmen hinaus wie Schlachtruf:

„Wach auf, du Geist der ersten Zeugen,
Der Wächter, die auf Zions Mauern stehn!“

Die Augen blitzten und die Wangen glühten:

„Die Zeit ist da! Die Ernte groß und reich!
Arbeiter sende du, den ersten gleich!“

und draußen wieherte Klytemnestra und scharrte mit dem Vorderhuf. Sie gingen alle mit auf die Veranda hinaus.

„Geh mit Gott, mein Junge, Du ziehst in einen guten Kampf,“ sagte der Vater mit bewegtem Gesicht.

„Gott sei mit Dir und schütze Dich, mein liebes, liebes Kind,“ sagte leise die Mutter.

„Leb wohl, Marius! der liebe Gott behütet Dich gewiß!“ schluchzten die Schwestern an seinem Halse.

„Leb wohl, Marius! gib's ihnen tüchtig und laß mir ein Paar übrig!“ rief Eberhard. „Haut sie, daß die Lappen fliegen!“

„Bringe mir einen gefangenen Engländer mit!“ rief Franz. „Mir auch!“ schrie der kleine Julian.

Klytemnestra wieherte ungeduldig.

„Ruhig, Alte, ich komme!“ — Er schwang sich auf und ritt davon an der Spitze der waffenfähigen Männer der Farm. Die Kinder winkten ihm nach, bis er an der Biegung des Weges im Busch verschwand. —

Marius eignete sich besser als viele zum Guerillaführer; das erkannte ein scharfes Auge wie Louis Bothas bald und er stellte

ohne Besinnen den rechten Mann an den rechten Platz. Wie eine Bremse ein Pferd beunruhigt, so umschwärmte Marius' kleine Truppe irgend eine englische Abteilung, neckte sie, lockte sie in unwegsame Gegenden, schoß ihr im Reiten die Offiziere fort und war über alle Berge, wenn sie sich zur Verfolgung anschickte.

Es ist aber ein ander Ding, Wild niederzuschießen oder Menschen, und ein großer Unterschied, ob geschlossene Massen gegen einandergehen oder der einzelne aufs Korn genommen werden muß. Jeder Krieg, auch der gerechteste, wirkt auf die Länge demoralisierend, diese Kampfweise aber drückt jedem ihren Stempel auf. Marius entging diesem Verhängnis nicht; er reifte in kurzer Zeit zu einem in sich gefehrten, strengen, besonnenen Manne, und auch Klytemnestra war nicht mehr das glatte, sorgsam gehaltene Pferd von früher. Waren jemals Roß und Reiter eins, so war das hier der Fall; mager und ausdauernd, mit klugen Augen, schien es die Gedanken und Absichten des Herrn zu verstehen; sie ertrugen beide alle Strapazen und Entbehrungen mit ruhigem Mut und oft genug hatte er sein letztes Stück Brot mit dem treuen Tier geteilt.

So saß er auch einstmals gegen Abend, ruhend nach saurer Arbeit und langem Ritt, auf einem Felsblock und griff nach seinem Brotsack, und Klytemnestra schob ihre weiche Schnauze vertraulich über seine Schulter. Er brach jeden Bissen durch und hielt ihr die Hälfte hin, teilte selbst den Rest seiner Feldflasche mit ihr und goß ihr ein wenig Branntwein auf das letzte Stück. Und wie seine reckenhafte Gestalt so gegen den Felsen lehnte, den breiten Hut zurückgeschoben, die Flinte neben sich, mit den entschlossenen Zügen, dem struppigen Bart, der zerschliffenen Kleidung, das Bändel über der Brust, das wackere Pferd zur Seite, wäre er in Erz gegossen ein schönes Denkmal für den Platz gewesen, auf dem er saß; es war bei Colenso.

Da kamen zwei seiner Leute und brachten einen gefangenen Engländer heran, dem sie die Arme auf den Rücken geschnürt hatten. „Der Kerl muß baumeln,“ rief der eine, sobald sie in Hörweite waren. „Er hat die Hände aufgehoben und um Pardon

geschrien und als wir uns nach den anderen umwandten, schoß er aus dem Hinterhalt.“ „Es ist nicht wahr!“ schrie der Engländer in deutschem Platt. „Das Gewehr ist mir losgegangen! ich habe es nicht gewollt!“

Unwillkürlich hatte Marius nach einem verdorrten Baume gesehen, der schon öfter solche Früchte getragen haben mochte. Der Gefangene war dem Blicke gefolgt und warf sich vor ihm nieder.

„Erbarmen! laßt mich nicht hängen!“ — Dann, seinen Mann näher ins Auge fassend, rief er fast schreiend: „Marius! Partner! hilf mir! — laß mir nur erst die Bande abnehmen, ich bin wahnsinnig vor Schmerz!“ „Schneidet doch das Strop entzwei,“ sagte Marius. „Er hängt sich besser und bequemer so,“ sagte der eine der Buren und schnitt widerwillig den Riemen durch. Langsam und vorsichtig, mit verhaltenem Aechzen, brachte der Mann seine Arme nach vorn. Dann wandte er sich wieder an Marius: „Gott ist mein Zeuge, ich habe es nicht gethan! Erbarme dich, Marius! rette mich! wir waren Partner! denke daran, wie wir Kinder waren! denke an meinen alten Vater! bei deinen eignen Eltern, bei deinen Geschwistern, bei dem kleinen Julian beschwöre ich dich, laß mich leben! Ich will laufen, so weit ich kann, wenn du mich losläßt; ich will deinen Weg nie wieder kreuzen! Denke an die Schiffchen, Marius!“ — und da er eine Bewegung in Marius' Gesicht zu sehen glaubte: „Denke an unser Dorf! und wie ich dir die Weidenpfeifen schnitt! — und an die Himmelschlüssel auf eurem Abhang! an den Haselstrauch im Schenkenholz! an die roten Leberblumen im Thälchen! — Laß mich nicht hängen, Marius! Gott weiß es, ich wollte es nicht!“

„Wir sahen ihn zielen,“ sagten aufs neue die Buren.

„Da er so winselt, laßt ihn laufen,“ sagte Marius. „Aber einiges ist noch gut an ihm, das kannst du brauchen,“ fuhr er fort, zu einem der Leute gewandt, an dem der Anzug nur noch in Fetzen zusammenhing, und zu dem Gefangenen: „Zieh den Rock aus!“ Eilfertig warf dieser das Kleidungsstück ab.

„Die Hosen!“ — Er zog sie in Hast aus und legte sie dem abgerissenen Buren zu Füßen.

„Strümpfe und Stiefel!“ Er streifte sie mit zitternden Händen herunter und das Hemd noch dazu. Der Bur hatte sich inzwischen seiner eigenen Sachen entledigt und warf sie dem Elenden hin.

„Nun lauf, und laß dich nicht wieder blicken,“ sagte Marius und der Mann nahm sich nicht die Zeit, seine Blöße zu decken, sondern lief davon, die Lumpen unterm Arm, das Käppi noch auf dem Kopf, so schnell ihn seine Füße über den steinigten Boden tragen wollten.

Das war ihre letzte Begegnung; Marius hörte nie wieder von ihm. —

„Die Engländer sind ja keine Wilden,“ hatte Lotte einst gesagt; der Verlauf des Krieges jedoch strafte das Wort Lügen.

Auch auf die Dreyfingsche Farm drangen die Nachrichten von der Schreckensherrschaft der Engländer, überall wo sie Fuß faßten und wo sie keinen fassen konnten. Die hauptsächlichsten Städte waren in ihren Händen; indessen die Farm lag abseits und man hatte dort von dem Kriege selbst noch nichts gesehen, als eines Nachmittags ein Picket englischer Soldaten auf den Hof ritt; es mochte sich verirrt haben, die Leute sahen abgemergelt und verstaubt aus. In Abwesenheit ihres Mannes sammelte die Mutter zuerst die Kinder um sich und schickte dann den Leuten durch ihre Schwarzen einige Krüge Milch hinaus. Der Offizier verlange die Frau zu sprechen, meldete einer der Diener.

„Bitte ihn, einzutreten.“ Der Hauptmann erschien in der Thür und hielt einen Augenblick betroffen inne, als er die stattliche Frau wie eine zweite Cornelia in der Mitte ihrer schönen Kinder stehen sah.

„Der Spion, der heute Vormittag ergriffen und erschossen wurde,“ hub er dann in gezwungen geschäftsmäßigem Tone an, „nannte sich Dreyfing und gab an, Pfarrer und Farmer zu sein und hier zu wohnen. Ich habe Befehl, die Farm niederzubrennen. Sie haben zehn Minuten, um mitzunehmen, was Sie etwa behalten wollen.“

Wie in Stein verwandelt, starrten die Kinder den Schreckensboten an. Die Frau war zusammengezuckt und alles Blut wich

aus ihrem Gesicht, aber das Übermaß des Entsetzens und die Größe der Gefahr erhielt ihr die Besinnung.

„Wovon sollen wir leben, wenn Sie die Farm zerstören? Lassen Sie mir Zeit, mich an das Oberkommando in Pretoria zu wenden.“

„Ich habe Befehl, Sie und Ihre Kinder in das nächste Konzentrationslager zu bringen,“ sagte der Engländer.

„Meine Töchter — meine Kinder in ein Konzentrationslager! — lieber in die Wildnis!“ sagte die Mutter.

„Sie haben leider keine Wahl,“ sagte der Offizier. „Und Sie können von dem Lager aus alle Schritte thun, die Sie für nötig halten.“

Jetzt kam Leben in die Kinder.

„Mein Vater ist kein Spion!“ rief Eberhard mit flammendem Gesicht. „Ein Spion ist ein gemeiner Schuft! ein Spion ist ehrlos!“

„Mörder seid Ihr! feige Mörder!“ brach Franz los und der kleine Julian hob die geballten Fäustchen: „Du bist ein böser Mann! wenn Papa nach Hause kommt, schießt er dich tot!“

Helene stürzten die Thränen über das Gesicht. „Vater! Vater!“ schluchzte sie und rang die Hände. Lottes Erschütterung war zu tief für Thränen. Mit Abscheu und Bitterkeit in jedem Zuge ihres jungen Gesichts wandte sie sich an den Engländer: „Vor Gottes Thron werden wir Euch einst verklagen,“ sagte sie mit zornbebender Stimme. „Wir sind machtlos, aber Gott wird Euch richten!“

„Man fand Briefe bei ihm an den berühmten Bandenführer Marius Dreyfing,“ sagte der Offizier zu der Mutter.

„Marius Dreyfing ist mein Sohn,“ war die knappe Antwort.

„Sie haben zehn Minuten Zeit sich bereit zu machen,“ wiederholte der Engländer und ging mit gesenktem Kopfe hinaus.

„Mutter, was nehmen wir?“ fragten die Kinder. „Brot und Fleisch und Schokolade“, rieten die Mädchen. „Ein Paar Decken und Wäsche und Schuh, — zu essen müssen sie uns doch geben,“ meinten die Knaben.

„Gott im Himmel!“ schrie Helene auf. „Sie brennen die



Zu der Erzählung: Zwei Schiffchen.

Ernte ab, die Schändlichen!" und alle wandten sich nach den Fenstern. Da stand, schnittreif, das Feld in goldener Pracht und Rauch und Flammen jagten in leichten Wolken über den Segen hin, eine schwarze verkohlte Spur hinter sich lassend. Mit entsetzten Augen sahen die Kinder hinaus.

"Es geht in Einem hin", sagte die Mutter, „nur bleibt bei mir, wenigstens trennen sollen sie uns nicht.“

Und wie im Traum gingen sie langsam noch einmal durch die Zimmer und fast auf dem Fuße folgten ihnen Soldaten mit Petroleumkannen und Pechkränzen und sie rochen Rauch und hörten hinter sich knistern.

Die Vorratsräume waren schon erbrochen und fast geleert. Franz nahm ein Brot und Helene ergriff ein Stück Speck, das auf einem Bort lag; ein Soldat riß es ihr aus der Hand und lief lachend davon und zornig schleuderte der unüberlegte Knabe dem Manne das Brot an den Kopf. Ergrimmt wandte sich dieser und schon warf sich Eberhard schützend vor den Bruder, als draußen Schüsse fielen. Zugleich tönten hastige Befehle, Hornsignale, Laufen und Rufen: „die Buren! die Buren kommen!“ Gleich darauf erneute Schüsse, Trompeten und dazu das Stampfen, Blöken und Brüllen der Herden, die zusammengetrieben worden waren und nun plötzlich losgelassen und gescheucht wurden. Von allen Seiten eilten die Engländer aus dem Hause; ein Soldat stürzte an ihnen vorbei, der eine Menge zusammengeraffter Dinge in eine Tischdecke gebunden hatte und warf in der Hast das Pack von sich. Ein großer weitbauchiger silberner Becher, ein Ehrengeschenk, das einst dem Großvater Superintendenten überreicht worden war und seitdem bei Taufe und Abendmahl in der Familie gebient hatte, rollte über den Boden. Eberhard, der gerade das Brot aufnahm, ergriff das Familienheiligtum, als ein Soldat, ein blutjunges Bürschchen, das ihn beobachtet hatte, die Stufen hinauf und mit drohender Gebärde auf ihn zusprang.

„Flieht, wenn Ihr könnt,“ flüsterte er, „es ist nur eine handvoll Buren! sie weichen schon und wir warten hier auf ein Regi-

ment Schotten und Fren, das gleich durchkommen soll," und wie der Blick war er wieder zur Thür hinaus.

„Geschwind durch die Keller, zur Hinterthür!" rief Lotte.

Unbehelligt kamen die Mutter und die Kinder ins Freie, eilten außerhalb der Ställe entlang, durch den Obstgarten hinter die Klippe und begannen so schnell wie möglich den Abhang zu erklettern, um den schützenden Wald zu gewinnen. Stundenlang wanderten sie, bis sie, schon in der Dunkelheit, eine Lichtung erreichten; sie kannten sie wohl; man sah dort von weitem die Dächer der Farm. Ein roter Glutschein zeigte ihnen heute den Platz und der Himmel war an zwei Stellen gerötet.

„Sie haben auch die Koppel angesteckt," sagten die Kinder.

Hier machten sie Rast. Zwei ihrer Schwarzen, die sich unterwegs zu ihnen gefunden hatten, zündeten ein Feuer an.

„Nimm du das Brot, meine Hände sind steif," sagte Eberhard zu Franz, der es zerschnitt und austeilte.

„Ich mag kein Brot, ich will Wasser," sagte der Kleine und weinte. Da hielt Eberhard den Kelch hin, den er aufrecht getragen hatte, seit sie den letzten Wasserlauf verließen.

„Nehmt und trinkt Alle daraus," sagte er und schluchzte laut bei der Erinnerung, die diese Worte wachriefen. „Zwei Schluck für jeden, mehr wird nicht darin sein." Keiner jedoch berief den Kleinen, der mit zitternden Händen den Kelch ergriff und in hastigen Zügen trank. Den Blick aber, den ihm seine Mutter zuwarf, vergaß Eberhard nie wieder.

Von Übermüdung bezwungen, sanken die Kinder, dicht um die Mutter gelagert, bald in Schlaf, aber sie selbst saß wach, die Hände ineinandergeklammert und starrte verzweifelt ins Leere. Wie reich und glücklich war sie noch am heutigen Morgen, und nun — in die Wildnis hinein, ohne Transportmittel, ohne Nahrung, ohne Waffen, ohne Zuflucht und Hülfe, und er, dessen Schutz und Fürsorge sie bisher umgeben hatte, ruhte schon seit Stunden, von englischen Kugeln durchbohrt, in der kühlen Erde und sie wußte nicht einmal die Stelle, die ihr das Liebste barg. Da, bei einem Auf-

blick, traf ihr Auge auf das südliche Kreuz, das ihr hell und tröstlich entgegenstrahlte und sie fand die ersten Thränen.

Was war das?! ein nur zu wohlbekannter Ton, das Knarren und Quietschen ungefügter Räder auf hartem Erdbreich und fernes Peitschenknallen. Angstvoll richtete sie sich auf — ist es der englische Hauptmann, der sie verfolgt?! Alles bleibt still; nach einer Weile stiehlt sich etwas durch die Büsche und Jalulos Stimme kommt aus dem Dunkel: „Mefrouw! unten ist der Ochsenwagen mit sechs Ochsen. Als wir Euch fliehen sahen, haben wir ihn von der Koppel geholt, ehe die Engländer dorthin kamen; jetzt brennt sie auch. Und sie haben das ganze Jungvieh abgestochen, sogar Adebear und Blesse, so nah am Kalben, — das hätten selbst wir Kaffern nicht gethan,“ fügte der Mann verächtlich hinzu.

„Bist du allein?“ fragte die Frau.

„Nein, Jimmy wartet unten und wir haben Brot und Fleisch und Reis und Flinten aufgeladen und Decken und ein Fäßchen mit Wasser, und wir denken, wir können zu Ohm Hendrick auf Wittmannsfarm; da werden sie noch nicht sein.“

Die Kinder wurden geweckt und sie brachen auf. Nach zwei Tagereisen näherten sie sich der Farm. Der vorausgeschickte Jimmy kam jedoch mit verstörtem Gesicht zurückgelaufen: „die Farm ist verbrannt, die Felder auch, aber Ohm Hendrick ist da und eine Scheune steht noch und er sagt, ihr sollt kommen; er bringt uns morgen selbst weiter.“

Laut schluchzten die Kinder, als sie an Stelle der schmucken vielbewunderten Farm, rauchgeschwärzte Mauern und Schutthausen erblickten und den alten Freund ihrer Eltern wieder sahen. Er war ein großer breitschultriger Mann mit buschigen weißen Augenbrauen und tief gefurchten etwas steinernen Zügen, dem lange Strähnen weißgelben Haars unter dem Hute vorhingen. Ruhig und gastlich, wie einst in besseren Tagen, stand er an der Schwelle seines verbrannten Hauses.

„Seid willkommen,“ sagte er. Sorgsam hob er erst den Kleinen vom Wagen und half dann der Mutter und den Töchtern herunter.

„Die Hand des Herrn liegt schwer auf uns,“ sagte er, „sehr schwer. Wir müssen ihm wohl stille halten und doch noch auf ein gutes Ende hoffen.“ Der alte Mann hatte selbst zwei Söhne im Felde; drei Söhne und zwei Enkel waren schon gefallen, aber nichts vermochte seinen Glauben an den endlichen Sieg der guten Sache, noch sein ruhiges Gottvertrauen zu erschüttern. Mit mildem Blick sah er auf die weinenden Kinder. „Fürchte dich nicht, du kleine Herde! Ich will Euch in ein stilles Saron bringen! — Heute bleibt Ihr bei mir; morgen brechen wir auf und ich geleite Euch auf die Missionsstation in Bitterkloof; dahin habe ich auch meine Schwiegertochter und meine Enkel geflüchtet. In das zerklüftete Land gelangt es den Unfern nicht, die Engländer zu locken. Arbeit und Lebensmittel haben sie dort vollauf und sie sind mitten unter Raffen und freuen sich, wenn sie Zuzug bekommen.“

Und so zogen sie am nächsten Morgen weiter; weit über Wald und Hügel, weit über blaches Feld, bis sie auf schier unzugänglichen Pfaden die kleine Station erreichten. Der Missionar war ein Deutscher; er und seine zarte kleine Frau empfangen sie mit warmer Theilnahme. „Ich habe oben ein stilles Stübchen; dort kannst du ruhen und in Frieden weinen,“ sagte die Frau zu der bleichen Mutter, die müde und gebrochen vor ihr stand. Die Kinder der Hauseltern kamen gesprungen und streckten den Ankömmlingen warmherzig die Hände entgegen. Besonders die älteste Tochter, Margarita, hatte es ihnen sogleich angethan. Bald waren Margarita und Lotte unzertrennliche Freundinnen, und es war ein großer Augenblick für beide, als die erstere sagte: „Dreyfing heißt Ihr? — Als wir hierher reisten, trafen wir einen jungen Mann auf der Elefantenjagd und er hieß auch Dreyfing“ — und Lotte zur Antwort gab: „Freilich, das ist unser Marius gewesen und er hat mir von dir erzählt.“

Dort auf der einsamen Station blieben die Flüchtlinge wohlgeborgen; dort sind sie noch jetzt und warten in Geduld den Verlauf der Dinge ab.

Vorüber ist nun das verzweifelte Ringen und der Friede ist dem unglücklichen Lande wiedergegeben. Es ist der Friede nicht,

den man erhofft und erfleht hat, aber dem ungleichen Kampfe ist doch Einhalt gethan und dem Blutvergießen ein Ende gemacht.

Die verwüsteten Heimstätten sollen nun wieder aufgebaut werden und die zerstampften Acker neue Frucht tragen. Dann wird auch Marius die Seinen an der alten Stelle um sich sammeln. Sie werden ihm von ihrem Aufenthalt in Bitterkloof erzählen und ihm sagen, daß Margarita ihn nicht vergessen hat. Er wird sie zu sich holen und ein fröhliches junges Geschlecht wird um die im Schmerz ergraute Mutter aufwachsen und ihre bekümmerten Züge erhellen. Aber die Tausende blühender Leben, so viel reines stilles Glück und edle genügsame Arbeit, die Menge der frohen Hoffnungen, die dieser schreckliche Krieg niedergemäht hat — das alles kommt nicht wieder, und das Herzeleid, die ungezählten Thränen, die jahrelange Trübsal, all den Jammer, all das furchtbare, unaussprechliche Elend vermag nichts wieder gut zu machen. Und daß diese übermenschlichen Opfer umsonst gebracht sind, daß all das edle Blut umsonst geflossen ist, daß diesem „teuren, teuren Land so teurer Seelen“, die goldene Freiheit, um die es so heiß gerungen hat, doch nicht hat gerettet werden können — das wird noch manches Herz dort brechen und manches stolze Haupt zur Erde beugen. Das alte Gottvertrauen aber wird nicht ganz verloren gehen und manch Einer wird sich auch aus dieser schweren Zeit noch die Hoffnung auf eine bessere Zukunft hinüberretten.

Und ob die Weltgeschichte wirklich hier das letzte Wort gesprochen hat, ob eine spätere Zeit nicht doch noch keimen sieht, was jetzt vernichtet scheint — wer vermöchte das zu sagen? Das weiß nur der, der die Geschicke der Völker lenkt wie Wasserbäche und dessen Rathschluß unerforschlich ist.

Ein Gefecht am Kilima-Uscharo.

Von Hermann von Wissmann.

Der Aufstand der Araber in Deutsch-Ostafrika war an der Küste niedergeschlagen. Die unruhigsten Elemente unserer Feinde hatten sich ins Innere zurückgezogen und wiegelten hier und da kriegerische Stämme der Eingeborenen gegen die deutsche Flagge auf. Da ich mit meiner im Verhältnis zu der enormen Ausdehnung der Kolonie so kleinen Truppe nicht überall zu gleicher Zeit sein konnte, so hatte ich die Erledigung drohender Unruhen in den Gegenden des Kilima-Uscharo einige Zeit hinauschieben müssen und hatte während dessen einen politischen Agenten zu dem uns befreundeten Häuptling Mandara geschickt, um mit Hilfe dieses eines der bedeutendsten Häuptlinge der Gegend einen Ausbruch der Feindseligkeiten so lange hinzuhalten, bis es mir selbst möglich sein würde, den Führer der feindlichen Stämme, Sinna, Häuptling der Watiboscho, zu bestrafen. Als die beunruhigenden Meldungen meines Agenten immer häufiger wurden, ging ich mit zwei Kompagnien Sudanesen und einer Kompagnie Sulu von Pangani aus in Eilmärschen nach Nordwesten ab, besonders um zu verhüten, daß kriegerische Stämme am Meruberge sich den Watiboscho anschließen. Nach altrömischer Auffassung ein schlechtes Omen, welches auch unsere schwarzen Truppen als solches ansahen, machte beim Auschiffen der Expedition im Hafen von Pangani auch meine schwarzen Truppen stutzig. Beim Passiren der Barre, wie sie leider fast jeder afrikanische Fluß an

seiner Mündung zeigt, kenterte ein Boot, und ein deutscher Unteroffizier mit einer Anzahl meiner Sudanesen waren aus den wildbrechenden Wogen nicht mehr zu retten. Fast 100 m breit dehnt sich der schäumende Kopf der auf der Barre brechenden Welle aus und schlägt jedes Fahrzeug voll, das nicht den Bug senkrecht in die Brandung bringen kann.

Die beschleunigten Märsche von der Küste bis zu dem mächtigen Gebirgsstock des Kilima-Ndscharo fanden Unterbrechung durch die Bestrafung eines Theiles der Sogonoi-Massai. Dieser Stamm, der mehr durch sein kriegerisches Aussehen und wildes Gebaren als durch wirklich kriegerische Begabung die anderen Stämme in fortwährendem Schrecken erhält, war so dreist, selbst meiner Expedition drohend gegenüberzutreten. Wie ich das meist in Afrika gefunden habe, so zeigte sich auch hier, daß die frechsten Stämme durchaus nicht immer die tapfersten sind. Sobald die Massai sahen, daß sie nicht einschüchtern konnten — denn ich nahm ihnen, um sie zu belehren, einen Teil ihrer Rinderherde ab — wurden sie klein und verlegten sich aufs Bitten. Später auf dem Rückmarsch war ich doch genötigt, diesen Stamm, der nomadisierend in den weiten Steppen des Kilima-Ndscharo seine Herden weidet, auf englisches Gebiet zu bannen, da er den Verkehr kleiner, schwacher Karawanen durch Überfälle hemmte und auch Briefboten von mir zur Küste abgefangen und ermordet hatte. Durch die Jagd in den damals noch wunderbar wildbreichen, weiten Ebenen durften wir uns nicht aufhalten lassen, denn Bote auf Bote kam mir entgegen, zur Eile mahnend. Nur am Geburtstag unseres Kaisers wurde ein Ruhetag gemacht und, um ihn würdig zu feiern, brachten alle europäischen Offiziere am Abend vor dem Feste gute Beute ein. Auf dem Rückmarsch, wo uns mehr Gelegenheit geboten war zum Jagen, machten wir die Erfahrung, daß da, wo die Wildnis von zahllosen Herden von Wild bevölkert ist, der eigentliche Jäger die Passion verliert; wo man nur von der Karawanenstraße nach rechts und links Zebras und Antilopen, Strauße und Gazellen und manches andere Wild, das die Tragweite der Waffe des Europäers noch nicht kannte, niederschießen konnte,

da hörte für den richtigen Waidmann die Freude am Jagen auf. Nur was schwierig zu erreichen ist, reizt den eigentlichen Waidmann zur vollen Entwicklung der Passion.

Mein politischer Agent bei Mandara hatte in Moschich an den Südhängen des Gebirges eine leider recht schlecht gewählte und befestigte Station erbaut. Da von hier aus ein Marsch von wenigen Stunden nach dem Gebiete unseres Feindes führte, so bereitete ich hier meine Truppe zum Angriff vor und ließ durch Eilboten alle zu uns haltenden oder uns fürchtenden Häuptlinge auffordern, je eine Anzahl von Kriegern zur Unterstützung des Angriffs gegen Sinna zu schicken. Nach zwei Tagen musterte ich an 400 schön aufgeputzter Wadschaggakrieger, die ich, wie früher schon stets die Eingeborenen, zur Sicherung und zur Verfolgung benutzte. So marschierte ich also mit drei Kompagnien, einer Artillerieabteilung, die ein italienisches 6 pfünder Berggeschütz und ein Maschinengewehr führte, mit wenigen ausgesuchten Trägern und einigen hundert befreundeten Eingeborenen gegen Sinna ab, der, auf seine wohl in Afrika beispiellos starken Befestigungen bauend, nicht einmal Sicherung gegen meinen Anmarsch getroffen hatte. Bellende Warnungsrufe und von allen Seiten nach dem Hauptdorf flüchtende Eingeborene, die Herden von Vieh vor sich trieben, zeigten unser überraschendes Eintreffen.

Die Hänge des mächtigen, 20,000 Fuß hohen Vulkans, des Kilima-Ndscharo, sind nur stückweise bevölkert, da aber äußerst dicht. Die Eingeborenen lassen dort, wo sie sich niederlassen, keinen Streifen Bodens unbenutzt. Sie legen künstliche Bewässerungskanäle an und bauen Terrassen, die den meist aus vulkanischem Tuff bestehenden, guten Boden abhalten, weggeschwemmt zu werden. Auch ist bei allen diesen Stämmen eine ausgedehnte Viehzucht vorhanden, und, so wunderbar es klingen mag, dort weit im Innern Afrikas fast ausschließlich Stallfütterung. Die Hauptnahrungspflanze der Bewohner des Gebirges ist die Banane. Jeder Bananenbaum trägt nur einmal Frucht, dann wird er weggeschlagen und der nächste Baum, aus Schößlingen, die am Fuße des vorigen entspringen, giebt schon im nächsten Jahre eine neue Frucht. Der saftige, grüne Bananenstamm aber wird, in

schmale Scheiben geschnitten, verfüttert und giebt den größten Teil des offenbar ausgezeichneten Viehfutters, denn alles Rindvieh, das ich dort oben sah, war glatt und fett und gab vortreffliche Milch.

So hat denn jeder dieser Stämme des Dschagga-Volkes im Verhältnis zu seiner Kopffzahl nur einen kleinen Bereich inne, hält sich aber, wie häufig unsere Vorfahren, ehe sie unter fränkischem Szepter kultiviert wurden, eine Grenzwildnis um sein Gebiet, die kein Fremder betreten darf. Die Dörfer, ihre Gärten, ihre Bananenkulturen und Felder sind durch lebendige Hecken, durch Pallisadendickichte u. s. w. mit einem schier undurchdringlichen Ringe eingefast, und nur wenige Pallisadenthore, die im Zickzack führend so eng sind, daß nur ein Mann hinter dem anderen sich hindurchdrängen kann, und die durch Schießscharten von allen Seiten noch besonders gesichert sind, führen in das eigentliche Gebiet des Stammes, also gewöhnlich in ein Gelände, in dessen Mitte ein Komplex von großen Dörfern liegt, um die herum die vorbeschriebenen Pflanzungen sich hinziehen.

Wenn auch nicht unbeobachtet, so waren wir doch unaufgehalten durch diese Pforten, die ich natürlich durch Art und Spaten für uns erweitern ließ, hineingedrungen in den eingehegten Gau der Wafiboscho. Die Eingeborenen eilten, von allen Seiten flüchtend, schreiend, johlend, Vieh vor sich hertreibend nach der Mitte des Gebietes, wo, wie wir wußten, das Hauptdorf, des Häuptlings des Stammes, Sinna's, lag.

Bevor ich weiter erzähle, will ich versuchen, diesen befestigten Gau zu schildern. Es lag, von tiefen Schluchten umgeben, die das von dem Schneehaupt des Gebirges herabrauschende Wasser gerissen hatte, auf einer sich allmählich abflachenden Bergzunge. Auf dem Kamme derselben kam, von oben her, sorgfältig eingedämmt, ein Kanal herunter, der sich durch das Dorf verteilte in Gräben von großer Tiefe. Das Dorf war durch Gräben in viele Teile geteilt, die den ganzen Platz in einem labyrinthischen Gewirr durchzogen. Die Spannung der Grabenränder betrug durchschnittlich 10 m, die Tiefe der Gräben — man denke sich, welche ungeheure Arbeit zur Anlegung dieser Gräben bei ihrer großen Ausdehnung und Zahl ge-

hörte — 7 bis 10 m. Auf der schmalen Sohle der Gräben lief gewöhnlich, wenn nicht Wasser darin stand, ein Fußpfad. Beide Ränder dieser Gräben, zum täglichen Verkehr mit langen Planken überdeckt, waren an Stellen, an denen die Ränder sich bis auf 6 m näherten, mit dreimannhohen undurchdringlichen, ja undurchsehbaren Hecken eingefast, die so dicht waren, daß ein Durchdringen mit Art und Buschmesser lange Zeit in Anspruch nahm. In diesem Gewirr von Hecken und Gräben waren nun wieder kleinere Abteilungen von Dörfern gelegen, von doppelten und dreifachen Reihen von Pallisaden eingefast, und diese sehr häufig von niedrig gehaltenem Dornengebüsch umgeben, das sich an die Pallisaden anlehnte und bis 2 m vor dem Fuße derselben sich ausdehnte.

Die Eingänge zu diesen kleinen Bomas inmitten des unentwirrbaren Irrgartens waren ganz niedrige, enge Pallisadenthore, die gerade hoch und breit genug waren, um das kleine Vieh der Eingeborenen durchzulassen, die aber der Mann nur gebückt passieren konnte. Diese Thore waren zu tunnelartigen Gängen ins Innere verlängert, so daß man mindestens 10 m zwischen ca. 50 cm auseinander stehenden Pallisaden durchgehen mußte, bis man in den inneren Raum gelangte. Zu beiden Seiten dieses engen Ganges waren Schießscharten oder Scharten für die Speere der Verteidiger frei gelassen.

Das merkwürdigste aber an diesem ganzen wunderbaren Verteidigungssystem waren die Höhlen und unterirdischen Gänge in Riboscho, von denen wir schon lange hatten erzählen hören und die, wie wir bald erkannten, wirklich hunderte von Metern unterirdisch fortführen mußten. Ich will vorgreifend erzählen, daß, als wir die Eingeborenen am ersten Tage des Gefechtes — denn zwei Tage waren nötig, um dieses Gewirr zu nehmen — aus den meisten Befestigungen vertrieben hatten, ungefähr 800 m oberhalb des Dorfes ein großer Haufen Krieger erschien, deren Aufstieg wir nicht gesehen hatten. Wir sahen aber auf die Sohle der tiefen Gräben mündende Öffnungen von Höhlengängen, durch die sie unbemerkt verkehren konnten. Mehrfach hörten wir, wenn wir an dem Rand des

Grabens standen, aus solchen Öffnungen Geschrei von Weibern und Kindern, von Ziegen und Schafen zu uns herausschallen.

Der Feind verschwand in diesen Höhlen oft wie vom Boden verschlungen und kehrte auch ebenso schnell zurück, sobald wir den Rücken wandten.

Zu alledem kam der Umstand, daß bis auf ganz kleine Plätze vor den Häusern und einem einzigen größeren Platz, den ich am ersten Tage zum Sammeln meiner ganz verstreuten Truppe benutzte und der sonst zu öffentlichen Versammlungen diente, alles dicht mit Bananenbäumen bestanden war, so daß das Ganze wie ein hellgrünes Bananendickicht aussah, in dem die dunkeln Hecken sich in langen Reihen abzeichneten. —

Wir marschierten zunächst, noch nirgends angegriffen, von einem Manne geführt, der hier vertraut war, bis auf einen Bergrücken, der von dem eigentlichen Dorfe durch eine Schlucht getrennt war. Hier hatten die Wakiboscho einen neuen Kanal angelegt, der von oben herab der Rückenlinie des Höhenzuges folgte, aber oben offenbar noch nicht fertig war, denn er war leer und trocken und schien mir zu einem Lager, dicht am Dorf des Feindes gelegen, zu einem Stützpunkt, von dem aus ich operieren konnte, sehr geeignet.

Ich machte hier Halt, ließ meine ganze Truppe in den Graben treten, Sicherung nach allen Seiten ausstellen und die Wadschagga-Krieger hinter dem Halbbogen, den der Graben bildete, in einer Senkung lagern.

In der ganzen Masse vorzugehen, wäre unmöglich gewesen, denn hier konnte nur im Gänsemarsch marschiert und selbst gefochten werden; wurden doch später im Dorfe mehrfach Leute durch Speerstücke aus den Hecken heraus, welche die engen Wege begrenzten, verwundet, ohne auch nur den Feind zu Gesicht zu bekommen.

In mehreren Abteilungen dirigierte ich meine Truppe so, daß das Centrum, das Gehößt des Sinna, wo eine rote Flagge wehte, als späterer Sammelpunkt bezeichnet wurde.

In dichten Bananenpflanzungen, die das Dorf umgaben, stießen wir zuerst auf den Feind und erwiderten sein Feuer, so gut es eben

ging. Wir trieben überall die einzeln und zerstreut fechtenden Leute vor uns her und kamen, fortwährend nach vorwärts, rechts oder links feuernd, in den Irrgarten hinein.

Häufig entstand ein langer Halt, denn die Planken, die über die Gräben geführt hatten, waren hinabgeworfen worden oder ganz verschwunden, und es mußten neue Mittel gefunden werden, um hinüber zu kommen. Hier und da kamen wir bis in die Gehöfte hinein und brannten diese nieder. Oft mußten wir, und zwar nach dicht vor uns liegenden Deckungen, aus der wir Feuer erhielten, Salven abgeben, ohne auch nur den Feind zu sehen, doch waren diese Salven von größerer Wirkung, als wir geglaubt hatten, denn der weiche Bananenstamm ist natürlich kein Hindernis für ein Geschöß.

So zogen wir denn fast planlos — denn nur im allgemeinen konnten wir die Himmelsrichtung verfolgen — kreuz und quer durch dieses Gewirr, bis ich endlich mit der Abteilung, die ich führte, jenen einen freien Platz erreichte. An allen Stellen die wir passiert hatten, war der Feind wieder erschienen; mehrfach hatten wir noch auf ihn feuern können, wenn wir ihn auf der Sohle der Gräben entlang laufend eben in einem Höhlenwege verschwinden sahen. Einige Male mußte ich die Zulu, die ich bei mir hatte, abhalten, ja bestrafen, weil sie auf sich rettende Weiber und Kinder, die sich unten in den Gräben drängten, schossen. Bei einem Zulu kam ich leider zu spät; er schöß auf einen Mann, der, sein Kind im Arm, flüchtete, und erschöß das Kind. Ich schlug den Zulu zu Boden, in der Erregung des Augenblicks nicht bedenkend, daß diese erst seit so kurzer Zeit gezogenen Wildlinge in der Aufregung des Gefechtes noch nicht mit Überlegung handelten, ja wohl noch kaum Schonung eines Kindes begriffen.

Auf dem freien Platze angekommen, gab ich so lange Signale, bis sich der größte Teil der Truppe herangefunden hatte. Wir fanden jetzt den Eingang zu dem Centralpunkt des Platzes, zu dem Gehößt Sinna's, aber dieser war noch viel künstlicher befestigt, als alles, was ich vorher beschrieben habe.

Zwei Unteroffiziere und mehrere Leute wurden angeschossen,

ehe es mir gelang, in die Verlängerung der Eingangsthüre das Geschütz zu bringen. Aber die Granaten zeigten sich den mächtigen Planken und Stämmen gegenüber durchaus wirkungslos.

Der Abend kam herbei. Überall, wo wir durchgezogen waren, war der Feind wieder wie aus dem Erdboden heraus erschienen und vor allem hatten sich auch die Leute Mandaras, meine Wadschagga, deren ich als Führer und Landeskundige hier sehr bedurfte, allmählich verkrümelnd und waren ganz verschwunden. Sie hatten sich unterdessen wieder bei den Leuten, die ich zum Schutze des Lagers zurückgelassen hatte, eingefunden. Ich konnte in der Nacht hier nicht bleiben, denn von allen Seiten mußte ich aus nächster Nähe Feuer erwarten. Ich beschloß deshalb, für diesen Tag nach dem Lagerplatz zurückzugehen, um am nächsten Morgen das Gefecht von neuem aufzunehmen.

Zubel, Hohngeschrei und Angriffe auf die letzten Leute bei dem Gänsemarsch meines Abzuges folgte auf dem Rückzug. Wir wurden, als wir die Hänge hinab- und den von uns besetzten Berg hinaufkamen, von allen Seiten aus den Bananendickungen beschossen, und nur der Mangel an Feuerwaffen und selbst an Bogen — denn die Hauptwaffe der Wakiboscho ist der Speer — bewahrte uns vor ernstern Verlusten. Auf Speerwurfweite aber kamen die Leute doch nur selten heran. Im Lager angekommen, bemerkten wir, daß einer meiner Offiziere mit nur 15 Mann noch fehlte. Nach einer halben Stunde hörten wir ein sich näherndes Feuer. Es waren die Vermissten, die sich dem ihnen dicht folgenden Feinde stets erwehren mußte. Jetzt lagen wir Europäer alle im Anschlag, um den Rückzug zu decken, und dies belehrte die Verfolger so nachdrücklich, daß die Entfernung für unsere Waffen nur gering sei, daß sie von der allerbedrohendsten Verfolgung abstecken mußten. Eine große Anzahl der Verfolger blieb, von unseren Geschossen getroffen, liegen.

Jetzt war es dunkel geworden; wir lagen im Graben und versuchten, so gut es ging, hier die Nacht zuzubringen. Die Nacht war schön, klar und warm. Bei völliger Dunkelheit versuchten in der rechten und in der linken Flanke noch Trupps einiger besonders

unternehmender Wakiboscho uns anzugreifen, wurden aber von den kleinen Feldwachen, die ich nach überall hin verteilt hatte, abgewiesen.

Da meine Posten ringsum keine Deckung hatten, mußten sie zu zweien mit Abständen von 15 bis 20 m liegend ihre Zeit verbringen, denn nur so wurden sie dem Feinde weniger sichtbar.

Während der Nacht hörte ich mehrfach an der boma, den wir niedergerissen hatten, Arttschläge; der Feind arbeitete also an der Wiederherstellung seiner Hindernisse. Ich richtete nach dem Gehör das maxim gun, gab ihm einen gewissen Streuungskegel und feuerte dorthin. Einige laute Aufschreie und das Verstummen des Arbeitsgeräusches zeigten, daß das Feuern nicht wirkungslos gewesen war. Noch dreimal in der Nacht machte ich so Gebrauch von dem maxim gun, welches sich für solche Zwecke wie auch zum Abstreuen dicht besetzten, uneinsehbaren Buschterrains außerordentlich eignet.

Am nächsten Morgen ging der Tanz von neuem los. Jetzt aber ging ich vorsichtiger vor. Ich mußte mir vor allem eine Umsicht verschaffen. In einer langen Reihe klonn die Schützenkette den Berg hinauf, ein Mann stets fertig mit dem Gewehr zum Feuern, wenn sich etwas zeigte, der andere mit dem Seitengewehr in der Hand, jeden Bananenbaum abschneidend, um so eine weite freie Öffnung hinter uns zu lassen, die ein etwaiges Verfolgen, wie gestern, unmöglich machte, eine Verbindung rückwärts ermöglichte.

So schossen und arbeiteten sich meine Truppen langsam vorwärts und kamen durch vorbereitetes, besseres Überbrücken der Gräben, Durchschlagen der Hecken auf große Breite, Niederrennen der Pallisaden unter dem Feuer anderer Abteilungen, bis an die boma Sinna's heran. Jetzt war auch Raum geschaffen für das Geschütz, und an einer anderen Stelle, die sich zum Einbruch besser eignete, wurde abwechselnd mit Granaten und mit Rammen gearbeitet, um die Hindernisse niederzulegen.

Ich selbst war im Lager geblieben, um irgendwo, wo es not that, besonders eingreifen, den Rücken der drei Trupps, die jetzt vorgegangen waren, decken zu können und sie eventuell aufzunehmen.

Nach heftigem Gefecht drang die Truppe in die Mitte ein und

fand natürlich das Gehöft des Sinna verlassen. Einige Elefantenzähne, Waffen und große Trommeln wurden herausgebracht. Schnell war das Haus Sinna's angesteckt. Unser Führer kam zum Glück noch zur rechten Zeit an diesen Punkt, um alle Leute zu warnen vor dem Pulvervorrat Sinna's. Der Letzte, der heraustrat, war der Führer dieser Abteilung, Dr. Bumiller, gerade als mit mächtigem, dumpfen Knall, ein großer Teil der Hütten in die Luft flog, eine mächtige Feuer säule hoch emporschoss und eine tiefschwarze Wolke aufstieg. Bumiller wurde von dem Luftdruck eine ganze Strecke zurückgeworfen, jedoch nicht verletzt. Nur ein Mann, den wir vermißten, ist wahrscheinlich bei dieser Explosion der Pulvervorräte Sinna's umgekommen.

Dieser Vorgang war das Signal zum Aufgeben weiteren Kampfes für den Feind; jetzt wurde er überall flüchtig und jetzt hatten auch die mich begleitenden Wadschagga, die Krieger Mandaras, wieder Mut bekommen, kamen aus allen ihren Verstecken hervor und stürmten mit ihrem Kriegsgeheul in das Labyrinth.

Da einmal der Feind verschwunden war, dann aber auch die weitere Verfolgung und das Eintreiben der Beute die Wadschagga besser übernehmen konnten, so blies ich zum Sammeln. Die Abteilung Bumillers hatte das Kerngehöft genommen und den Ausschlag gegeben zu schneller Entscheidung und zur Überwindung des zähen Feindes.

Unglaublich war die Menge des Viehs, welches die Gehöfte beherbergten. Ich zog jetzt, um meine eigenen Wadschagga-Krieger zu überwachen und zu kontrollieren, daß sie die Beute nicht nach anderen Stellen brachten, in das Dorf. Leider war viel Vieh von unseren Geschossen getroffen, verwundet und verendet, aber immerhin blieben uns noch 4000 Stück Rindvieh, 5000 Schafe und Ziegen, einiges Elfenbein, Waffen, Trommeln und dergleichen an Beute.

Mit dieser für Afrika großen Beute zogen wir zurück und wurden natürlich mit großem Jubel von dem Volk Mandaras bei Moschi empfangen.

Ich hatte während der zwei Tage des Gefechtes in der Truppe

nur drei Tote und siebzehn Verwundete. Von den Wadschagga waren eine ganze Reihe verwundet und einige verschwunden, von denen ich bis zu meinem Abmarsch nicht feststellen konnte, ob sie gefallen waren. Die Verwundeten ließen sich jedoch nicht von unserem Arzte behandeln, sondern machten ihre eigenen Kuren.

Die Wakiboscho hatten gegen 200 Tote. —

Erwähnen muß ich schließlich noch einen für afrikanische Verhältnisse seltenen und erfreulichen Ausnahmefall. Zwei Tage nach dem Gefecht — ich hatte zu Sinna gesandt und ihm Sicherheit zugesagt, wenn er sich persönlich unterwerfen wolle — erschien der Häuptling in der Station mit vier Unterhäuptlingen. Frei und furchtlos schritt er auf mich zu, der ich mit meinen Offizieren zu seinem Empfang vor dem Hause saß. Er brachte als Geschenk Elfenbein, das ihm nachgetragen wurde, und so viele der schönen Dsihagga-Speere, daß jeder Europäer einen derselben zum Andenken an das Gefecht erhalten konnte. Mir selbst überreichte Sinna seinen wundervollen Speer, der gleichzeitig das Zeichen seiner Herrschaft, sein Szepter war.

Seit jener Zeit hat Sinna stets auf unserer Seite gestanden und gefochten. Selbst als der Sohn Mandaras später von uns abfiel, unsere Schutztruppe blutig schlug — es fielen zwei Offiziere bei dem Gefecht — war Sinna unentwegt unser treuer Bundesgenosse und ist es bis heute geblieben.



Zu Wismanns Kämpfen.

For information only

Unter Segel.

Bilder und Szenen einer Westindienfahrt.

Von Helene Pichler.

Unser Schiff war nach Galveston bestimmt. Diese im Golf von Mexiko auf einer niedrigen Insel dicht unter der nördlichen Festlandküste gelegene Hafenstadt stand gerade im schönsten Aufblühen durch den Baumwollenhandel. In dem feuchtheißen Klima, in dem schweren fruchtbaren Schwemmlande, das bei jeder Hochflut unter Wasser gesetzt werden kann, gedeiht die Baumwolle vorzüglich. Jedoch fehlte es derzeit an tüchtigen Arbeitern für die Plantagen, denn die einheimische Bevölkerung der niederen Klassen, seien es nun Indianer oder Neger, war viel zu faul und indolent, um mehr zu arbeiten als gerade zur notdürftigsten Erhaltung ihres ärmlichen Lebens von einem Tag zum andern nötig war, — eine Errungenschaft des Sklavenbefreiungs-Krieges, in dem der Idealismus wohl siegte, aus dem aber weder dem Sieger noch der unterlegenen Partei, am allerwenigsten aber den befreiten Negern, auf lange Jahre hinaus, Gutes oder Nützliches erwuchs. Noch heut ist's im ganzen dorten wie damals nach dem Aufhören des Zwanges zur Arbeit: träge und genußsüchtig — genußsüchtig auf ihre Art — bringen die Farbigen ihre Tage hin, so lange noch das kleinste Geldstück in ihrem Besitz ist, oder so lange sie Whisky und Tabak in den Bars geborgt bekommen. Erst wenn es ans Hungern und Dursten geht, bequemen sie sich zur Arbeit, die ihnen bei den ver-

hältnismäßig hohen Arbeitslöhnen bald soviel einbringt, daß sie wieder einige Tage in der Sonne liegen und faulenzeln können.

Natürlich konnte bei einer solchen bummelnden Arbeiterbevölkerung keine Rede sein von rationeller Bestellung der Felder, besonders der Baumwollensfelder, die zur Zeit, in der die jungen Pflanzen aufgehen, unausgesetzter Pflege bedürfen; und noch mehr zur Erntezeit, wenn die Kapseln aufspringen und die hervordringende zarte Baumwolle eiligst gepflückt werden muß, daß kein Regenschauer sie schädige.

Gerade in dieser wichtigen Erntezeit benahmen sich die Herren Nigger wie widerhaarige, verzogene Kinder. Daher wurden schon seit vielen Jahren gerade kurz vor der Baumwollen-Ernte Tausende und Abertausende von europäischen Arbeitern durch Agenten hier in der alten Welt angeworben und für sehr billige Passage hinübergeschafft, um in den Plantagen, bei den gewaltigen „Pressen“, durch die das weiche Material in steinste Ballen gebracht wird, wie auch bei der Verschiffung Dienste gegen hohen Akkordlohn zu leisten.

Unser Schiff, die prächtige Bark „Europa“, hatte vierhundert Auswanderer an Bord, die zum großen Teil solche für Baumwollen-Plantagen bestimmte Arbeiter waren. Die Leute kamen aus Böhmen, Galizien und den östlichen deutschen Grenzländern. Als der Eisenbahnzug am Hauptbahnhof in Bremerhaven langsam den Hafendamm entlang fuhr, um dicht vor unserem an mehreren Bollern festgelegten Schiffe zu halten, guckte ich neugierig in das Gewimmel der ärmlich gekleideten Menschen, die aus allen Thüren des Zuges mit Packen, Kisten und Kasten hervorquollen. Welch blasse, abgearbeitete Frauen, welch ernste, finstere Mannsgesichter, — aber auch wie viele schmutzige und sehr leidend aussehende Kinder kamen da zum Vorschein!

Als diese bejammernswert armselige Gesellschaft sich zu dem Steg auf unser Schiff drängte, wurde mir angst und bang. Noch wußte ich ja nicht, welche Gestalten ich drüben im Bestimmungshafen, in Galveston, würde zu sehen bekommen! Hier aber wendete sich mir schon das Herz um. Diese Jammergestalten, abgearbeitet, aber

noch mehr durch Nahrungsmangel und Schnaps heruntergekommen, sie sollten nun unser schönes, reinliches Schiff bewohnen während der ganzen Überfahrt nach Galveston? Was würde uns diese fragwürdige Gesellschaft mitbringen?

Gleichsam als hätte der Kapitän mir die bange Frage vom Gesicht gelesen, trat er jetzt zu mir, und seine feste Seemannshand legte sich auf meine Schulter.

„Hast' Angst?“

„Nein! Aber die Menschen sind — so — so — schmutzig.“

„Natürlich! Kommen sie doch aus dem Osten, wo Schmutz zum Wohlbehagen der Menschheit gehört. Wird an Bord schon ein bißchen anders werden! Wir können freilich nicht allen ein Bad verabfolgen lassen; daß sie uns aber keine schlimme Krankheit mitbringen, dafür sorgt der staatlich angestellte Schiffsarzt, der eben angekommen ist.“

Ja, unten am Schiffssteg stand ein Herr in braunem Überzieher, mit hohem Cylinderhut. Auf der anderen Seite des Doppelstegs hatte ein jüngerer Herr Posto gefaßt; das war der Assistentenarzt.

Wie die Schafe mußten die Auswanderer die beiden Stege passieren, den Fragen der Ärzte Antwort geben, sich betrachten, beklopfen, begucken lassen. Es ging wirklich einher, als würde eine Hammelherde eingeschifft, womit aber nicht gesagt sein soll, daß der Herr Doktor und sein Assistent flüchtig oder leichtfertig verfahren wären. — Vier oder fünf unglückliche Menschen mußten zurückgewiesen werden, weil sie die Anzeichen ansteckender Krankheit an sich trugen. Da half kein Bitten und Flehen. Ein Griff in die Tasche des immer so hart und schroff auftretenden und doch von Herzen mitleidigen Kapitäns erleichterte den armen Kerlen ein bißchen die Zurückweisung.

Schlimmer stand es aber mit einer jungen Frau, die der strenge Herr Schiffsarzt zurückweisen wollte, weil sie in einiger Zeit Familienfreunden zu erwarten hatte. Sie war ein wirklich blühsauberes Weibchen, kaum zwanzig Jahre alt, hatte auch ihre Papiere in bester Ordnung. Aus denen war zu ersehen, daß sie mit einem Gerichts-

sekretär verheiratet — gewesen war, der wegen Schwinderei und Kassendefekts verurteilt wurde, worauf hin die Ehe gerichtlich geschieden war. Die junge Frau hatte den Rest ihrer Habe zusammengegrafft, um in der neuen Welt durch eigene Kraft eine neue Existenz zu suchen. Mit ihren letzten Markstücken hatte das tapfere Weibchen die Passage bezahlt. Wahrscheinlich glaubte sie, daß sie samt ihrem zu erwartenden Kindchen während der Überfahrt bei guter Kost und sonstiger Verpflegung so stark und kräftig werden könne, daß sie sich später in dem „gelobten Lande“ Amerika durchbringen könne. Frau Hannchen hatte sich in der Erwartung, „hinüber zu kommen“ auch nicht geirrt. Sie wurde endlich an Bord zugelassen, nachdem ich selber eine herzhafte Einsprache bei der hiesigen Medizinalbehörde gewagt hatte. Da sah ich das junge vergrämte Gesicht sich aufhellen! Frau Hannchen hat mir's während der langen Seefahrt tausendfach gedankt. Doch davon später.

Nachdem alle vierhundert Passagiere untersucht und gleich hinterdrein auch geimpft worden waren (es war zur Zeit, wo der Schwarm der Auswandernden die böse Pockenkrankheit aus dem Osten Deutschlands mitbrachte), konnte unser Schiff die Trossen loswerfen und sich durch den Schleppdampfer aus dem Hafen auf die Rhede bringen lassen.

Während des Singsangs der arbeitenden Matrosen wurde das erste Abendessen an die ausgehungerten Passagiere verabreicht. Sie hatten mehr als sechzig Stunden Eisenbahnfahrt vierter Klasse hinter sich, tödliche Erschöpfung lag auf all den schmutzigen, schwarzbraunen Gesichtern, und nie werde ich vergessen, wie sich die Leute zur Kommode, der Schiffsküche, drängten, als der Ruf „Schaffen, schaffen!“ erscholl. Sie verstanden den Ruf sofort, obgleich ihnen niemand gesagt hatte, das heißt „kommt zum Essen“. O, wie schmeckte ihnen die kräftige, gutgeschmalzte Graupensuppe, wie streckten sich die Arme wieder und wieder aus gegen den Koch, der unablässig die große Suppenkelle schwang, um die steinernen Eßpütten frisch zu füllen! Für die zahlreichen Kinder ward aus einem zweiten Kessel mildere Nahrung geschöpft, Haferjuppe mit Syrup gesüßt, — Herrgott,

haben die armen Würmchen geschluckt, eine Freude war es anzusehen!

Mit abschwellender Flut ging es unterdes hinter dem Schleppe-
dampfer den Weserstrom hinab, und als im Westen hinter dunklen
Wolken die Sonne blutrot niederstieg ins Meer, warf der Schlepper
die dicke Trosse los. Wir holten das riesige Tau ein, und unter
dem schwermütig tönenden „Sang“ der Matrosen „Ho-hei-oh-ho-o-o!“
wurden die Segel entfaltet, die sofort von dem kräftigen Ostwind
steif gesetzt wurden und das mächtige Schiff so kräftig durch die an-
dringenden Wogen trieben, als hätte es eine tausendpferdige Dampf-
maschine unten „im Raum“.

„Koptein, wi lopt negen Ziel!“

Das meldete der Obersteuermann, der soeben das erste Loggen,
d. h. das Messen der Fahrgeschwindigkeit, beaufsichtigt hatte und
sich nun zur Abendtafel in der Kajüte einfand.

„Is'n mojen Beginn, Stuermann! Hefft Se nah den Kurs
seihn?“

„Schall woll wesen, Koptein. Nord-Nord-West! Dat Frier
von' Hoheweg-Törn is weg, un de Lücht von Helgoland god in
Sicht.“

„Is god! Denn eten's man fix, Stuermann, und maken's
wedder nah haben. Is kam ok glicks an Deck.“

Während dieses Gesprächs zwischen Kapitän und Obersteuer-
mann hatten wir übrigen uns das Abendessen prächtig schmecken
lassen. Es gab natürlich Labstaus, das berühmte (wenn es nicht
sorgfältig zubereitet ist, auch berüchtigte) Schiffessen, das man nur
auf gut verproviantierten Segelschiffen genießen kann, weil nur dort
die Hauptzutaten zu diesem Brachtessen vorhanden sind: nämlich
gutes fettes Rindspöckelfleisch nebst dazu passendem Gewürz. Ich,
die schon eine große Seereise gemacht hatte, hielt mich indes jetzt
vorsichtig fern von dieser Delikatesse, denn ich wußte aus Erfahrung,
daß jede weitere Minute einen höchst unangenehmen Gast, nämlich
die Seekrankheit, bringen konnte. Unsere Kajütpassagiere schauten
mich daher ganz verwundert an, als ich mir an einer ordinären

Griessuppe genügen ließ, und Herr Dr. Kohler, ein Kandidat der Theologie, dem drüben in Galveston auf Verwendung eines reichen deutschen Großkaufmanns eine Stellung als Lehrer an einer deutschen Schule angetragen war, wurde nicht müde, mir das herrliche Labskaus zu empfehlen, und schüttelte mehr als einmal den Kopf, wenn ich behauptete, für diesen ersten Abend zöge ich die Griessuppe allen Delikatessen der Welt vor.

Außer mir war nur noch eine Dame am Tisch, die einzige Passagierin unserer ersten Kajüte, Madame Thébaut, eine Deutschfranzösin in vorgerücktem Alter, die von ihrem Schwiegersohn nach drüben gebeten worden war, um dem Töchterlein in der schwersten Stunde beizustehen, die es für ein Weib geben kann. Auch Madame Thébaut reichte mir immer wieder die Labskauschüssel und meinte bei meiner Weigerung in ihrem allerliebsten klingenden Deutschfranzösisch: „Madame la Capitaine haben sicher Nachher-Gedanken, daß Sie nicht wollen speisen so farr gute Speise.“

Ich nickte ihr freundlich zu, sah aber auch, wie sich plötzlich das Gesicht von Dr. Kohler mit Leichenblässe überzog. Messer und Gabel ließ der Herr sinken, und seine Blicke flatterten förmlich hilfessuchend in der Kajüte umher.

Der Obersteuermann hatte schon seine Mahlzeit vollendet und war wieder auf seinen Posten an Deck gegangen; aber der Kapitän saß noch am Oberende der Tafel. Ich sah es einen Augenblick wie ein Lächeln über sein Gesicht huschen, dann rief er in ganz eigenartigem Tone dem Steward zu: „Hans!“

Und Hans wußte sofort, was er zu thun hatte. Mit vorsichtiger Hand tippte er dem immer unglücklicher aussehenden Theologen auf die Schulter; und als dieser den Rest seiner moralischen und physischen Kraft zusammenraffend, sich entrüstet solche Berührung verbitten wollte, faßte ihn Hans ohne weiteres von hinten unter beide Schultern und geleitete ihn, wie man ein noch wackelndes Kindchen geleitet, nach der Kabine Nr. 1 an Backbord. In dieser war aber auch schon alles zur Aufnahme des Patienten vorbereitet.

Nicht nur der bekannte Blechkasten hing an der Bettlade, das

Bett selber war auch schon aufs Beste vorgerichtet, sogar eine heiße Wärmkrufe lag am Fußende. Als Dr. Kohler seine zitternden Glieder in die molligen Decken wühlte, seine eiskalten Füße nach der heißen Krufe angelten, und der arme Magen dem Blechkasten gegeben hatte was dem zukam, da fühlte der also Beglückte sich veranlaßt, dem noch vor kurzem so empört abgewehrten Steward die Hand zu drücken und zwar mit einem energischen „silbernen“ Druck.

Hans ließ sich den harten Thaler zwar gern gefallen, machte aber doch ein etwas erstauntes Gesicht dazu, denn er, der Hans, war an den für den Herrn Theologen hergerichteten Annehmlichkeiten ganz unschuldig. Wohl aber hatte Hannchen ihre Hand im Spiel gehabt, um dem Herrn ihre dankbare Gesinnung zu beweisen. Sie hatte unsern Pieter Moog, den braven holländischen Koch, veranlaßt, in aller Stille Dr. Kohlers Kantine vorzubereiten für den Ausbruch der unvermeidlichen häßlichen Seekrankheit, der mit sehr seltenen Ausnahmen niemand entgeht, der nicht Jahre lang in Seeluft und Seethätigkeit sich bewegt hat. — Wie ich erst später erfuhr, hatte Dr. Kohler bei der ärztlichen Untersuchung ebenfalls für die junge Frau ein gutes, sehr energisches Wort geredet, das noch viel besser eingewirkt hatte, als meine eigene Verwendung. Das brave junge Weib hatte es dann fertig gebracht, die strengen Schranken, welche Zwischendeck und erste Kajüte trennen, in der Stille niederzulegen, um ihrer Dankbarkeit Ausdruck zu geben.

Nicht zehn Minuten später mußte auch Madame Thébaut unter Assistenz in ihre Koje geleitet werden. Daß die gute Dame nicht schlechter bedient ward, als unser Theologe, dafür sorgte diesmal ich selber. Als auch sie sich so mollig wie irgend möglich in ihrem warmen Bett dehnte, streichelte sie mir die Hände — die auch schon anfangen, an den Spitzen eiskalt zu werden — und flüsterte unter sehr schmerzlichem Lächeln: „Ich nun weiß, warum Madame la Capitaine nicht wollte essen so serr gute Speise — oh, hätte gethan ich auch so klug! Bedauerlich serr!“

Ich machte die im Frost sich schüttelnde Patientin aufmerksam, daß sie sich mit beiden Schultern fest in die Bettlade legen, nein

Klemmen möge, damit der Körper keine unfreitwilligen Bewegungen machen könne, vielmehr bei jeder auch noch so starken Schwankung des Schiffes in seiner Lage beharre. Das ist die größte Wohlthat für den Seekranken; daher sind auch die Betten auf den großen Segelschiffen so eingerichtet, daß sie durch einzuschiebende Bretter, die am Kopf- wie Fußende in einer Nute laufen, enger gemacht werden können. Da das Brett stets nach der Wand zu eingeschoben wird, um den Insassen, eigentlich „Einlieger“, wohl festzulegen aber ihm nicht das Heraussteigen unmöglich zu machen, so entsteht nach der Wand zu ein schmaler leerer Raum im Bett, der nun benutzt wird als — Vorratskammer!

Auch Madame Thébaut fand dieses Vorratskämmerchen besetzt mit einigen Gläsern, die sämtlich geöffnet und doch wieder so geschlossen waren, daß auch eine minder geschickte Hand den Inhalt erreichen konnte. Da stand zu Häupten eine Krufe mit sauren Gurken, aber nicht solch Zeug, das nur nach Salz und Wasser schmeckt, sondern das edle, gewürzige Aroma einer echten „Seesalzgurke“ besitzt. Dicht daran, aber doch gegen Zusammenstöße gesichert, lehnte sich ein Glas mit echtem ostindischen Ingwer, das sich wieder die Nachbarschaft einer Büchse bitterer Drangemarmelade und einer mit feinen Zwiebäcken gefallen ließ. Damit auch animalische Nahrung nicht ganz fehle, stand zu Ende der improvisierten Speisekammer ein Krug mit säuerlich eingefochten Koteletts. Jeder Seereisende, der auf „weiter Fahrt“ war, wird das wohlthuende Fleischgericht kennen und ebenso die kräftig geräucherte „Fleischwurst“, die man wohl nur auf großen, bestverproviantierten Segelschiffen zu essen bekommt.

Über diese Privatspeisekammer, der natürlich auch Löffel, Messer und Gabel nicht fehlten, breitete sich eine feste, luft- und wasserdichte Segeltuchdecke, die von der Besitzerin der Koje nur losgeklopft werden brauchte, um sie in Besitz all der Herrlichkeiten zu bringen.

Ich selber ging noch für ein halbes Stündchen an Deck. Über der alten, grauen, murrenden Nordsee zitterten die Mondstrahlen; von Steuerbord herüber leuchtete das schöne Feuer von Helgoland.

Doch nicht lange, da zwang auch mich der „große Mann“, das Lager unter Deck aufzusuchen.

* * *

Eben wollte der so heiß ersehnte Schlaf mich umfassen, da hörte ich einen leichten Knall von der anderen Seite der Kajüte her, wo in gleicher Linie mit meiner Kabine diejenige von Madame Thébaut lag. Da nach Vorschrift alle Thüren offen standen und seitlich angehakt waren (nur unser geistlicher Herr hatte seine Thür geschlossen), so hörte ich auch den auf diesen Knall folgenden Schreckensruf der Dame, die mit einem Satz aus dem Bette und mit den bloßen Füßen geradezu in — schäumenden Champagner sprang! Trotzdem mir selber hundeelend zu Sinne war, mußte ich doch laut auflachen, da ich die Ursache des Schrecks kannte. Der Raum unter Madames Bettstatt bestand aus mehreren festen, auf Rollen laufenden Kästen, in denen wohlverpackt der Champagner lagerte. Die Inhaberin der Koje hatte von dieser schönen Frucht keine Ahnung und erschrak daher nicht wenig, als — inolge einer etwas harten Welle — die Sektgeister in zwei Flaschen rebellisch geworden und ihr gläsernes Gefängnis gesprengt hatten. Erst als die erregte Dame mir die Bitte hinübergerufen und ich ihr die Sache erklärt hatte, stimmte sie in mein Lachen ein und kroch dann wieder ins Bett zurück, wo inzwischen der Steward den Sekt in ein Kübelchen geschippt hatte. Das trug er so vorsichtig hinaus, daß ich stark bezweifle, ob der Sekt über Bord geschüttet wurde.

Aber es war im Rat der Götter beschlossen, daß wir in dieser Nacht so bald noch nicht zur Ruhe kommen sollten. Es konnte keine Stunde verflossen sein, denn eben meldete die Schiffsglocke am Steuer 2 Glas, also 10 Uhr abends, noch brannten die Kajütenslampen, und der Kapitän war noch auf Wache an Deck, da ward in der Kabine unseres Theologen Sturm geläutet, zugleich schrie der Insasse wie toll nach dem Steward. Als der dienstbare Geist herbeigestürzt kam und die Thür aufgerissen hatte, sah er den Herrn

Doktor in einem nicht näher zu beschreibenden Kostüm im Dunkeln dicht an die Wand gedrückt stehen und fortwährend von einem Fuß auf den anderen treten. Dabei rief der Unglückliche in höchster Seelenangst:

„Um Gotteswillen, das Schiff ist ja leck! Wir sinken! Wir sinken! Wo sind die Schwimmgürtel?“

Nun konnte man dem Neuling in der Seefahrt diesen furchtbaren Gedanken wirklich verzeihen, denn er stand in der That bis an die Knöchel in einer kalten Flüssigkeit, die, weil das Schiff schräg lag und er nach der tiefgelegenen Ecke geflüchtet war, seine nackten Füße fortwährend überspülte. Bei der geöffneten Thür, die jetzt den Lichtschein aus der Kajüte hereinließ, hätte der Arme freilich erkennen müssen, daß die schreckliche Flüssigkeit dunkelbraun aussah und sehr stark schäumte; beide Eigenschaften besitzt aber das Nordseewasser nicht; dennoch rief der Verängstete weiter nach allen möglichen Rettungsmitteln.

Der Lärm hätte ja Tote erwecken können; in diesem Falle rief er den Kapitän herab, der das theologische Unglückswurm kaum erblickte, als er in ein so schallendes Gelächter ausbrach, wie man es nur von einem Segelschiff-Kapitän bei bester Laune hören kann. Dies Lachen beruhigte denn auch sofort die aufgeregten Nerven unseres Kajüts-Passagiers der Kabine Nr. 1. Aber sein Gesicht soll nicht sehr geistreich ausgesehen haben, als ihm erklärt wurde, es seien unter seiner Bettlade einige dort verstaute Flaschen echten Porters infolge der Schiffsbewegung explodiert, und Herr Dr. Kohler habe seine Füße augenblicklich in diesem so sehr geschätzten Getränk.

„Schade! Das mußte getrunken werden! Ewig schade um den edlen Stoff!“

So sagte der Theologe nachher, als er sein Bett wiedergefunden hatte. Und er ließ es sich sehr gern gefallen, daß der Kapitän sein Schlüsselbund hervorzog, eine der festen Kisten da unten am Boden aufschloß und einige der dickbäuchigen dunklen Fläschchen ihrer Strohummhüllung entledigte. Auf einen Wink hatte Hans, dem der

silberne Handdruck noch gut nachschmeckte, schon zwei Gläser gebracht, und es gab nun eine gemüthliche kleine Kneiperei, wobei der Eine im Bett lag, der Andere auf der Kante des festen Tischchens vor dem Bette saß.

Nach einem Weilschen tönte aber auch aus Kabine 2 die Klingel, freilich nicht wild wie vor einer Viertelstunde nebenan beim Theologen, sondern zaghaft, gleichsam bescheiden. Unser Hans sollte heute wohl nicht zu Bette kommen! Als er, der Klingel gehorchend, vorsichtig ein Viertel seines Profils durch den Thürspalt schob, ertönte es vom Bette her:

„Mon cher, da ich höre klingen ein Glas, was ist neben mir, wird sein Monsieur le Capitain so teuer, ich will sagen, so liebreich, zu schenken mir auch ein Trunk von das gute Getränk? Frage bescheiden recht an, mon cher!“

Na, diese erste Nacht an Bord ließ sich ja gut an!

Ehe Hans die Bitte der Dame an geeigneter Stelle vortragen konnte, wurde er auch von mir heranzitiert und es ward ihm befohlen, nicht Porter, sondern den Schlüssel zu den Champagnerlisten unter Madames Kojе vom Kapitän zu erbitten.

Fünf Minuten danach saß auch ich im Nachtkleide vor Madames Bett, während nebenan der Kapitän beim Theologen saß. Dort wurde echter Porter getrunken, hier echter Heidsiek, aber nur, wie ich gleich hinzufüge, in sehr bescheidenem Maße, denn so belebend der gute Sekt auf die von der Seekrankheit alterierten Nerven wirkt, wenn er in minimalen Dosen genossen wird, so sehr befördert er das Übel, geht man über das Minimale hinaus. Ich war in dieser Beziehung längst gewöhigt.

Nebenan mußte das schwere englische Getränk sehr animierend wirken, denn die beiden Herren wurden das, was man mit „höchst aufgetraht“ bezeichnet; wenigstens von einer Seite aus, der nämlich, die im Bette lag. Da hörte ich plötzlich die Frage:

„Wie ist es nur möglich, daß auf einem gut eingerichteten Schiff die Getränke unter den Betten verpackt werden? Ist das nicht — wie soll ich sagen, etwas —“

„Den Rest schlucken Sie rasch hinter, wenn ich nicht ungemütlich werden soll!“ antwortete der Kapitän. Er ließ noch eine Pause verstreichen, wohl um auch erst einen Schluck zu nehmen, dann kam es langsam heraus: „Nur ein — na, wollen sagen, Nichtseemann, kann solche Frage stellen. Auf einem Segelschiff — denn die Riesendampfer kommen bei dieser Frage nicht in Betracht, die sind in den Decks und Kajüten dicht besetzt mit Passagieren, aber im Laderaum meist hohl wie 'ne aufgepustete Schweinsblase — auf einem Segelschiff also ist der Raum so kostbar, daß jede Ecke, jedes Plätzchen benutzt werden muß. Nun gar, wenn das Schiff einige Hundert „Zwischendecker“ neben voller Ladung im Raum hat! Was da nötig ist und wie viel Platz beansprucht wird für die vielen Menschen, das können Sie sich morgen 'mal ansehen. Sie werden dann finden, daß die Ausnutzung jedes Winkels auf einem guten Vollschiff bis zum Raffinement ausgebildet ist, wobei jedoch die Hygiene, oder wie es hier auf gut Deutsch heißen könnte, die zur Gesundheit dienende Reinlichkeit bis zum äußersten gewahrt wird. Na, davon sollen Sie sich ja nächstens durch den Augenschein überzeugen. Für heute gute Nacht, und sollte es noch einmal in dieser Nacht unter Ihrem Lager knallen, bleiben Sie ruhig liegen; was in den ersten beiden Etmals (von Mittag zu Mittag) der Reise nicht geplagt ist von dem mouffierenden Zeug, das hält Stand für die ganze Reise.

Nochmal: gute Nacht!“

* * *

Mit prächtigem Backstagswind durchsegelten wir den Kanal, die Stimmung an Bord war daher die allerbeste. Schon am zweiten Tage hatte eine Personalveränderung stattgefunden. Frau Hannchen nämlich ward als Stewardess in der Kajüte angestellt und erhielt als Schlafstelle eine kleine, mittschiffs neben der Segelkoje liegende Kammer angewiesen. Es geschah dies hauptsächlich, damit ich, „die Frau“ (Kapitän'sfrau), wie auch Madame Thébaut eine weibliche

Hülfe zur Hand habe. Ganz im geheimen hatte aber auch mein Wunsch mitgewirkt, der tüchtigen, braven jungen Frau ein behaglicheres Eckchen zu verschaffen, als das mit mehreren hundert Menschen beiderlei Geschlechts besetzte Zwischendeck ihr geben konnte.

Frau Hannchen erwies sich in der Folge von ganzem Herzen dankbar für diese Vergünstigung.

Zunächst freute mich, daß Hannchen sofort das Anerbieten annahm. Auf meiner ersten Seereise, die auch mit 500 Auswanderern über den Atlantischen Ocean ging, hatte ich es nämlich erlebt, daß den fünfzehn alleinstehenden jungen Mädchen, die sich unter dem Schwarm befanden, angeboten wurde, in der leerstehenden sogenannten zweiten Kajüte Quartier zu nehmen, einem Raum, der heller und lustiger als das große Zwischendeck war, auch von diesem mit seinem Menschengewimmel völlig abgeschlossen lag. Aber keine einzige von den Fünfzehn fand sich bereit, den Vorzug einer geschützten Lagerstatt anzunehmen! Ebenjowenig mochte sich eine dazu entschließen, mir in der Kajüte und auf dem Achterdeck Zofendienste zu leisten, mir bei den Handarbeiten zu helfen und außerdem Gesellschafterin zu spielen, wofür sie dann nicht nur eine weit bessere Lagerstatt und die gute Kajütenskost erhalten hätte, sondern auch der oft so rohen Gesellschaft der Zwischendecker enthoben gewesen wäre, in der sich viele, sehr viele ledige Burschen und Männer befanden. Aber da saß der Haken! Ich brauche nichts weiter hinzuzufügen. — Während also damals keine einzige die Vergünstigung annahm, dankte mir Frau Hannchen mit Thränen für den gewährten Vorzug, richtete sich sofort in der Kammer so hübsch ein, wie es eine saubere junge Frau auf einem Segelschiff nur thun kann und stellte sich alsdann der Frau Kapitän und Madame Thébaut zur Verfügung.

Da unser Hannchen nicht im geringsten den „großen Mann“, die Seekrankheit, zu fürchten brauchte, denn sie war eine der seltenen Ausnahmen, die von Natur seefest sind, so war sie uns beiden Damen eine große Stütze, wenn Wind und Seegang sich ungemüthlich einstellten und das alte Leiden sich wieder bei uns meldete.

Auch Dr. Kohler konnte sich mancher liebevollen Handreichung

von ihr erfreuen, wenn ihn das graue Glend mal wieder unversehens packte. Ach, wie gern ließ er sich gefallen!

Als wir den Kanal durchsegelt hatten, ward der Kurs auf West-Süd-West genommen. Unsere „Europa“ wollte so bald wie möglich den Nordost-Passat gewinnen, der so hübsch ebenmäßig jahrein, jahraus daherweht und so recht eigentlich für die großen Segelschiffe geschaffen scheint, die Westindien und den Golf von Mexiko erreichen wollen. An einem herrlichen Septembermorgen war es, als der Kapitän die Gardinen meiner Koje schon in aller Herrgottsfrühe zurückschlug und mich weckte mit den Worten:

„Fix auf, du Seemannsweib, habe dir oben an Deck etwas Herrliches zu zeigen!“

Halb schlaftrunken blinzelte ich hoch, gewahrte aber in den Augen meines Herrn und Gebieters eine solche außergewöhnliche Fröhlichkeit, daß ich sofort in den Schlafrock fuhr, den breiten Kipphut aufstülpte (waren wir doch schon so weit südlich, daß auch in den frühesten Morgenstunden der Kopf schon vor der Sonne geschützt werden mußte) und an Deck eilte. Da war nun zu meiner Verwunderung freilich nichts zu sehen, als das tiefblaue Meer, in dem nach Süden zu mehrere schmale, aber meilenlange Streifen von Beerentang trieben; über uns wölbte sich ein ebenso tiefblauer Himmel, der sich am Horizont mit dem blauen Meer vereinigte, so daß man hätte glauben können, das Schiff mit seinen mächtigen weißen Segeln schwimme inmitten einer unaussprechlich großen, durchsichtigen Kugel. Das Ganze war ein herrliches, köstliches Bild, wie ich es schon oft gesehen hatte. Ein sanfter lauer Wind trieb unsere „Europa“ nach Westen. Wo war aber das Außergewöhnliche, das meines ernstesten Kapitäns Augen so froh aufleuchten ließ?

Da faßte mich ein kräftiger Arm um die Schultern, und die bekannte tiefe Stimme sagte: „Da, guck nach dem Himmel, nach Süden! Was siehst du?“

Ich darauf: „Einige weiße Wölkchen!“

Nie habe ich ein-herzlicheres Seemannslachen gehört, als dieser Antwort folgte.

„Jawohl! Einige weiße Wölkchen! Siehst du denn auch, daß die Wölkchen, die aber ganz respectable Wolkenballen sind, alle einzeln in gewissem Abstand voneinander und in fast schnurgerader Linie hintereinander in der blauen Luft schweben? Daß sie schneeweiß und locker wie aus Schnee oder frischer Baumwolle gebildet sind? Das sind die Passatwolken, die uns für mehrere Wochen günstigen Wind, glückliche Fahrt verheißen! Da bis jetzt alles gut an Bord steht, können wir auch an weiteren guten Fortgang der Reise glauben. Jedenfalls wird heute „Eins ausgegeben“ für alle, Mannschaft und Zwischendecker. Daß Ihr drei „Kajütsputen“ dabei nicht zu kurz kommt, ist Hannchens Sache.“

So ganz vermochte ich diese seemännische Seligkeit freilich nicht zu begreifen, trotzdem ich schon eine Reise auf großer Fahrt mitgemacht hatte; aber sie mußte ihren wichtigen Grund haben, denn nur sehr selten hatte ich das ernste Gesicht des Kapitäns sich so erhellen sehen wie an diesem Morgen.

Wie schnell aber wechseln Freud und Leid in des Seemanns Leben! Wir sollten es noch an diesem so schön begonnenen Tage erfahren.

Um den „Passat zu feiern“, war für die armen Auswanderer eine schöne Abwechslung ihres Mittagsmenus bestimmt worden. Statt der täglichen Pellkartoffeln gab es heute zu der Erbsensuppe mit Speck noch Mehklöße mit Backobst. Das rief große Befriedigung hervor, denn die Kartoffeln vom vorigen Herbst sind im September nicht gerade noch verlockend schön, zumal wenn sie in der Schale gefocht werden müssen, weil es unmöglich für den Koch ist, vierhundert hungrige Mägen mit geschälten Kartoffeln zu regalieren. Die vierhundert Paar dazugehöriger Hände sind aber erfahrungsgemäß stets zu faul, die Kartoffeln zu schälen, die die betreffenden M—änder mittags essen wollen. Und um diese Jahreszeit neue Kartoffeln liefern? Lieber Himmel, in einer einzigen Woche wäre das ganze Passagegeld für zwei Monate verschmaust worden; ganz

abgesehen davon, daß bei der Abreise im August noch gar keine haltbaren neuen Kartoffeln in diesen Mengen zu beschaffen waren. Heute werden ja auf den großen Schnelldampfern auch die Zwischendecker anders, wenigstens abwechslungsreicher verpflegt — der Klagen sind deshalb allerdings nicht weniger geworden! — aber „damals“ war eben nicht „heut“; man konnte bei den so unergleichlich längeren Reisen weder so viel frische Ware mitnehmen, noch kannte man damals das „aus der Dose leben“ in heutigem Maße.

Es gab also zur Feier des Tages im Zwischendeck MehlklöÙe mit süÙem Backobst. Als gegen 6 Uhr abends wieder der beliebte Ruf: „Schaffen! Schaffen! Schaffen unnen, noch nich haben!“ erscholl, da wimmelte es abermals vor der Kombüse, umso mehr, als zum Essen auch Thee ausgeteilt wurde, dem heute nicht nur eine größere Portion Sirup, sondern auch für jede Person zwei Stück „Feinbrot“, d. h. Schiffszwieback von Weizenmehl, beigegefügt war. Das schmeckte!

Auch für uns vom Achterdeck war die heutige Tafel wohl bestell. Die fettesten Hühner, mit den besten Kräutern gewürzt, kamen als Frikassée auf den Tisch, mancherlei Gutes daneben, und überdies gab es eine oder zwei Flaschen Schaumwein, wenn es auch deutscher „Schampus“ und nicht die Sorte war, die in der ersten Nacht unter Madame Thébauts Koje platzte.

Während der „Hundewache“ saÙen wir beiden Damen seelenvergnügt auf dem Achterdeck in unseren Liegestühlen und beobachteten den herrlichen Sonnenuntergang, während Herr Dr. Kohler uns aus Theodor Storms gesammelten Schriften vorlas. Über uns breitete sich bereits das Sonnensegel aus, das nun in dieser gesegneten Gegend wochenlang stehen bleiben konnte, da es keinen Sturm zu befürchten gab, der das schattende Segel hätte hinwegreiÙen können.

Einige Schritte weit von uns saÙ Frau Hannchen auf einem Schemel, hob während einer Lesepause ein winziges SäÙchen empor und fragte sehr bescheiden: „Glauben die Damen, daß es so passen wird? Es ist ja mein Erstes, bitte daher um Verzeihung.“

Wir lachten ein wenig, und Madame Thébaut meinte in echt mütterlichem Tone:

„Jeanne, Sie muß noch lernen sehr, machen Kleider für kleine Kind; aber ich will helfen ihr, haben selber viele gehabt und soll gehen für ma fille wieder sorgen.“

Unser Herr Vorleser legte den Finger zwischen die Blätter seines Buches. Er war rot geworden bei Madames Worten und fragte jetzt, ob es nicht angebracht sei, die Vorlesung bis auf morgen zu verschieben. Dagegen erhob aber der Kapitän selber Einspruch, der, im „Stern“ die Arme auf die Keeling gestützt, achtsam zugehört hatte:

„Nein, warum denn? Die Regentrude muß doch erst aufwachen und den Himmelstau auf die dürstende Erde niederschicken.“

Wir kamen jedoch nicht dazu, das wunderliebliche Märchen zu Ende zu hören, denn Herr von Eisten, der Obersteuermann, trat heran und brachte dem Kapitän leisen Tones eine Meldung. Sofort war es mit der guten Stimmung vorbei. Die Rechte des Kapitäns fiel zur Faust geballt hart auf die Keeling nieder, und ohne Gruß verließ er unseren kleinen Kreis, um sich nach dem Vorderdeck zu begeben, wo ich ihn im Niedergang des großen Luts unter Deck verschwinden sah.

Ganz betroffen sahen mich die Anderen an; Herr Dr. Kohler klappte sein Buch zu, reichte mir die Hand und sagte halblaut:

„Zählen Sie auf mich, Frau Kapitän, was auch über uns kommen mag!“

Ich konnte nicht anders, als derbe Lossprüsten über diese feierliche Ritterlichkeit, die noch niemand verlangte. Aber weit entfernt, mein Lachen übel zu nehmen, nickte der junge Gelehrte auch Frau Hannchen zu, die wohl kaum etwas von dem Vorgang wahrgenommen hatte:

„Auch für Sie gilt das, werte Frau. Ich werde immer für Sie da sein in Stunden der Gefahr.“

Wir drei Frauenzimmer brachen jetzt in helles Lachen aus über die Feierlichkeit, mit der Dr. Kohler sich von uns verabschiedete

und mit Storms gesammelten Werken in seiner Kammer verschwand. Aber dieses Lachen mußte ich ihm sehr bald in Gedanken abbitten.

Schon bei der Abendmahlzeit merkte ich, daß im „Kessort des Innern“ nicht alles nach Wunsch ging an Bord; war doch die ohnehin stets ernste Stirn des Schiffsführers so untrübe, wie ich sie nur in Stunden schwerer Gefahr oder schweren Kummers kannte.

Das mußte ich herauskriegen; wozu wäre ich denn seine Lebensgefährtin gewesen! Und es dauerte auch nicht lange, da hatte ich's heraus. Aber in anderer Weise kam's, als ich mir's gedacht. Am folgenden Morgen nämlich, bevor die Sonne ganz über den Horizont gestiegen war, als ich noch bei offenem Fenster im besten Schläfe lag, fühlte ich, wie eine sanfte, vorsichtige Hand die Gardine meiner Koje leise zurückschob und ebenso vorsichtig den Ärmel meines Nachtkleides aufhob.

Ich blieb regungslos liegen, waren es doch die teilnehmenden Augen des Kapitäns, die mich beobachteten. Aber ich wußte im Moment, welcher Schatten sich über unser glückliches Schiffsleben gebreitet hatte: das damals immer gefürchtete Gespenst hatte sich gezeigt, die schwarzen Pocken waren ausgebrochen, und mein Herr und Gemahl suchte während meines Schlafes auf meinen eigenen Armen nach etwaigen Spuren der tödtlichen Krankheit! Da, bei dieser Erkenntnis, bekam ich doch ein heftiges Herzklopfen, und davon wieder stieg helle Röthe zum Halse, zur Stirn empor. Die Augenlider zuckten, weil ich sie nicht mehr geschlossen halten konnte. Jetzt sah ich auf in das sorgenvolle Gesicht des Kapitäns.

„Steht es sehr schlimm?“

„Still! Leise! Fünf Kranke in dieser Nacht notiert! Davon zwei schon so gut wie verloren; sind verhoffene Kerls, die keinen Widerstand im Leibe haben.“

Ich wollte aufspringen in begreiflicher Erregung, aber seine feste Manneshand hielt mich nieder.

„Pst, ganz ruhig! Zeige, daß du eines Seemanns Weib bist. Also fröhlich und heiter bleiben und sorgen, daß unsere Kajüts-passagiere auch sorglos=heiter bleiben. Im übrigen guten Mut.“

Noch ehe wir uns in der Kajüte zum Frühstück zusammenfanden, hörte ich Geräusche an Deck, die nicht von den gewöhnlichen Schiffsarbeiten herrührten, und bei meiner täglichen Frühpromenade an Deck sah ich, daß im Morgengrauen zwischen Großmast und Fockmast, dicht vor den beiden Treppen, die steuerbords wie backbords vom Achterdeck zum Vorderdeck niederführten, eine Barriere gezimmert ward, welche die „Zwischendecker“ auf das Vorderdeck bannte und ihnen wehrte, ihre Spaziergänge etwa bis in die Nähe des Achterdecks auszudehnen.

Diese Maßregel war ja unbedingt nötig, um die Kajütsbewohner möglichst vor Ansteckung zu schützen; aber unsere Auswanderer im Zwischendeck, die sich für dreißig Thaler die Person sieben bis zehn Wochen nicht nur gut ernähren sondern auch 6000 Seemeilen weit befördern ließen, waren entschieden anderer Meinung.

Oben am wolkenlosen Himmel strahlte die Passatsonne, die leichten Haufenwolken am Horizont gaben Sicherheit für den Bestand guten Wetters und guten Windes. Das letzte Loggen brachte das erfreuliche Ergebnis: 9 Meilen Fortgang in der Stunde. Alles kam zusammen, um die freudigste Zuversicht zu erwecken. Trotzdem geschah es, daß kurz bevor das Etmaal gemeldet wurde (12 Uhr mittags), drei unserer Zwischendecksleute, Männer, die sich augenscheinlich ihren besten Sonntagsstaat angethan hatten, Durchgang durch die Barriere verlangten, um den Kapitän zu sprechen!

Unser alter Bootsmann Better, der schon manche Reise mit der „Europa“ gemacht hatte und auch wußte, wie man mit den dunklen „pohlschen“ Kerlen umgehen mußte, guckte von seinem Segelwerk auf — er saß nämlich dicht an der Durchgangspforte und flichte Segel, die auf der letzten Reise arg vom Sturm zerzaust waren — und fragte die Leute:

„Wat wilt Zi achter?“

„Wir müßem sprechen den Herr Kapitän.“

„So — —! Na, denn tövt man 'ne gawe Stunn! De Koptein von dit Schipp hät mihr to dauhn, as Zu antaunehmen; un dör disse Port komt Zi nich dör as wenn ic dat verlobb.“

Die drei Polacken hatten von dem Schifferplatt des Bootsmanns wohl nur soviel verstanden, daß er sie nicht durch die Gitterpforte lassen würde. Nach einigem Getuschel trat der Älteste der drei dicht an das Thürchen heran, nahm vor dem emsig nähernden Bootsmann seinen schäbigen Zylinderhut ab und sagte:

„Wollen der Herr Gnade habenn, arme Leut einlassen; habenn schwere — nein — sanfte — wollte sagen, geringe Bitte vortragenn, weil — —“

Vom Achterdeck, wo der Kapitän neben dem Steuer stand und den Kurs nach der Kompaßrose revidierte, kam ein halblauter Ruf, und eine freundliche Handbewegung veranlaßte den Bootsmann, die „pohlsche“ Deputation einzulassen.

Bald darauf standen die drei Abgesandten des Zwischendecks unten in der Vorderkajüte, die Sonntagshüte zwischen den Händen, aber die Augen blitzend, wie sie nur bei thatkräftigen Helden blitzen können. An seinem Schreibtisch hatte der Kapitän Platz genommen, vor sich Buch und Feder, um die Beschwerden entgegen zu nehmen und sofort ins Journal einzutragen. Hinter dem Vorhang aber, der zur Damen-Kajüte führte, stand ich, um zu — lauschen.

„Nun, was ist Euer Begehr?“ fragte der Kapitän. „Macht's aber kurz, denn länger als zehn Minuten kann ich Euch nicht geben.“

„Ja ja, Herr Kapitän vom Schiff; wir habenn große Klage zu führen, und können nicht mit unser Weib und unser Kinder aushalten bei die Sach! Gork, wie als wie viele Kinder habenn wir?“

Der Sprecher hatte seinen Nebenmann angestoßen. Gork aber gab den Stoß zurück und flüsterte: „Zähl du selber!“

Ihm mochte wohl die Rechenaufgabe zu schwer sein.

„Habenn wir also drei Männer an siebenn Kinder.“

„Nein, neun Kinder habt Ihr Drei,“ rief der Kapitän, der inzwischen in den Passagierlisten geblättert hatte. „Aber weiter, kommt zur Sache!“

„Wollenn doch unsere Weib und Kinder lebenn thun.“

„Natürlich wollen sie leben. Haben sie etwa schon gehungert hier auf der „Europa“?“

„Es sich nich Hunger jezt. Kann aber werdenn Hunger! Wo nich sind Kartoffeln, kann Weib und Kinder nich werden satt. Müssen sein Kartoffel, nich —“

Da aber war die Geduld des Schiffsführers zu Ende. Sein sorgenvolles Gemüt hatte an Petition um Isolierung wegen der bösen Krankheit gedacht, und nun kamen ihm die Polacken mit solcher Lappalie, weil sie gestern statt der gewohnten Pellkartoffeln Mehllöße mit Backobst erhalten hatten zu der fetten Erbsensuppe! Er sprang auf.

„Da schlage doch das Donnerwetter drein!“ Mehr sagte er nicht, und es war auch nicht nötig, denn die drei Polen flogen zur Thür hinaus, als fege ein Wirbelwind hinter ihnen drein. Mein Kapitän aber kam mit hochatmender Brust zu mir, ging mit mir in mein Kämmerlein, das sonst für niemand zugänglich war und sagte:

„Nun sei mein tapferes Weib. Wir müssen nach Sonnenuntergang zwei Tote der ewigen Ruh übergeben. Du Sorge dafür, daß unsere Kajütspassagiere nichts davon merken. Es muß gute Stimmung bleiben, daß die Krankheit unter moralischer Depression nicht um sich greift.“

* * *

Es gab beim Abendessen wieder das beliebte Labskaus, dazu saure Zwiebeln, eine Zuspeise, die ein Trockenlandsmensch weder kennt noch zu würdigen weiß. Diesmal hieb auch ich tapfer mit ein, schon der sauren Zwiebeln wegen.

Unser Hans, der Steward, hatte bereits die Lampen angezündet, denn unter dem Wendekreise geht die Sonne zwischen 6 und 7 Uhr unter und es giebt so gut wie keine Dämmerung, sondern es folgt dem Sonnenuntergang in ganz kurzer Frist schon die Dunkelheit. Bei Tisch herrschte anscheinend fröhliche Gemüthlichkeit. Hannchen, die dem Steward Hans allmählich sehr viel von seiner Tischbedienung abgenommen, hatte die Abendtafel freundlich geschmückt. Das feinste Damasttuch breitete sich über unsern Tisch, und da wir keine Sicherung für hüpfende Teller und springende

Schalen mittels der „Violine“ nötig hatten, so konnte Hannchen auch die blühenden Goldlack- und Fuchsfientöpfe aus dem Fenster des Skylights herabnehmen und auf die sauber hergerichtete Tafel stellen. Wir ließen es uns prächtig schmecken, plauderten in bester Laune, und Dr. Kohler verstand sich sogar zu dem artigen Scherz, er habe nicht übel Lust, statt als Erzieher geistige Speise an Kinder zu verzapfen, materielle Nahrung für Auswanderer zu bereiten, d. h. Schiffskoch zu werden. Er brachte das sehr drollig vor, und noch lachten wir über die Vorstellung, unseren Reisegeossen statt im schwarzen Gehrock in der kurzen Jacke eines Schiffskochs zu sehen, da trat Obersteuermann von Eisten in die Kajüte mit den Worten:

„Dat wär nu Tid, Koptein.“

Sogleich stand der Kapitän auf, drückte mir zuvor aber noch unter dem Tischtuch leise die Hand und flüsterte, nur mir verständlich: „Sei ruhig und fröhlich, was du auch hörst!“

Herr von Eisten nahm seinen Tischplatz ein, während der Kapitän an Deck seine Wache antrat. Wir anderen tafelten noch ein bißchen weiter mit dem Obersteuermann; war es doch gar zu gemüthlich heute.

Nur mir allein lag ein Stein auf der Seele, den ich abzuwälzen suchte; aber ohne Erfolg. Durch das Gepolter bei Tisch, bei dem Madame Thébaut die erste Stimme führte, hörte ich mit meinem feinen Ohr gewisse Geräusche, die mich ernst, sehr ernst, ja — sehr traurig stimmten.

Schon lag das Tiefdunkel der Nacht über dem Meer, der Mond war noch nicht aufgegangen, in ruhigem Orgelton schlugen die Wellen an das dahinschießende Schiff, der ganze Frieden einer subtropischen Nacht lag über uns.

Durch diesen Frieden nun hörte ich ein leises Trappeln, ein unterdrücktes Seufzen, als würden schwere Lasten widerwillig getragen. Dann gab es ein Getöse wie vorsichtiges Aufstoßen schwerer Gegenstände, — auch eine murmelnde Stimme hörte ich, eine mir gut bekannte Stimme, und was sie sprach, waren Grabgebete.

Nur zu gut wußte ich nunmehr, daß jetzt die ersten Opfer der

türkischen Krankheit, der schwarzen Pocken, ins unermessliche Grab versenkt wurden. Ich aber, die zwanzigjährige Seemannsrau, saß an fröhlicher Abendtafel und mußte „tapfer“ scheinen, damit unsere Kajütspassagiere nicht auch aus lauter Angst krank und dann um so leichter eine Beute der Pocken wurden. Aber glücklicherweise, — die übrige Tischgesellschaft hatte gar nichts von dem Seebegräbnis über unseren Häuptern bemerkt.

Hannchen brachte uns, während Butter und Käse nebst den letzten frischen Radieschen verspeist wurden, sogar eine Flasche Heidsieck Monopol, „mit einem Gruß vom Herrn Kapitän, der eben an Deck noch zu thun hätte“.

Mehr als ein Wohl auf „den besten aller Kapitäne“ ward in unserer kleinen Runde ausgebracht; mir aber wollte der prickelnde süße Trank nicht hinunter. Mir kam der Klang der zu Wasser gleitenden Abgeschiedenen nicht aus dem Gedächtnis.

Und doch, der Mensch gewöhnt sich ja an alles! So gewöhnte auch ich mich in den nächsten Tagen daran, daß oft zu später Abendstunde auf dem Vorderdeck die Matrosen mit entblößten Häuptern um eine verdeckte Bretterbahre standen, der Kapitän oder der Obersteuermann ein kurzes Gebet sprach, und danach die Bahre mit dem Fußende voran in die unergründliche, blaue Tiefe gesenkt wurde.

Natürlich ließ sich's auf die Dauer nicht vor unseren Kajütspassagieren verbergen, daß trotz aller Vorsicht die böse Krankheit im Zwischendeck ausgebrochen war. Schon die Errichtung der Barriere dicht vor dem Großmast und das Verbot für uns in der Kajüte, diese Schranke zu durchschreiten, mußte Aufmerksamkeit erregen.

Bei Krankheit und Tod aber blieb es nicht. Eines Tages, als wir drei Frauen — Hannchen wurde ganz als Zugehörige betrachtet und saß auf ihrem Feldstuhl in geziemender Nähe, oder auch Ferne, um die letzten Stiche an ihrer kleinen Ausstattung zu thun — uns wieder von Herrn Kohler vorlesen ließen, sahen wir den Deckjungen aus dem großen Luç aufsteigen, über das Deck laufen und dem Obersteuermann, der während seiner Wache in Lee auf und nieder wanderte, eine kurze Nachricht bringen. Dieser wieder eilte zum

Kapitän hinunter, der beim Schiffsjournal saß, um die letzten Eintragungen zu machen. Ein heller Pfiff ertönte gleich darauf durchs Skylight; nämlich der Pfiff, der das verabredete Signal zwischen Kapitän und Kapitänsgattin war, wenn der eine die andere rasch zu sich haben wollte. Ich war längst gut „auf den Pfiff dressiert“, stand daher auch diesmal wie so oft schon früher ohne besondere Unruhe auf und ging nach unten, d. h. in die Kajüte.

Da fand ich nun meinen Mann in heller Verzweiflung über seinem „Journal“ sitzen.

„Nun hilf mir! Bist ja auch ein Weib! Da haben wir im Zwischendeck eine junge Frau, die mit Mann und drei Bören an Bord gekommen ist, uns nun aber zwei neue Weltbürger dazu gebracht hat. Die Mutter will vor Schwäche verscheiden, die armen Würmer pfeifen auch auf dem letzten Loch. Unsere Sterbeliste steigert sich ja ins Ungeheure, wenn die alle drei abgehen. Hilf du doch! Laß es aber die Anderen nicht merken!“

Du lieber Himmel! Ich sollte helfen, mit meinen zwanzig Jahren, die nicht wußte, wie das hergeht, wenn junge Weltbürger diese Erde zum erstenmal besuchen?!

Aber umsonst hatte ich ja nicht schon als kaum Siebzehnjährige in einem Krankenhause den praktischen Kursus in der Krankenpflege durchgemacht. Hatte ich danach auch nur Verwundete und Sterbende im Felde gepflegt, — hier mußte es auch gehen, wo es sich um junge, erst zum Leben erwachte Menschlein und eine kranke Wöchnerin handelte! Nach kurzem Besinnen konnte ich eingreifen.

Die Zwillinge krächten zum Gotterbarmen, die Mutter aber war schwach zum Sterben. Gut! Da mußte vor allem bester Wein heran, Château la rose, die Flasche 6 Mark; außerdem kondensierte Schweizermilch in reichlichen Quantitäten. Dann auch, so beschloß ich, sollte Madame Thébaut ihre famosen Eigenschaften entwickeln, die sie ja später bei der Tochter weiter anwenden wollte. Alle Angst vor den schwarzen Blattern war bei mir verschwunden, wenn ich je solche Angst gehabt hatte; aber — unsere lebenswürdige Passagierin, Madame Thébaut, versagte! Sie weigerte sich entschieden, in das

„verseuchte Zwischendeck“ hinabzusteigen; ja, sie fand es unerhört, daß die Offiziere während des Diners unsere Kajüte betreten durften; und wohlbermerkt, wir standen noch keineswegs im Zeitalter der Bazillenfurcht! Unsere „Europa“ machte ja die Reise nach Galveston im Jahre 1874, wo noch kein Mensch sich vor den Bazillen graulte! Für Madame Thébaut sprang aber sofort — Frau Hannchen ein. Dies famosse „Frauenzimmerchen“ (so hatte sie Dr. Kohler wohl in Erinnerung an Lessings „Minna von Barnhelm“ getauft) wußte unserem Kapitän die Erlaubnis abzulocken, daß sie der Wöchnerin unten im Zwischendeck beistehen durfte. Sie ging, und die Augen Dr. Kohlers folgten der tapferen jungen Frau in heller Bewunderung.

O ja! Der Mann, der dieses prächtige Weibchen ins Unglück gebracht hatte, verdiente nicht sie, sondern des Teufels Großmutter zur Lebensgefährtin!

Es glückte. Die Mutter mit den Zwillingen blieb dank Hannchens Pflege am Leben. Es kam sogar der Tag, wo die ganze Familie vorn auf der Back sich im Sonnenschein wärmen konnte.

Noch heute sehe ich die guten Augen unseres jungen Gelehrten, der dem Aufzuge der kinderreichen Familie mit höchstem Interesse nachblickte. Frau Hannchen hatte die Kleidchen der beiden „Twaschen“, der Zwillinge, mit Spitzen und blauen Bändchen sehr fein herausgeputzt, eine der Länge nach durchgesägte Tonne, mit feinstem Seegrass gefüllt, diente als Wiege, und die älteren drei Gören hatten so hübsche „Kledaschen“ an ihren schwächtigen Körperchen, daß sie vor lauter Verlegenheit die Finger in den Mund steckten und zu heulen anfangen, wenn man sie nur ansah. Soweit war also alles erfreulich. Aber — seit dem Tage, wo die Kleinen zwischen Himmel und Wasser auf die Welt kommen sollten, war eine gewisse Spannung in unserem hübschen Gesellschaftskreise auf Achterdeck eingetreten. Madame Thébaut befand sich dauernd in schlechter Laune; sei es nun, daß sie wirklich Furcht vor der Krankheit empfand; oder aber — sich schämte wegen der Verweigerung des Liebesdienstes an der unglücklichen Mutter im Zwischendeck. Bei den netten Vorlesungen

unter dem Sonnensegel fehlte sie regelmäßig; Hannchen, die während einer Pause unten in der Kabine den kalten Nachmittagsgrog für alle Kajütsbewohner zurichtete, erzählte mir, die Dame sitze auf dem kleinen Ecksofa hinten im Heck und scheine zu lesen. Nun, möchte sie dort bleiben, wenn es ihr so gefiel.

Inzwischen war aber mancher Tag hingesunken; der weißen Passatwolken wurden weniger, und im Westen, dem wir zusteuerten, stand meist eine graue Dunstschicht tief im Horizont, ein Zeichen, daß dort, wenn auch noch etliche hundert Meilen entfernt, Land sich befinden mußte. An einem schönen Nachmittage, als Dr. Kohler uns eben aus Shakespeares „Sturm“ vorlas, trat der Obersteuermann in unseren kleinen Kreis mit dem Ersuchen, die Vorlesung in der Kajüte fortzusetzen, weil das Sonnensegel eingezogen werden müsse. Ich kannte schon genug vom Schiffsleben, um die Frage „Warum das?“ zu unterdrücken.

Und siehe da, — noch bevor wir unsere Triumph- und Feldstühle bei Seite geschoben und uns mit Handarbeit, Büchern, Tassen und Gläsern, kurz all dem Kleinkram solch gemüthlicher Nachmittagsßigung hatten unter Deck verziehen können, hantierten auch schon die zwölf Matrosen der Wache so eilig um uns herum mit Bergen der Segel zc. zc., daß wir kaum wußten, wohin.

Aber noch schneller, als wir und die Matrosen, zeigte sich das tropische Gewitter, dessen Aufsteigen wir gar nicht bemerkt hatten. Es brach mit Blitz, Donner und entsetzlichen Regengüssen so rapide über uns herein, daß wir völlig bis auf die Haut durchnäßt waren, bevor wir die nur funfzehn oder zwanzig Schritt entfernt liegende Kajütskappe, die den Treppenniedergang deckte, erreichen konnten. Unter Lachen und Scherzen hasteten wir drei in die Kajüte hinunter. Da saß richtig ganz hinten im Heck auf dem kleinen gemüthlichen Ecksofa Madame Thébaut, scheinbar ganz vertieft in ihre Lektüre. Nun ließ sie das Buch sinken, sah uns gnädig an und empfing uns mit den Worten:

„War es nicht ganz klug, zu bleiben im trockenem Logis? D



Gewittersturm auf hoher See.

Sie armen, aufgeweichten Damen, und auch Monsieur le Docteur! Ach, sehr bedauerlich; ich . . .“

Die gute Dame konnte aber ihren Sermon nicht zu Ende bringen, denn mit einem heftigen Donnerschlage brach von achter her eine so starke See durch das noch offene Heckfenster, daß ihr von dem starken Wasserchwall nicht nur das Buch aus der Hand gerissen, sondern sie selber von einer wahren Sintflut übergossen und von ihrem Sitz geschleudert wurde.

Das gab ein Schreien und Betern über „diese so schreckliche Schiff!“ Nicht schnell genug konnte Hans mit Pütte und Schwabber kommen, um die Überschwemmung zu beseitigen und die Fenster im Heck zu dichten!

Aber merkwürdig: von Stund an war Madame wieder ganz die liebenswürdige, zu uns gehörige Gesellschafterin von ehemdem!

Freilich mit der Gemütlichkeit von ehemdem war es jetzt doch vorbei. Der schöne Passatwind brach jäh ab, wir mußten bei wechselndem Wind den Kurs West-Nord-West setzen und oft gar arg gegen widrigen Wind kämpfen. Am meisten aber machten uns nun die schweren Tropengewitter zu schaffen, die so häufig gegen den Wind ziehen und dadurch das Schiff zu unerhörten Anstrengungen nötigen. Wenn nämlich der Seegang, der vom Passat her noch starke Gewalt hat, das große Fahrzeug mit seinem Rumpfe vorwärts treibt, aber entgegengesetzt die Gewitterwolken daherfegen und ihr Zug rückwärts gegen Masten und Segel preßt, dann arbeitet das arme Schiff sich gar bald ab wie ein zum Tode erschöpfter Kämpfer. Es ächzt und stöhnt, seine Planken drohen auseinander zu reißen, und der ganze mächtige Bau bebzt und knarrt bis in die letzten, tiefsten Mächte unten im Raum.

Während eines solchen als Naturschauspiel großartigen Tropengewitters durchsegelten wir die Passage, die zwischen den Inseln Antigua und Guadeloupe hindurchführt. Unser Schiff war eben frei von dem vielen kleinen Inselzeug, dessen Menge nach Westen zu die Passage dermaßen beengt, als hätte unser Herrgott dort einen tüchtigen Sack voll großmächtiger Kartoffeln ins blaue Meer ge-

schüttet. Es war gegen Mitternacht; ich hatte gebeten, während der heißen Nacht möglichst lange auf Deck zu bleiben; und da noch keine Furcht vor Gelbfieber nötig war — das den Aufenthalt in freier Luft zur Nachtzeit verbietet — so war die Erlaubnis vom Kapitän auch erteilt worden. Wir waren ja weit genug von Land ab und hatten noch den größten Teil des Meerbusens von Mexiko zu durchsegeln, bevor wir die Fieberzone erreichten. Also hatte mir Hannchen unter Beistand des willigen Hans oben an Deck eine Hängematte befestigt, natürlich so, daß das lustige Lager keinem von den Matrosen bei den Segelarbeiten quer kam.

Da ruhte ich nun himmlisch, nur mit einer leichten Decke über den Knien, „wie in Abrahams Schoß“. Ich glaubte sogar von Sünden her mit jedem Luftzug den Würzhauch der Mutter-Erde einzusatmen. Vielleicht war das Einbildung, vielleicht rührte es her von unseren blühenden, köstlich duftenden Lebköyen im offenstehenden Skylight. Was aber keine Einbildung sein konnte, war der seltsame gelbrote Schein am Südosthimmel, der mich glauben ließ, in weiter Entfernung wüte eine gewaltige Feuersbrunst.

Herr von Eisten, der die erste Nachtwache befehligte und jetzt in Lee langsam-bedächtigen Schrittes auf und ab ging, kam auf meinen Zuruf herbei und belehrte mich, dieser dumpfrote Schein am Horizont sei der Widerschein vom Feuer eines Vulkans auf der Insel Guadeloupe. Zum erstenmal sah ich hier, wenn auch nur im Widerschein der Wolken am Nachthimmel, die Glut, welche den innersten Kern unseres Erdballs ausmachen soll. Zu gleicher Zeit aber erblickte ich auch über Steuerbord gen Nordwest in weiter Ferne die furchtbaren Blitze eines Tropengewitters. O, du arme Erde, wenn es dem höllischen Element, dem Feuer, je gelingen sollte, von unten aus der Tiefe, und zugleich den zerschmetternden Feuerstrahlen des Himmels von oben her aus den Wolken, Macht zu gewinnen über dich, — — was wird dann aus dir und all Denen, die sich jetzt sicher wähnen auf dir?!

So schoß es mir durch den Sinn, während ich in der Tropennacht auf Deck vergeblich Ruhe und Schlaf suchte. Ich ahnte nicht,

daß meine Phantasiebilder des grauenvollsten Schreckens nach Jahren zur entsetzlichen Wirklichkeit werden sollten! Stehen doch heute noch alle zivilisierten Völker unter dem Eindruck des Grauens, der hervorgerufen wurde durch die kaum vorstellbar schaurige Vernichtung großer Teile der blühenden Inseln Martinique und St. Vincent, den Untergang ganzer Städte und den Tod zahlloser Menschen durch Höllengluten und Himmelsflammen!

*
*
*

Das „sackermentsche Inselzeug“, um mit unserem Bootsmann zu reden, lag hinter uns; der herrliche blaue Golf von Mexiko hatte uns aufgenommen. Die Strömung, die von Süden her in dieses gewaltige Meeresbecken hineingetrieben wird und an der Küste von Florida wieder in den Atlantischen Ocean austritt, der Golfstrom, brachte unser Schiff rasch eine hübsche Anzahl Meilen dem Ziele näher. Unsere Zwischendecker bereiteten sich schon auf den Abschied vor. Die jungen Frauen und Mädchen hantierten auf dem Vorderdeck, flickten ihre Kleider und wuschen die traurig zerschlossene Wäsche, wobei dann wieder und immer wieder die Frage nach guter Seife, nach Zwirn und Nadeln auftauchte. Die Seife glaubten sie gratis fordern zu dürfen, das Nähzeug dagegen wollten sie ja gern bezahlen. Es hielt schwer, es dem armen Volk begreiflich zu machen, daß zum Wäschewaschen weder Seife verabfolgt werden könne (für 400 Personen, bei dem geringen Passagiergeld!), noch auch bei dem harten salzigen Seewasser etwas nützen könne, da sie sich darin nicht löst. Da aber kam uns eine besonders resolut auftretende Frau, es war die, welche mit ihrem Zwillingsspaar vom Tode errettet wurde, mit der Forderung: „dann müßte eben genügend Süßwasser geliefert werden, das sei doch klar!“

Unser Bootsmann gab ihr zur Antwort: „Warum hat sie sich nicht süßes Wasser mitgebracht? Sie kann an Bord leichter ein Faß voll Dh-te-Kolonje kriegen, als ein Liter Frischwasser über das gesetzliche Maß.“ Erst als die Frau hörte, daß die Wasserrechnung

des Schiffes bei der Abreise dreihundert Mark betragen habe, gab sie sich zufrieden.

Mit der Forderung wegen Zwirns und Nadeln ging es leichter. Einige harmlose Landseelen verlangten zwar, wir sollten doch schnell 'mal bei 'ner Insel anlegen, damit sie sich das Schneiderzeug kaufen könnten.

„D ja, dat kann wäsen,“ meinte Bootsmann Better, „denn aberst duert de Reij' sief Wäken länger, un Si möt Mann för Mann noch twintig Marks taugen, un de Wievers möt dat ook!“ Es wurde den Nähluftigen dann — ohne anzulegen! — nach Möglichkeit geholfen, und damit war auch diese Sache erledigt.

Eines Tages kam aber unser Frau Hannchen nicht zum Vorschein. Wo steckte sie nur?

Zust vor dem Frühstück flüsterte mir der Bootsmann zu: „Dat wär woll god, wenn Madam sik 'mal umthon wolln nah uns' lütte Fru!“

Sofort sprang ich auf und ging hinaus, sah aber dabei noch eben, wie über das Gesicht von Dr. Kohler eine heiße Röte lief. Er ließ Messer und Gabel sinken, erklärte, durchaus keinen Appetit zu haben, und verfügte sich an Deck; Madame Thébaut aber folgte mir.

Nach einer halben Stunde schon suchte ich auch die freie Luft. Da sah ich unseren Theologie- und Schulamtskandidaten Dr. Kohler hinter dem Steuerhäuschen neben dem Hühnerstall stehen und die Hände gefaltet zum Morgenhimmel erheben. Er hielt wohl seine Morgenandacht. Mein diskretes Räuspern nach einiger Zeit führte ihn aus den himmlischen Regionen zur Erde zurück. Mit angstvollen Augen starrte er mich an. Ich winkte ihm zu.

„Kommen Sie nach unten; wir haben Ihnen etwas Wunderniedliches zu zeigen.“

„Lassen Sie mich noch einen Augenblick allein,“ bat er. Diesen Augenblick benutzte er, wie ich heimlich erspähte, um die verhaltenen Thränen und damit die Herzensangst um die ihm so lieb gewordene kleine Frau loszuwerden. Zehn Minuten später stand er in der

Rajüte, und Madame Thébaut hielt ihm ein weißes, mit bunten Bändern geschmücktes Bündelchen entgegen, aus dem ein mit dunklen Haaren bedecktes Kinderköpfchen lugte. Sehr vorsichtig legte der junge Gelehrte seine rechte Hand auf das Köpfchen des schlummern- den jungen Weltbürgers; er konnte dabei nicht verhindern, daß aber- mals einige gemütererleichternde heiße Tropfen über seine Wangen rannen und auf das weiße Bündel fielen. Doch mit männlicher Kraft suchte er seiner Gefühle Herr zu werden; er schluckte ein paarmal, wollte offenbar dem Ereignisse gegenüber nicht stumm bleiben, wußte aber nichts Besseres vorzubringen, als die verlegen- zögernde Frage:

„Es ist wohl noch sehr klein?“

„Oh non, monsieur le docteur,“ antwortete Madame Thébaut, „das sein eine sehr stramme Jung, eine sehr mächtige!“

„Geben Sie ihm doch den strammen Jungen 'mal auf den Arm, daß er merkt, wie schwer das kleine Ding ist,“ riet ich.

Aber diesem Ansinnen wich Dr. Kohler aus, indem er schnell einige Schritte rückwärts that.

So trug denn Madame Thébaut den kleinen Bordgeborenen zurück zu seiner jungen Mutter. Dr. Kohler aber, dessen Gesicht strahlte, als habe er soeben ein großes Glück empfangen, fragte mich mit etwas zitternder Stimme:

„Wo soll das Kindchen denn nun getauft werden? Welcher Nationalität gehört es überhaupt an? Wir sind ja zu Schiff, auf dem weiten Weltmeer, das allen Völkern gleichmäßig gehört?“

Ich konnte es nicht unterlassen, ihn ein bißchen zu „kneifen“.

„Ja, das sind schwerwiegende Fragen, die sorgfältig erwogen werden müssen. Was die Taufe anbetrifft, so glaube ich, werden Sie sich schon dazu verstehen müssen, den kleinen Heiden zum Christen zu machen, bevor er die neue Erde sieht. Und es soll eine ganz famose Taufe werden hier an Bord.“

„Meinen Sie wirklich, daß ich? . . .“ Leuchtenden Auges kam er mit dieser Frage heraus.

„Aber natürlich! Auch die Nationalität soll uns keine Be-

schwerde machen; denn merken Sie sich: jedes Schiff, wo es sich befinden mag, ist ein Stück seines vaterländischen Bodens! Hannchens Junge ist also ein echter rechter Deutscher. Ist's aber nicht schade, daß so ein Prachtkerlchen, der eine so famose Mutter hat, keinen — Vater aufweisen kann?"

Dunkle Röthe stieg in das sonst so blasse Gesicht, und leise aber fest erwiderte er: „Das Kind hat einen Vater, . . . wenn . . . die Mutter nur will!“

* * *

Noch vierzehn Tage dauerte es, bis wir den abgestumpften Regal des schwarz-weiß gestreiften Leuchtturms von Bolivar Point in Sicht hatten und bald danach auf der Rheede von Galveston zu Anker gingen. Aber die Ungebuld unserer Mannschaft ward doch noch auf eine harte Probe gestellt, denn der „halbblütige“ Doktor, den man uns an Bord sandte, verordnete uns drei Wochen Quarantäne! Er setzte sie freilich auf zwei Wochen herab, nachdem er unserem splendid sherry und whisky genügend Ehre angethan hatte; fast überreichliche sogar. Die Pocken waren schon längst erloschen, indes hatte die Passagierliste doch zwölf Tote aufzuweisen; dagegen allerdings auch sieben neue Erdenbürger, die sämtlich kräftig gediehen und in die Luft hinaus schrieten. Unsere Passagiere im Zwischendeck machten sich übrigens durchaus nichts aus dem verlängerten Aufenthalt an Bord, waren sie doch während dieser Zeit jeder Sorge ums tägliche Brot enthoben; sie ließen sich schon seit längerer Zeit die einfache aber gute Ernährung an Bord herzlich gern gefallen, und nun gar erst jetzt, wo es jeden Tag „Frischfutter“ gab, das mit Booten von Land her gebracht wurde, wenn auch kein Mensch das Schiff betreten noch verlassen durfte. Allerdings Kartoffeln kriegten sie auch jetzt nicht, wenigstens nicht die gewohnten deutschen; wohl aber „sweet potatoes“ und frischen Mais. So mißtrauisch und doch neugierig sie den in Salzwasser abgekochten Kolben auch anfänglich gegenüberstanden — „wat de

Buer nich kennt, dat frett he nich!" — so köstlich mundete der Mais ihnen nach dem ersten Versuch, und es konnte nicht oft genug „Kolbenmais“ zu Mittag geben.

Auch Frau Hannchen und Dr. Kohler ertrugen die Quarantäne in Gelassenheit, ja mehr als das: ihren strahlenden Gesichtern nach schienen sie diese Tage zu den glücklichsten ihres Lebens zu zählen. Mit der ersten abgehenden Post hatte Dr. Kohler einen Brief an seine künftige Behörde gesandt mit der Anfrage, ob sie bereit sei, anstatt eines ledigen einen verheirateten Lehrer anzustellen, und ob ferner mit einer jungen Lehrersfrau auch gleich ein neuer Weltbürger mit in die ihm zugesicherte Wohnung einziehen dürfte; ferner, wo der Friedensrichter zu finden sei für ein Brautpaar, das mit „richtigen Papieren“ in den heiligen Ehestand einzutreten wünsche. Schon nach drei Tagen legte ein Boot mit der Flagge des Staates Texas im Heck bei uns an, um eine Depesche an Herrn Dr. Kohler zu überreichen. Sie enthielt die Nachricht: „Frau und soviel Kinder mitbringen wie beliebt; aber bald kommen, recht bald. Friedensrichter zur Stelle.“

Herr Gott! In welcher seliger Freude gingen die beiden Menschen einher; wie schön und reinsten Freude voll war auch der Tag, wo Hannchen's Junge getauft wurde von dem Vater, der gar nicht sein Vater war!

Nur eine Person konnte sich durchaus nicht mit dem verlängerten Aufenthalt an Bord versöhnen, — Madame Thébaut. Sie zeterte und jammerte nach Land, trotzdem sie täglich eine briefliche Nachricht erhielt, und ihre Anwesenheit an Land noch keineswegs so dringend erheischt wurde.

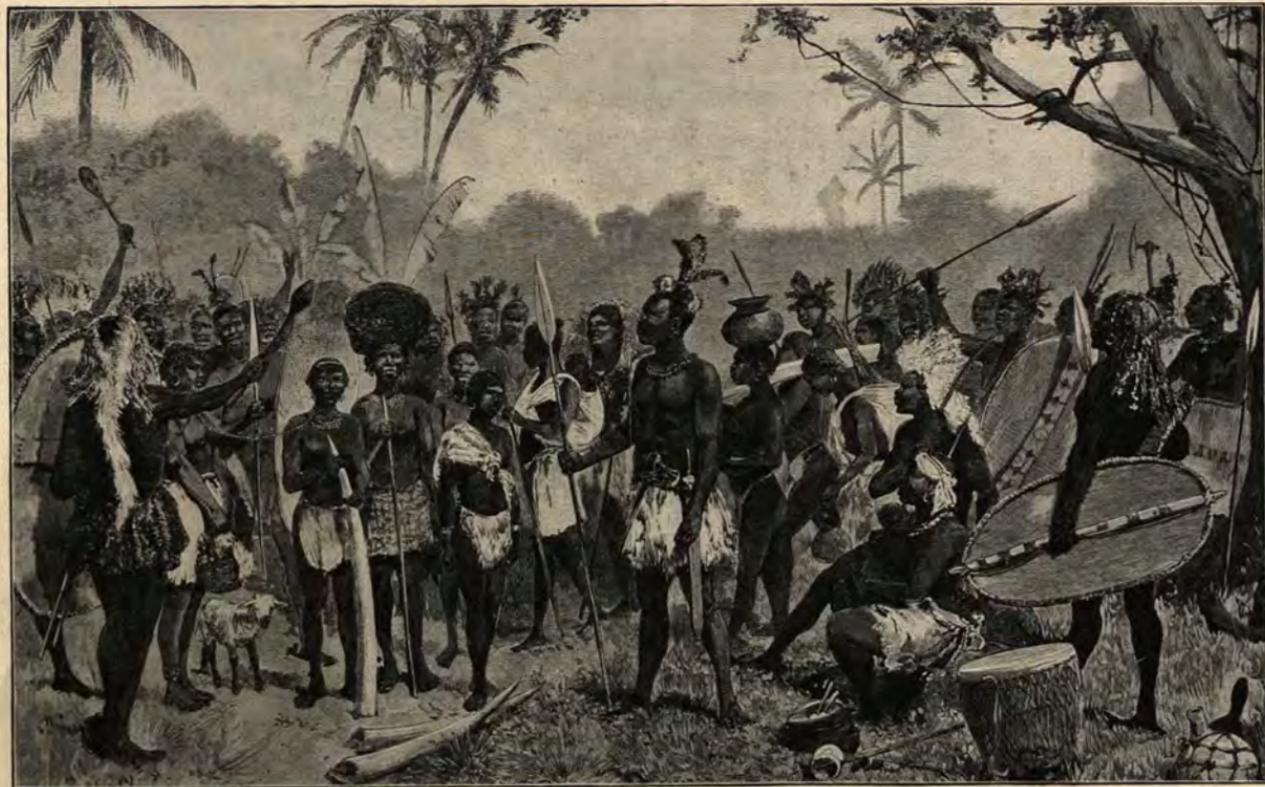
Endlich aber erschien unser halbdunkler Freund, der Quarantänearzt, wieder in seinem Boot. Es wurden aus den bewußten Schiebkästen unter den Kojen Nr. 1 und 2 etliche Flaschen hervorgeholt, die nicht explodiert waren, und nachdem sowohl dem Sekt wie dem Porter, einzeln wie in der beliebten Mischung, gehörig zugesprochen war, konnte auch unser Schiff von dem gestrengen Herrn Doktor losgesprochen werden.

Einige Stunden später ging es an Bord zu wie in einem Bienenstock, dessen Volk schwärmen will. Ein kleiner Schleppdampfer mit etlichen Launches am Tau, oder „Lanschen“ wie unser Bootsmann es ausdrückte, hatte langseits gelegt. Die Auswanderer schickten sich mit gewaltigem Lärm und Gepolter an, das Schiff zu verlassen, das ihnen mehr als sechzig Tage eine Zuflucht, nein, eine Heimat gewesen war. Ob wohl unter ihnen nur Einer an das Gute dachte, das er empfangen oder genossen? — Es schien nicht so; und doch, das dunkle Gefühl, daß sie — ganz gewiß! — keinen Grund zu ihren Beschwerden und Forderungen gehabt, ihnen Besseres geboten war, als sie erwarten durften, war vorhanden und kam zu eigenartigem, sehr charakteristischem Ausdruck. Denn kurz ehe die Letzten vom Schiff gingen, stellte sich noch einmal die Deputation ein, die sich damals über Klöße und Backobst anstatt der Kartoffeln beklagt hatte. Diesmal aber trugen sie die Bitte vor: „Was der Herr Kapitäne sei, möchte sie deswegen doch nicht anzeigen.“

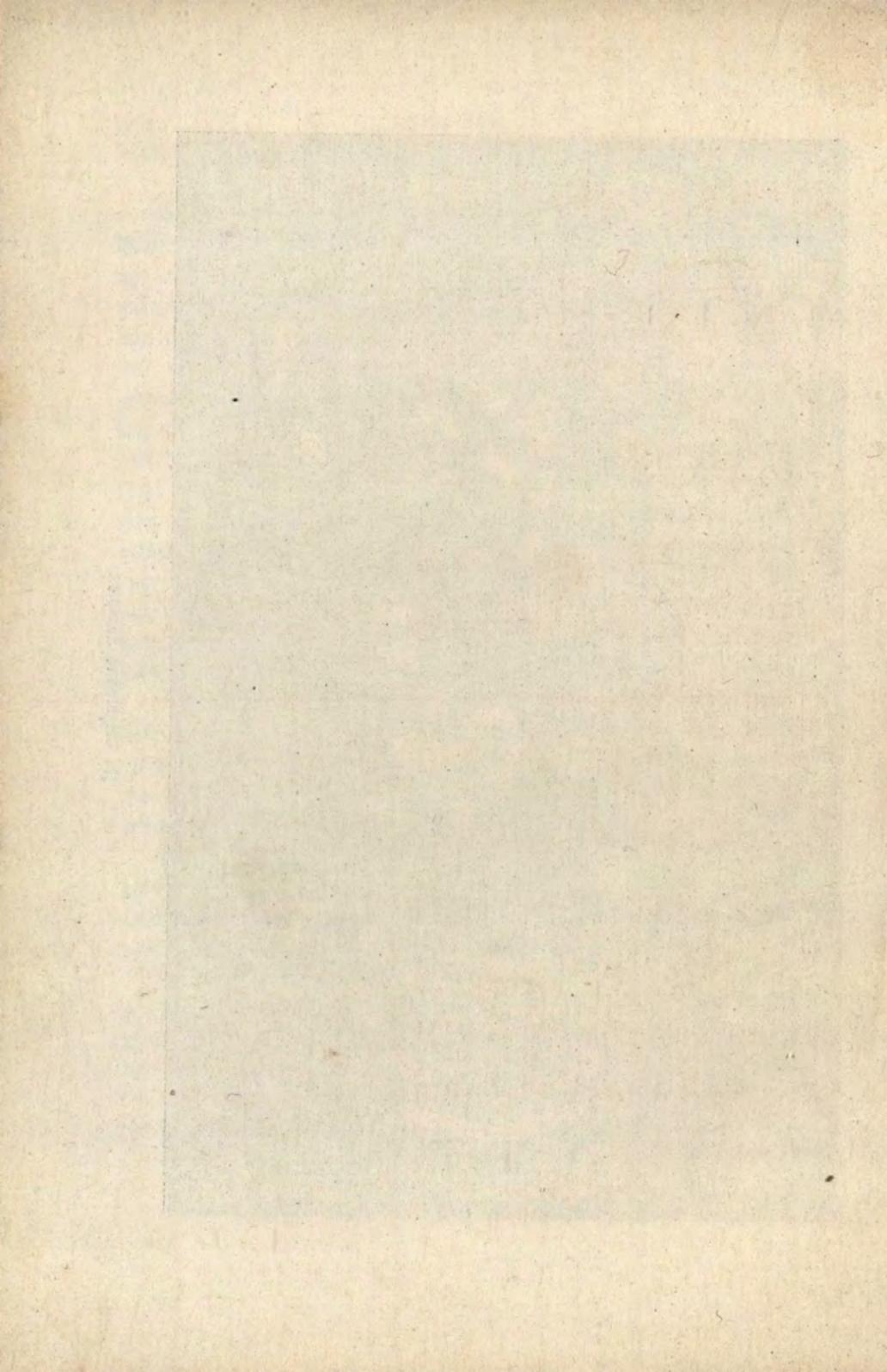
Nun, darüber konnten wir sie beruhigen. Wir waren froh, daß wir sie los waren, so mitleidig uns das Elend vieler unter ihnen auch oft gestimmt hatte. Die meisten konnten freilich jetzt nur den Wunsch wecken: Nur erst das Volk los sein, weg damit, daß wieder reine Luft durchs Schiff weht!

Nach einigen Stunden war auch das erreicht. Der Dampfer hatte die ganze Schar mit all ihrem Krimskram an Land befördert. Und wiederum eine Stunde später nahmen auch unsere Kajütspassagiere Abschied, nicht ohne aufrichtige Thränen.

Als die Sonne unterging, saß ich allein an Deck auf meinem gewohnten Platz. Es war so still um mich her, wie in einer Kirche, und selten habe ich diese Stille als etwas so Heiliges empfunden wie in der letzten Abendstunde dieser Reise „unter Segel“.



Zu Wismanns Kämpfen.



Bestrafung der Wawemba-Sklavenräuber.

Von Hermann von Wissmann.

Im Jahre 1893 näherte ich mich, vom Nyassa kommend, dem Tanganikasee. Noch war mir von meiner zweiten Durchquerung her der Weg bekannt, noch erinnerte ich mich, wie ich damals die Dörfer verlassen oder die Eingeborenen zur Flucht bereit antraf, da gerade der alljährlich wiederkehrende große Raubzug der Wawemba an der Zeit war und die ganze Gegend bedrohte. Seit damals waren jene Länder schon sehr entvölkert. Der Grund lag in den bis zum Jahre 1894 fortgesetzten Zügen der Wawemba, um Sklaven zu rauben und diese an die Araber, die am Tanganika auf englischem Gebiete angesiedelt sind, zu verhandeln. Die Wawemba selbst wohnen auf englischem Gebiete.

Von den Leuten einer mir entgegenkommenden kleinen Karawane vernahm ich, daß auch die am Ufer des Tanganika gelegenen katholischen Missionen von dem Raubzug der Wawemba bedroht seien und sich schon seit einiger Zeit in der fest geschlossenen Boma zur Verteidigung bereit hielten.

Diese Nachricht veranlaßte mich, meinen Marsch zu beschleunigen, um baldmöglichst nach der Gegend zu gelangen, in der das Raubgesindel sein Wesen trieb. Von Stunde zu Stunde gingen mir scheinbar übertriebenere Nachrichten zu über die Zahl der Räuber, über ihre Erfolge, über die Massen von Sklaven und Vieh, die sich schon in ihren Händen befänden.

Eines Abends kam ich in ein ganz neues, gut gebautes, aber vollständig verlassenes Dorf, und da es schon spät am Abend war, mußte ich mich hier für die Nacht einrichten. Noch vor Dunkelfein erschienen zögernd zahlreiche Leute, die Bewohner des Dorfes, die mit ihren Familien in den umliegenden Dickungen und Sümpfen sich versteckt gehalten hatten, da sie jeden Augenblick den Angriff der Wawemba besorgten, die auch bei ihnen für unüberwindlich galten. „Die Wawemba,“ so erzählten mir die Leute, „haben viele Gewehre; die wenigsten gehören ihnen selbst, sie haben solche in großer Zahl von den Arabern am Nyassa zu ihrer großen Sklavenjagd geliehen erhalten.“

Bis jetzt hatte sich nichts von den Wawemba gezeigt, und so marschierte ich denn am nächsten Morgen bis zu einem kleinen Dorfe weiter, in dem ich mittags eintraf. Da auch dort nichts von den Räubern sichtbar wurde, die Gegend aber als sehr reich an Elefanten bekannt war — hatten wir doch auf dem Marsche nach eben jenem kleinen Dorfe viele Fährten gefunden —, so gedachte ich am nächsten Morgen hier Ruhe zu machen, nähere Nachrichten über die Räuber durch die von mir ausgesandten Eingeborenen einzuziehen und bis zum Eintreffen dieser eine Elefantenjagd zu unternehmen.

Ich hatte nur sechzig Soldaten bei mir, von denen fünfundzwanzig Sudanesen, zwanzig Zulus und fünfzehn ausgesuchte Suaheli-leute waren; alles gute, verlässliche, seit fast einem Jahre exerzierte Truppen unter dem Kommando von zwei Offizieren, dem Dr. Bumiller, meinem Vetter und zwei Unteroffizieren. Auch ein kleines Geschütz und ein Maxim-Maschinengewehr führte ich bei mir.

Der Sicherheit wegen hatte ich rings vor den Pallisaden Posten aufgestellt, wie auch auf einem großen Termitenhügel, der inmitten des Dorfes sich erhob und oben ca. drei Quadratmeter Fläche bot. Das Dorf war etwa zu drei Vierteln seiner Umgebung von einem zwei Meter hohen Pallisadenring umschlossen, vor dem ein bis zu drei Meter tiefer Spitzgraben ausgehoben war, an einer Stelle war sogar ein bastionartiger Aufbau aufgeführt. Das nicht bewehrte

Viertel des Dorfes stieß an einen sumpfigen Urwald, der aus so weichem Boden aufwuchs, daß er von außen her wohl als unpassierbar gelten konnte. Die Eingeborenen hatten sich jedoch mittels zum Teil vom Sumpfboden bedeckten Bäumen und Knüppeldämmen einen Weg ins Innere dieses Urwaldes angelegt. Dieser Damm konnte auf den ersten Augenblick von niemandem als Weg erkannt werden, da er zum größten Teil von Wasserlachen und Sumpf überdeckt war; nur die Eingeborenen wußten sich auf ihm zurecht zu finden. Da sie sich also sicher fühlten, hatten sie das Dorf nicht verlassen, sich jedoch, wie ich daran erkannte, daß sie alles Mitnehmbare und zum Wegschleppen Geeignete zusammengestellt, offenbar vorgenommen, einem Angriff der Wawemba nicht Widerstand zu leisten, sondern sich bei ihrem ersten Ansturm in ihre Schlupfwinkel zu retten.

Wir Europäer saßen bei Eintritt der Dunkelheit um unsere Risten herum und nahmen unser Abendbrot ein, als wir von einer Salve aufgeschreckt wurden, deren Kugeln über uns hinwegpiffen. Ein wüßtes Geschrei von draußen vor dem Dorfe schien einen Überfall der Wawemba einleiten zu sollen.

Meine Posten feuerten ihre Gewehre sofort in jener Richtung ab, aus der die Salve gekommen war, und der Hornist blies das Signal zum Besetzen der Umwallung, Die Soldaten rannten an die Pallisaden, draußen jedoch blieb nun alles still. Die unerwartet schnellen Antwortschüsse und das Hornsignal hatten wohl einen Trupp der Wawemba-Räuber, der versuchen sollte, das Dorf zu überraschen, darüber belehrt, daß ein solches Unternehmen doch so leicht nicht ins Werk zu setzen wäre. Ob die Wawemba von meiner Anwesenheit Nachricht hatten, wußte ich nicht, bezweifle es jedoch.

Natürlich wurde die für den nächsten Morgen geplante Jagd aufgegeben, denn es war anzunehmen, daß am nächsten Morgen die ganze Macht der Wawemba vor dem Dorfe erscheinen und den Angriff wagen würde.

Ich ließ die Eingeborenen antreten, musterte ihre Waffen und verteilte die Truppen zur Besetzung der Boma. Einige der Leute schickte ich in den Sumpfwald, um möglichst rasch einen etwaigen

Versuch des Feindes, durch den Wald in das Dorf zu dringen, melden zu können.

Was noch an den Pallisaden und im Vorterrain zu bessern war, wurde beim ersten Morgenlicht ausgebessert, im Besonderen ließ ich noch schnell einige Büsche dicht vor dem Dorfe niederschlagen, um das Schussfeld zu erweitern.

Der Feind ließ nicht lange auf sich warten. Kaum eine Stunde nach Sonnenaufgang erschienen plötzlich auf der in direkter Richtung wohl nur eine halbe deutsche Meile entfernten Höhe die Spitzen einer langen Karawane und an ihrer tête eine blau-weiß-rote Flagge, die französische Trikolore.

Nach allen bisher eingezogenen Meldungen, bei denen ich die afrikanische Übertreibung abzurechnen hatte, mußten die Wawemba-Krieger nach Tausenden zählen, und da das ganze Gelände rings umher nicht geradezu ein offenes genannt werden konnte, so beschloß ich, mit meiner kleinen Truppe erst abzuwarten, ob die Wawemba angreifen würden, bevor ich gegen die Räuber auszog.

Der Zug des Feindes im Indianermarsch, wie es afrikanische Wege gebieten, setzte sich über den gegenüberliegenden Höhenrücken ununterbrochen fort. Der Feind mußte sich — da wir von dem hochgelegenen Dorf die Höhen und die ganze sumpfige Niederung übersehen konnten — unter unseren Augen, um den Sumpf herum, nach dem Dorf hinwenden, und so konnten wir fast eine Stunde lang Mann hinter Mann über die Höhen herankommen sehen und eine ungefähre Zählung des Feindes vornehmen. Es waren, als die vordersten Leute des Zuges bereits auf einer Anhöhe ca. einhundertfünfzig Meter vor dem Dorfe erschienen, schon über 5000 Menschen von uns gezählt worden, die mit mindestens 30 französischen Flaggen, deren Ursprung uns erst später erklärlich wurde, herangezogen. Wir hatten also gegen Frankreich zu fechten, eine kleine Fortsetzung von 1870/71.

In dem vordersten Zuge marschierten offenbar Häuptlinge und hervorragende Krieger, denn sie zeigten sich in schöne bunte Stoffe gekleidet, waren kriegerisch geschmückt und führten Gewehre. Erst

später kamen zu diesen, die sich jetzt gemächlich und ohne jede Scheu um das Dorf herum postierten, Leute mit Speeren und Bogen. Bei den Vordersten hatten wir auch die Träger mächtiger afrikanischer Pauken gewahrt, die zu dem Kriegsgeschrei und den Zurufen laut geschlagen wurden.

Diesen Massen des Feindes gegenüber erschien es am aussichtsvollsten, beim Angriff in die dicht andringenden Mengen zu feuern, überwältigende Verluste herbeizuführen und dann, diese benutzend, dem zurückprallenden Feinde nachzubringen und ihn zu werfen, sodaß auch die weiter rückwärts Kommenden von seiner Flucht noch mitgerissen wurden, denn noch immer hatte die lange, über die Höhe sich heranwälzende Karawane nicht ihr Ende erreicht. Wir sahen unter ihnen aber schon Trupps von Leuten, die sichtlich getrieben wurden, also erbeutete Sklaven waren, und Rindvieh in kleinen Trupps.

Ich erstieg, um vor allen Dingen noch den Ausbruch des Gefechtes aufzuhalten und dem Feinde Zeit zu lassen, sich zu sammeln, den Termitenhäufen, auf dem sich das kleine Geschütz und das maxim gun befanden, die ich mit Tüchern hatte zudecken lassen, und rief in kisuaheli dem frei stehenden Trupp der Häuptlinge oder Führer die Frage zu, was ihre Ansammlung und die Salve vom vorhergehenden Abend zu bedeuten habe?

Ein besonders vornehm gekleideter und herausgeputzter Krieger nahm das Zwiegespräch in gutem kisuaheli auf. Er erklärte, wir sollten das Dorf verlassen, sie, die Wawemba, beabsichtigten nicht, Krieg mit den Weißen zu führen, sie wollten nur das Dorf bestrafen für von den Bewohnern erfahrene Unverschämtheiten und Mangel an Gehorsam, vor allem wegen ausbleibenden Tributes; sie würden uns jedoch mit unseren Leuten ruhig abziehen lassen.

Ich hatte meinen Offizieren befohlen, sich nicht zu zeigen, so daß vorläufig der Feind nicht erkennen konnte, daß außer mir noch andere Europäer in der Boma anwesend waren. Auch standen alle meine Leute wohlgedeckt hinter den Ballisaden und sahen schußfertig

durch die, zum Theil noch an demselben Morgen zurecht geschlagenen Schießscharten.

Während des Gespräches, das ich mit Absicht in die Länge zog, singen die Wawemba an, sich ringsumher auf den mit hohem Gras bewachsenen Höhen zum Gefechte einzurichten. Sie legten ihre Gewehre in Anschlag, schoben die Grasbüschel auseinander, machten sich von aufgetürmter Erde Unterlagen für das Auflegen ihrer Gewehre zurecht und begannen bereits Zielübungen, natürlich auf den einzig sichtbaren Punkt im ganzen Dorfe, auf mich selbst, der ich mich noch immer auf dem die Pallisaden wenig überragenden Termitenbau befand. Die Lage als Zielscheibe für so viele Waffen, die, wenn sie auch nicht von hervorragenden Schützen geführt wurden, doch an Zahl von Sekunde zu Sekunde zunahmen, wurde mir unheimlich.

Der Feind hatte sich an einigen Stellen schon zu dichten Massen gesammelt, die, in höchstem Grade erregt, mit heftigen Gebärden unter einander sprachen und sich für den Kampf erhitzten.

Einige der frechsten Wawemba tanzten sogar vor den Pallisaden, indem sie die Gewehre schwangen und dabei bis dicht an den Rand des Grabens heran kamen, wobei sie uns eine Geste der höchsten Verachtung machten, nach der sie dann wieder in ihre Reihe zurücksprangen. Diese kühnen Krieger hielten auch Reden vor den Pallisaden, indem sie versicherten, sie würden es auch mit den Weißen aufnehmen, ein weißer Kopf über ihren Pallisaden würde sich ebenso schön ausnehmen wie ein schwarzer, und dergleichen mehr.

Ich hatte den Häuptlingen bereits gesagt, daß wir unsere Schwarzen, die, wie sie sehen mußten, unter der deutschen Flagge wohnten — wir hatten diese natürlich hoch über dem Dorfe gehißt — nicht verlassen würden, daß wir mit ihnen fechten würden, wenn sie nicht davon abständen, das Dorf zu berennen. Allmählich wurden die Antworten der Häuptlinge immer höhnischer, sowie auch das Benehmen der übrigen Wawemba immer kriegerischer. Dichte Gruppen des Feindes schoben sich schon hin und her und die heranrückende Masse wurde nach und nach so groß, daß bei einem plöz-

lichen Angriffe zu befürchten war, der Feind könnte im Anlauf seine Verluste gar nicht bemerken und dann doch vielleicht im Ansturm in das Dorf gelangen. Dann aber wäre inmitten des Häusergewühls die Lage leicht kritisch geworden, denn in solchem Nahkampf wären meine wenigen Leute von der großen Übermacht erdrückt worden.

Als, wie es schien, die letzten Leute der langen Karawane über die Höhe heranzogen — den Schluß bildete eine große Rindviehherde — glaubte ich, daß es nun Zeit, ja die höchste Zeit wäre, Ernst zu machen. Auch meine Leute wurden unruhig, und ich sah, wie sie eifrig Zielübungen machten und verlangten, ihr Feuer endlich zu eröffnen. Ich rief meinen Offizieren und Begleitern zu, sie sollten ihre Leute jetzt den Feind scharf aufs Korn nehmen und auf den ersten Schuß von mir das Feuer beginnen lassen.

Es schien bereits, als wollte von draußen ein Haufen des Feindes ohne besonderen Befehl der Häuptlinge auf die Boma zustürmen. Die Führer hatten offenbar, durch mein Benehmen eingeschüchtert, nur noch gezögert, den Befehl zum Angriff zu erteilen.

Ich hatte mich während der Verhandlungen mit ihnen auf das bedeckte Geschütz gesetzt, hatte mir während des Gesprächs meine kleine Pfeife angezündet und mich öfter lachend mit meinen Genossen, die der Feind ja nicht sehen konnte, unterhalten.

Jetzt rief ich den Häuptlingen, die uns erklärt hatten, da wir das Dorf nicht verlassen wollten, müßten wir mit den Eingeborenen sterben, die Worte zu: „Nun gut; wenn ihr wollt, dann Krieg!“

Ich zog in diesem Augenblick das Tuch von dem kleinen Geschütz zurück, richtete den mit einer kleinen Granate geladenen Lauf in die Mitte eines Haufens, drückte ab und sauste gleichzeitig mit dem ganzen Geschütz ungefähr fünf Meter weit von dem Termitenhaufen herab, wahrscheinlich zu meinem großen Glück, denn im Moment des Lossschießens antworteten viele hundert Gewehre rings umher, und von diesen hätten mich einige Geschosse treffen müssen.

Der Aufstellungsplatz des Geschützes war für den Rücklauf nicht groß genug gewesen; es war über den Rand zurückgerollt

und hatte mich, der ich, um abzufeuern, auf der Lafette sitzen mußte, mit hinabgenommen.

Auf das vermehrte Feuer von draußen antwortete jetzt kurze Zeit hindurch ein Schnellfeuer meiner Leute, das auf diese geringe Entfernung furchtbar wirken mußte. Aber noch hatten die Wawemba in eigener Gefechtsaufregung unsere Stärke nicht erkannt. Sie schoben, sobald unser Feuer aussetzte, sich in dichter Masse auf die Höhe, hinter der, für uns unsichtbar, die Hauptmacht des Feindes sich jetzt gesammelt hatte.

Wir gaben in drei Abteilungen — der Sudanesezug, der Zuluzug und der Suahelizug — Salven durch die Pallisaden ab.

Ich war wieder zum Auspähen auf den Termitenbau hinaufgekrochen, jedoch nur so weit, daß ich durch einen Spalt in seiner Krone hindurchsehen konnte. Auf unsere zweite Salve entstand ein Wanken des Feindes, auf die dritte stürzten die Massen der Wawemba rückwärts. Nun rief ich Bumiller und meinem Vetter zu: „Hinaus jetzt, Salven und Hurrah!“

Wie die Ragen waren meine Zulu und Suaheli nach außen gedrungen, und hatten sich hier im Nu in Reihen aufgestellt. Der Feind stutzte. In Marschmarsch gingen nun meine Führer mit ihren Trupps bis an den Rand der Höhe vor, so daß sie jetzt die durcheinander wogenden und zum Teil auch wieder vorwärts drängenden Wawemba-Massen auf nur ungefähr fünfzig Schritte vor sich hatten. Auf Kommando gingen die beiden Jüge nieder aufs Knie, und die erste Salve prasselte in den wankenden Feindeshaufen, eine zweite folgte, und nun wurde — das Seitengewehr war schon im Vorwärtslaufen aufgepflanzt worden — von unseren Trupps mit „Hurrah!“ hinter den sich selbst niederrennenden und kopflos flüchtenden Wawemba hergesetzt.

Ich schickte den beiden Herren Befehl, den Feind weiter zu verfolgen und ihm möglichst viele Sklaven abzunehmen, und ging, da nun nicht nur von jenen Stellen, wo die Wawemba am dichtesten gestanden hatten, auf die der Angriff meiner Leute erfolgt war, sondern, da ringsumher der Feind geflohen war, mit meinen Tria-

riern, den Sudanesen, auch hinaus, um den beiden, den Feind heftig verfolgenden Zügen zu folgen.

Eine große Anzahl von Menschen waren, merkwürdigerweise meist Frauen, schon während des Anfangs des Gefechtes mit erhobenen Händen winkend, mitten aus den Wawemba heraus, auf das Dorf zugelaufen. Es waren gefangene Sklaven. Leider waren einige, die den Moment für günstig hielten, den Wawemba zu entfliehen, im Getümmel des Gefechtes von uns angeschossen worden.

Über die weite sumpfige Wiese hin sahen wir die Leute nach jeder Richtung hin entfliehen, oder sich in dem hohen Sumpfgラス verstecken.

Bevor ich weiter zur Verfolgung überging, schickte ich eine Granate über einen noch immer in der Senkung sichtbaren Haufen des Feindes und bemerkte bald den Erfolg des Niedersausens oder Kriechens unseres Geschosses: eine schnelle Auflösung des Zuges folgte, ein Auseinanderrennen des Viehs und ein Rückwärtsrennen der mitgeführten Sklaven.

Ich marschierte nun langsam und geschlossen den verfolgenden Zügen nach und entließ die mir entgegen wogenden Gefangenen nach ihrer Heimat.

Noch nicht zehn Minuten, nachdem der Angriff abgeschlagen worden war, kamen große Haufen Bewaffneter im Lauffschrift heran, von denen meine Leute anfangs glaubten, es seien Feinde, und die Wawemba hätten uns geschickt in einen Hinterhalt gelockt. Ich erkannte jedoch an den Gebärden des an der Spitze herlaufenden Führers, daß es Freunde waren. Es waren Leute aus den nächsten Dörfern, die sich bewaffnet in einem nahe gelegenen Verstecke aufgehalten hatten und nun baten, auch mitthun zu können. Sie waren mir jetzt die erwünschteste Truppe, denn in ihrem eigenen Lande konnten sie am besten die weitere Verfolgung der Wawemba aufnehmen und ihnen den Rest der Sklaven und des Viehs abjagen.

Auch die Truppe, die ich schon vorher aus den Bewohnern anderer Dörfer zusammengestellt hatte, setzte ich auf die Fährte. Meine Truppe war für die Verfolgung unbelasteter Eingeborener in ihrem Lande wenig geeignet.

Die fliehenden Wawemba hatten, wenigstens zum größten Teil, nicht die Wege innegehalten, sondern sich in die Wälder verstreut; waren vollkommen zersprengt und liefen in kleinen Trupps ihrer Heimat zu.

Als ich nach Monatsfrist zu derselben Stelle zurückkam, erfuhr ich von den Eingeborenen und von den Engländern der Stationen am Süden des Tanganika, daß die Wawemba die Strecke von dem Gefechtsorte bis nach dem Orte ihres Häuptlings, des dicken, unförmlich fetten Kiti mkurru, eine Strecke von fünf gewöhnlichen Tagemärschen, in noch nicht 48 Stunden zurückgelegt hätten.

Der dicke Kiti mkurru soll tagsüber im dichtesten Sumpf versteckt geblieben und erst nach vier Tagen zu Hause eingetroffen sein. Er hatte den Seinen schon als verloren gegolten.

Von Sklaven sollten die Wawemba so gut wie nichts heimgebracht haben, ebensowenig von Vieh, auch viele Gewehre hatten sie verloren.

An der Verfolgung hatten sich bald noch andere, in der Nähe wohnende Eingeborene beteiligt und sich bei dieser Gelegenheit endlich einmal für die seit Jahrzehnten jährlich wiederkehrenden Hezjagden der wüsten Sklavenräuber gerächt.

Diese Abwehr der Wawemba fand im Jahre 1893 statt und bis zum heutigen Tage haben die Räuber die Lehre nicht vergessen, haben sie noch nicht einmal wieder die Grenze in feindlicher Absicht überschritten.

Die katholischen Missionen glaubten damals, die Wawemba würden, wenn ich wieder abmarschirt wäre, zurückkehren und sich für die von uns erhaltene Belehrung rächen, und baten mich daher um Waffen. Ich war der Meinung, daß ihre Besorgnis unbegründet wäre, ließ ihnen jedoch, da ich zur Zeit Waffen entbehren konnte, das kleine Geschütz und eine Anzahl von Gewehren, so daß sie in ihren sehr gut besetzten Stationen vollkommen sicher waren.

Es ist noch übrig, zu erzählen, wie es kam, daß uns die Wawemba unter einer Anzahl französischer Flaggen angriffen. Im Jahre 1884 war der französische Schiffsleutnant Giraut durch das

Land der Wawemba gekommen und hatte, wie man mir erzählte, dem damaligen Kiti mKuru, dem Vater des jetzigen, eine ganze Last französischer Flaggen geschenkt. Es war mir recht interessant, zu erfahren, daß Franzosen schon damals mit Verteilung von Flaggen in Afrika begannen. Man weiß, daß wir erst im Jahre 1885 anfangen, Verträge in Afrika zu schließen, und daß man uns damals allgemein vorwarf, daß wir es gewesen wären, die mit der Hetzjagd zur Erwerbung von Kolonien in Afrika begonnen hätten.

Wir sollten aus dieser Erfahrung übrigens die Lehre ziehen, daß man, wie es von Franzosen, Engländern und anderen geschieht, jede Gelegenheit benutzen soll, dem Vaterlande Dienste zu erweisen. Es herrscht bei uns leider immer noch die Ansicht, daß sich nicht direkt von der Regierung ausgehende Unternehmungen durchaus nicht in Politik zu mischen hätten, und diese Ansicht hat auch in Ostafrika Veranlassung zu unerfreulichen Auseinandersetzungen zwischen der Regierung und privaten Expeditionen gegeben. Heute ist man bei uns schon so weit gekommen, daß man private Expeditionen ohne Begleitung von Offizieren gar nicht mehr in das Innere lassen möchte. Diese Maßregel geht viel zu weit; ähnliches geschieht in keiner anderen Kolonie und diese allzugroße Zurückhaltung entspringt zum guten Teil auch noch jenem altpreussischen Bureaokratismus, der für die Kolonien am allerwenigsten paßt. Man hält es beinahe für unerhört, daß ein Reisender zum Schutze seiner Karawane sich selbst hilft, statt nachträglich die Hilfe der Regierung anzusprechen. Aber viel besser ist es, wenn sich der Europäer, wenn sich der Deutsche in seinen Kolonien, wo er auch sei, so schnell als möglich selber Hilfe schafft. Solche energische Abwehr kann nur dazu beitragen, den Respekt vor uns zu mehren. Sollte wirklich einmal bei solcher Gelegenheit etwas zu schnell gehandelt werden oder energischer, als es vielleicht durchaus zweckentsprechend war, so ist ein solcher Übergriß im Verhältnis zu dem Gewinn des damit erzielten Respekts bei den feindlichen Eingeborenen nicht allzu hoch anzuschlagen.

Plattddeutsch in Ostafrika.

Von Konrad Weidmann.

Ob er jemals Admiral des Schah von Persien war, wie einige böse Zungen in Sansibar behaupteten, der prächtige Commodore der Flottille des Reichskommissars? Seine patriarchalische Erscheinung, die jugendlich frische Gesichtsfarbe und der schöne lange, weiße Bart gaben ihm wirklich etwas Distinguiertes, dem guten Kapitän H., der in der blauen Sergeuniform mit den drei Goldborten auf den Rockärmeln (einer Verzierung, die der Uniform bei den Spaßmachern an der Küste den Namen „goldene Kluft“ eingetragen hatte) unter Umständen ganz kriegerisch aussehen konnte, namentlich dann, wenn er „sein Schwert hatte umgürten müssen“. Im großen Ganzen war ihm diese Art von Bewaffnung augenscheinlich nicht als unbedingte Notwendigkeit erschienen und er zeigte sich selten in ihrem Schmucke; es gab oder kam aber eine Zeit, in der er ihrer sehr benötigt, das war die Zeit seiner Reise ins Innere des dunklen Erdteils! — Längere Zeit hindurch hatte er seine Bekannten in Sansibar, wo er ständig stationiert war, in Spannung versetzt, indem er von einer „gefährlichen Dienstreise ins Innere“ erzählte, mit der ihn der Kommandant betraut habe. Es sei ein Zeichen großen Vertrauens in seinen persönlichen Mut, das ihm vom Kommandanten entgegengebracht werde, da ihm nur eine verhältnismäßig schwache Truppe zur Begleitung mitgegeben werde u. s. w. Endlich rückte der Tag seines Aufbruchs heran; für eine Woche

reichlich mit Proviant versehen, vom Scheitel bis zur Sohle feldmarschmäßig ausgerüstet, mit Gewehr, Revolver und Säbel, Kompaß und Fiebermesser belastet, trat er mit seinem boy die Reise nach Bagamoyo an. Absichtlich vielleicht hatte der Feld unserer Geschichte seine Freunde in Sansibar über das Ziel seiner „Expedition“, wie er das Vorhaben nannte, im Dunkeln gelassen und nur uns, die wir in Bagamoyo seiner harrten, war darüber Näheres bekannt. Es handelte sich nämlich für ihn darum, die Fährte über den Ringanifluß an einem, „Mtoni“ genannten Platze, als Sachverständiger einer Prüfung zu unterziehen und über etwaige Verbesserungsbedürftigkeit derselben beziehentlich einer Neuanlage Bericht zu erstatten. — Wir hatten am Mtoni eine militärische Station angelegt, ein Blockhaus mit Wohnung für einen Offizier und Unteroffizier, nebst den Hütten für eine Besatzung von 24—36 Mann. Auf dem Boden des Blockhauses stand ein Revolvergeschütz, welches den Ringanifluß und das umliegende Gebäude bestreichen konnte. Am Mtonifort, wie die Station gewöhnlich genannt wurde, war nun von altersher die Überseestelle der Karawanen, die aus dem Innern kamen; der Fluß war dort ziemlich schmal, vielleicht nur 40—50 Meter breit, allerdings sehr tief und reißend und von ziemlich steilen Ufern eingengt, deren Rand bei Flutzeit des Meeres vom Rückstau des Wassers beinahe erreicht wurde; während der Regenzeiten aber, oft wochenlang tief unter Wasser lag, so daß dann die ganze Station auf die rückwärts am Wege nach Bagamoyo liegenden Hügel flüchten mußte. Die Entfernung von Bagamoyo war eine gute deutsche Meile, und wurde zu Pferde gewöhnlich in 1 1/2 Stunden zurückgelegt, während ein Fußgänger beinahe 3 Stunden brauchte, der zu passierenden Sümpfe wegen.

Die Fährte war nun bisher so gehandhabt worden, daß ein sogenanntes Wahleboot, das etwa 25 Personen, Träger mit Lasten, aufnehmen konnte, vom einem zum anderen Ufer gerudert wurde, was, da die Karawanen häufig Hunderte von Menschen, oft sogar 1000 Menschen stark waren, sehr zeitraubend war. Brachten die Karawanen, was häufig der Fall war, lebendes Vieh mit, so wurde

dasselbe einfach ins Wasser getrieben, von einigen Leuten in Kanoes verfolgt und so ans andere Ufer gejagt. Häufig wurden dabei Tiere von Krokodilen angefallen und in die Tiefe gezogen und oft dauerte die Jagd nach Dohsen, die im Wasser einen falschen Kurs genommen, stundenlang. Diesen Zuständen sollten nun ein regelrechter Fährbetrieb ein Ende machen, und Kapitän H. sollte, wie gesagt, als Sachverständiger Mittel und Wege angeben, in welcher Weise eine, allen Ansprüchen genügende, Ebbe und Flut in Berechnung ziehende, Fähre eingerichtet werden müsse. Dieses war der Auftrag der „Expedition ins Innere“.

Wir in Bagamoyo machten es uns zur Pflicht, den allseitig hochgeschätzten Geschwaderchef gebührend zu feiern; er wurde nach seiner Ankunft in der Messe mit einem kühlen Trunke begrüßt und zu Mittag zu Tisch geladen. Inzwischen erledigte er das Dienstliche beim Stationschef, der ihm auf Befehl Wismanns zwei Träger für sein Gepäck und zwei Askari als militärischen Schutz mitgab und ihm zum Überfluß einen unserer Stationsesel als Reittier anbot, was dankend acceptiert wurde. Bei der Mittagstafel ging es munter zu, nicht ohne daß einige Herren den ollen ehrlichen Seemann auf die kommenden Gefahren aufmerksam gemacht und ihm allerlei grausige Geschichten von Löwenüberfällen, von Nilpferdattaken u. s. w. aufgetischt hätten. — Diese Erzählungen regten den Guten etwas sehr auf, und es war natürlich ein Gaudium, denn in Wahrheit konnte man am hellen Tage ohne jede Gefahr, ohne Stock und Waffen nach Mtonifort gehen. — Zu der Ausrüstung H.'s gehörte auch jene bekannte, mit Filzstoff überzogene große Feldflasche, wie sie der Schutztruppe zugeteilt ist und H. hatte seinen Boy instruiert, diese mit Kaffee füllen zu lassen. Hatte nun der Boy auch unter Aufregung gelitten oder war er von Natur mit einem kurzen Gedächtnis ausgerüstet, jedenfalls blieb diese wichtige Angelegenheit unerledigt und dieser Umstand verursachte uns nachträglich große Freude. Wir hatten dem tapperen Landsoldaten empfohlen, so spät als möglich abzumarschieren, um der barbarischen Hitze des Nachmittags zu entgehen. Da die beiden Soldaten, die ihn begleiteten,

solche waren, die den Weg schon häufig gemacht hatten und ihn also ganz genau kannten, brauchte er vor $\frac{1}{2}$ 4 Uhr nicht aufzubrechen. Um diese Zeit trat er denn auch, an der Spitze seiner nun aus 7 Mann bestehenden Begleitmannschaft, hoch zu Esel, die Reise an, an seiner Seite der waffenstarrende Boy. Etwa hundert Schritt mochte die Truppe wohl marschirt sein, als wir, die wir von der überdachten Veranda aus den Abmarsch beobachteten, die Truppe Halt machen sahen und klar und deutlich klang im besten Hamburger Platt plötzlich an unser Ohr: „Dunner, Jung', wo heft Du de Bottel laten?“ Wahrscheinlich hatte das an militärische Ordnung gewöhnte Auge des Befehlshabers das Fehlen dieses Ausrüstungsgegenstandes instinktiv vermist, denn es ist kaum anzunehmen, daß hier schon der Durst die treibende Kraft der Erkenntnis war. Kaum hatten wir die Worte H.'s vernommen und hatte sich der Boy, nachdem er Gewehr u. einem Träger übergeben in der Richtung auf unser Haus zu in Trab gesetzt, als auch schon ein teuflischer Plan von uns eronnen worden war! Schnell war die Feldflasche ergriffen und mit einer Mischung von Getränken gefüllt, so gut sie das reich gespickte Büffet unserer Messe nur aufbieten konnte. Rum und Cognak, Chartreuse und Benediktiner, Steinhäger und Gilka, Thee und Kaffee füllten ungefähr zu gleichen Teilen ihr Inneres. Kaffee allerdings wurde zuletzt und unter den Augen des Boys hinzugegossen, der nun mit mächtigen Säßen sich davon machte und dessen Meldung wir dann noch in der Ferne vernahmen: „Bwama mkubwa, chupa u me jaa, ndani kahava mengi mengi mzuri sana!“ „Hier, großer Herr, ist die Flasche gefüllt mit viel gutem Kaffee!“

Beruhigt konnte der Seeheld nun das Kommando zum Abmarsch geben, wir winkten ihm mit unseren Tüchern den Abschiedsgruß und riefen ihm den arabischen Abschied: „qua heri“ „Gehe glücklich,“ fröhlich zu. —

H. blieb nur zwei Tage im Innern und kam am dritten wohlbehalten zu uns zurück; er hat sich am Mtoni sehr wohl befunden und es schien ihm auch der Inhalt seiner Feldflasche nicht

geschadet zu haben, denn als er gefragt wurde, wie er sich mit seinem Durst abgefunden hätte, antwortete er: „Erst müßt dat Dübelstüg ut de Bottel herhollen, nahsten hef ick Bohndorffen sin Selterwater drunken, dat wir aber man swack un ick bün froh, werer ünner zivilisierte Minschen to kamen, dei en vernünstigen Schluck hebbben!“

Einen „vernünstigen Schluck“ bekam er dann auch reichlich bei uns, und nachdem wir ihm am folgenden Vormittag noch das Schönste Bagamoyo, die Missionsstation der weißen Väter, deren Pater supérieur Etienne und die frères Oskar und Hippolit er schon in Sansibar kennen gelernt, gezeigt hatten, fuhr unser braver Kapitän wieder nach Sansibar heim um dort allen, die sie hören und auch nicht hören wollten, große Jagd- und Überfallgeschichten zu erzählen, die er auf der „Reise ins Innere“ erlebt haben wollte.

Das plattdeutsche Idiom schlug übrigens in Bagamoyo häufiger an mein Ohr, denn nicht nur mehrere Offiziere und Unteroffiziere waren aus den plattdeutschen Gegenden Deutschlands, sondern auch die meisten Angestellten der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft waren Hamburger, Holsteiner, Mecklenburger, Pommern und Oldenburger. Daß sogar unsere Sulusoldaten plattdeutsch sprachen, war aber jedenfalls auffallend; viel war es ja nicht, was sie konnten, aber bezeichnend waren die Worte, die ich zu hören bekam, dennoch. — Es war in den Tagen, die der Einnahme von Tanga folgten. Von Zelewsky hatte den Plan zur Boma entworfen und es handelte sich darum, rund um den Bauplatz die Bäume zu beseitigen um für die Bastionen ein Schußfeld zu gewinnen. Etliche schöne Mango- und Palmbäume waren schon gefallen, und die Sulus waren gerade daran, einem großen Tamarindenbaum dasselbe Schicksal zu bereiten. Die Wurzeln waren schon teilweise freigegeben und mit Äxten abgeschnitten, einige verwegene Kletterer brachten ein langes Tau hoch in die Krone hinauf und legten eine Schlinge um den Stamm. Als alles soweit vorbereitet war, wurden etwa 40 Mann an das Tau kommandiert und dann unter lautem Gesang ruckweise daran gezogen, um den Baum zum Fallen zu bringen. Ich hatte mich mit dem Chef der Sulu-

kompagnie, Ramsay, auf einen Baumstamm gesetzt und wir unterhielten uns, ohne der Arbeit der Sulu große Aufmerksamkeit zu schenken; plötzlich hörten wir lautes Krachen brechender Wurzeln und zugleich den ängstlichen Ruf der Sulus: „Ramsay paß op!“ Der große Baum hatte den Sulu den Willen nicht gethan, dahin zu fallen, wo sie ihn hin haben wollten, sondern hatte sich, nachdem einige Wurzeln durch die Gewalt des Gewichtes zerrissen, auf eine andere Seite geneigt und drohte so, in unsere Nähe zu stürzen; die Sulus, denen wohl der Warnungsruf „paß op“ schon häufig durch die Rufe ihrer pommerischen Unteroffiziere bekannt geworden war, erinnerten sich dieses Mahnwortes und schriehen, als sie ihr geliebtes Oberhaupt in Gefahr sahen uni solo „Ramsay pass op!“ Wir konnten uns in der That gerade nur noch durch ein paar schnelle Seitensprünge aus dem Bereich des stürzenden Baumriesen retten, dessen äußere Zweige gleich darauf die Stelle bedeckten, an der wir kurz vorher gesessen hatten, wir würden also ohne die Warnung unserer sich plattdeutsch äußernden Sulus wahrscheinlich einen ernstlichen Denzettel bekommen haben; „Ramsay paß op“ und „Jung' wo heft de Bottel laten“ blieben lange Zeit stehende Redensarten an der Küste und in Sansibar.

Das Gefecht gegen Gunda.

Von Hermann von Wissmann.

Mehr als 8000 Trägerlasten, darunter Teile des Dampfers für den Nyassa-See, waren vermitteltst aller nur denkbaren Transportmittel von der Küste am Südenende des Sees angelangt.

Ich hatte, nachdem ich den Transport gesichert sah, eine geeignete Werft eingerichtet, übergab einem Teil meiner Expedition den Aufbau des Dampfers, begab mich nach dem Nordostufer des Nyassa, suchte und fand einen für die Station Langenburg geeigneten Küstenplatz mit Hafen, befestigte denselben und teilte abermals mein Expeditionskorps, indem ich zur Besetzung und für den Aufbau der Station einen Teil zurückließ, so daß ich für die weiteren Aufgaben der Expedition nur noch fünf Europäer und achtzig Soldaten übrig behielt.

Der ganze Süden Deutsch-Ostafrikas hatte von unserer Besitzergreifung noch nichts verspürt. Die Häuptlinge der zahlreichen dort befindlichen Stämme waren mit uns noch nicht in Verbindung getreten; vor allem aber war hier im Süden des Tanganyika- und im Norden des Nyassa-Sees noch lebhafter Sklavenhandel im Gange. Diesen hier zu vernichten und die Eingeborenen mit unserer Oberhoheit bekannt zu machen, ich möchte sagen, politisch Ordnung zu schaffen, war nun meine Aufgabe während der Zeit, die der Bau des Dampfers und der Station in Anspruch nehmen würde.

In Etappen marschierte ich vom Nordende des Nyassa längs

der Grenze des Schutzgebietes nach Westen, indem ich während meiner verschiedenen Aufenthalte mit den Eingeborenen verhandelte.

Zwei Tagemärsche nördlich von meiner Straße, unweit der südöstlichen Ecke des Nikwa-Sees, herrschte ein Häuptling Sunda über eine Anzahl gut bewohnter und wohl besetzter Dörfer. Auch ihm hatte ich wegen vieler Klagen, die mir zuzingen, eine Warnung und Einladung zukommen lassen und ihm, da ich hoffte, friedlich mit ihm auszukommen, unsere Flagge zugesandt. Meine Boten hatten aber vor dem übermütigen Häuptling, der die ihm überreichte Flagge in den Kot trat, nur knapp ihr Leben gerettet.

So beschloß ich, Sunda in seinem eigenen Lande unsere Macht zu zeigen, hielt für diese Aufgabe jedoch einen Teil meiner Truppe schon für genügend und sandte, da ich überdies zur Zeit mit einigen größeren Häuptlingen in Unterhandlung stand, einen meiner Offiziere mit vierzig Mann ab, um Sunda mit Güte oder Gewalt zu holen.

Merere, der bekannte große Häuptling der Warori, der früher auch die Wahéhé beherrscht hatte, und der gleichfalls unter den Räubereien des ihm benachbarten Sunda gelitten, verstärkte meine Truppe durch dreihundert, nur mit Gewehren bewaffnete Krieger, sämtlich in rote Turbane und Mäntel gekleidete ruga-ruga, unter der Führung seines ältesten Sohnes, des heutigen Merere, so daß die kleine Strafexpedition doch ein ganz eindrucksvolles, kriegerisches Aussehen gewann.

Dr. Bumiller, der Führer dieser Straftruppe, wurde schon bei seinem Anmarsch in unübersichtlichem Gelände hier und da beschossen. Alle Dörfer, die am Wege lagen, zeigten sich geschlossen und zum Kampfe fertig besetzt. Vor Sundas Hauptdorf angekommen, wurde der Versuch, mit den Eingeborenen Verhandlungen anzuknüpfen, mit Schüssen beantwortet. Dr. Bumiller bezog, fünfhundert Schritt vom Dorfe und etwas höher gelegen, ein Lager, das er noch am ersten Tage mit einem dichten Astverhau umgab.

Da der Weg der Verhandlungen durchaus abgeschnitten war, so versuchte Bumiller gleich am nächsten Tage, das Dorf im Sturm zu nehmen. Er leitete den Angriff durch ein kurzes Gewehrfeuer

ein, das natürlich, da der Feind hinter dichten Pallisaden stand, wirkungslos blieb, und ging dann mit Hurra auf die Pallisaden los. Der Angriff wurde jedoch hart abgeschlagen.

Die Truppe gelangte bis an einen vier Meter tiefen Graben, dessen Böschung steil und dessen Sohle weich und sumpfig war. Auf der anderen Seite zwischen den Pallisaden und dem Grabenrand war nicht Fuß zu fassen; die Pallisaden waren neu und fest gefügt. Jedenfalls befanden sich im Dorfe einige gute Schützen, denn schon beim Anlauf wurden einige Leute von Merere zu Boden gestreckt. Trotz dieser Erfahrungen aber machte Bumiller mit seinen Sudanesen den Versuch, sich mit der Art einen Weg zu bahnen. Mein Fahrenträger, ein Sudanneger, eine Hüne von mehr als sechs Fuß Höhe, eine herkulisch gebaute, kriegerische Erscheinung und ein Mann vor unbestreitbarem Mute, ja von Tollkühnheit, der allerdings auch leicht zum Meutern neigte, im Gefecht aber unübertrefflich war, wurde durch die Stirn geschossen. Ein schwarzer Offizier, ein verwagener und gewandter Sudanese, erhielt einen Schuß in den Mund; die Kugel mußte sich jedoch schon beim Durchgang durch die Pallisaden matt geschlagen haben, sie durchschlug nur die rechte Wange, schlug zwei Zähne des Unterkiefers mit einem Stück des Kiefers heraus und ward nicht mehr gesehen. Der Mann behauptete später, er habe die Kugel verschluckt; jedenfalls fehlte der Ausschuß.

Noch einer meiner Leute fiel; zwei wurden verwundet; auch einige Leute von Merere blieben liegen. Die Pallisaden gaben nicht nach, die Leute konnten sich an dem glatten Hang nicht halten, mußten in den Graben zurückspringen und wurden, als Mereres Leute sich zur vollen Flucht wandten, mitgerissen.

Im Lager sammelten sich die Leute wieder. Aus dem Dorf Sunda ertönte Hohngeschrei, Spottgesänge und das Rühren der großen Kriegstrommel, das von allen Seiten her von anderen Dörfern beantwortet wurde.

Es mußten jetzt, um die Sunda-Leute abzuhalten, das Lager Bumillers von allen Seiten anzugreifen, stärkere Patrouillen aus-

gehen, welche mehrfach auf Trupps des Feindes stießen, die sich bereits auf dem Wege nach dem Lager befanden. Diese wurden überall geworfen und bis zu ihren Dörfern verfolgt, so daß eine Beunruhigung des Lagers bei Tage wenigstens nicht mehr stattfand.

Jetzt erhielt ich, der ich an der Tanganyka-Straße lag, von Bumiller Meldung, das Dorf sei ohne Geschütz nicht zu nehmen, er erbäte dementsprechende Unterstützung. Ich sandte einen Offizier mit dem kleinen Geschütz (6 cm italienisches Berggeschütz) sowie dem maxim gun und einigen Mann Bedeckung ab. Nach Eintreffen dieser Verstärkung versuchte Bumiller, der moralischen Wirkung der Geschütze vertrauend, gegen die scheinbar schwächste Stelle der Befestigung abermals einen Sturm, der ausgiebig von Granaten und von dem Feuer des maxim gun eingeleitet wurde. Auch dieser Angriff wurde aber abgeschlagen, wieder mit Verlust von einigen Soldaten und Merere-Leuten, welche letzteren sich dieses Mal schon schlechter schlugen, bereits vor dem Befestigungsgraben stuzten und zurückprallten.

Die Granaten waren zu klein, um die noch frischen Palisaden aus Palmenstämmen zerstören zu können. Der Feind hatte überdies, wie wir später sahen, höhlenartige Erdeckungen ausgehoben. Offenbar mußte ein Führer im Dorfe sein, der schon an der Küste gegen mich gefochten hatte, und es verstand, den Mut der Eingeborenen aufrecht zu erhalten, denn die Verteidiger benahmen sich auffallend geschickt und schneidig. Zu den Schwierigkeiten der Lage kam noch, daß die Merere-Leute sich zu „verkrümeln“ begannen, teilweise desertierten, teils sich von gefährlicher Arbeit drückten, und daß der Feind durch seine Erfolge so dreist geworden war, daß er nun begann, Bumillers Lager nachts zu beunruhigen.

Bumiller ließ Patrouillen aus je zwei seiner besten Leute mit 10—20 Merere ruga-ruga die ganze Nacht hindurch die in der Nähe gelegenen Dörfer umschwärmen. Trupps der Eingeborenen wurden mehrfach überrascht und mit Verlust zerstreut. Aber Bumiller machte sich doch klar, daß, um Erfolg zu erzielen, vor allem gegen das Hauptdorf Sundas eine bedeutend stärkere Truppe oder

längere Zeit nötig wäre, um ein völliges Einschließen zu ermöglichen und sich an die Befestigung heranzuarbeiten, und so bat er mich, daß ich selbst kommen und mich von der Lage überzeugen möchte. Ich brach sofort auf und marschierte mit dem Rest meiner Leute nach Sundas Dorfe ab.

Als ich mich Bumillers Lager näherte, riefen uns die Sunda-Leute aus dem Dorfe höhrend zu: „Jetzt kommt nun endlich der bwana mkubwa, nun wollen wir sehen, ob er es besser kann. Versuche nur deine Kunst, kitschoa tanu!“ („Fünfkopf!“ einer der mir von den Eingeborenen beigelegten Namen.) Schon diese Zurufe bewiesen, daß die Verteidiger mit der Außenwelt in Verbindung standen und wußten, was bei uns vorging. Später fanden wir Beweise dafür, daß die Sunda-Leute von den uns begleitenden Merere-Leute genaue Nachrichten über unsere Absichten erhielten.

Das Dorf stieß mit etwa dem dritten Teile seiner Umfassung an einen undurchdringlich dichten, grundlos sumpfigen Galerie-Urwald, dessen Boden unter Wasser stand, und der sich längs des Baches stellenweise in ziemlicher Breite ausdehnte und auch anderen feindlichen Dörfern oberhalb unserer Stellung Anlehnung bot. Der Vorteil, den ein solcher Wald, der bis auf wenige Schritte an die Pallisaden des Dorfes heranreicht, dem Angreifer, wie man meinen sollte, bieten müßte, geht durch seine absolute Unpassierbarkeit für Fremde verloren. Die Eingeborenen legen in solchen Sümpfen schmale Knüppeldämme an, meist von zwei neben einander liegenden Baumstämmen gebildet, die im Zickzack sich an einander reihen und fußhoch mit Morast oder Wasser bedeckt nicht zu erkennen sind. Die Eingeborenen finden jedoch vermöge nur ihnen erkennbarer Zeichen an den Bäumen und Lianen den bedeckten Weg.

Eine Unterbrechung der Verbindung des Verteidigers mit außerhalb wäre nur mittels eines breiten Durchhauses durch den Urwald und eines viele Arbeit erfordernden Knüppeldammes zu erreichen gewesen. So beschloß ich, um meiner kleinen Truppe diese unberechenbar langwierige und schwierige Arbeit in dem unübersichtlichen Gelände, mit einem an Zahl weit überlegenen Feinde, zu er-

sparen, zunächst andere Mittel zu versuchen. Auf eine Wiederholung der Versuche, durch einen gewaltsamen Angriff an das Ziel zu gelangen, verzichtete ich; denn die bereits erlittenen Verluste waren für meine schwache Truppe schon recht fühlbare gewesen. Es blieben mir nur noch ungefähr sechzig Mann, unter der Führung von zwei Offizieren und zwei Unteroffizieren, und Mereres Sohn mit noch annähernd zweihundert ruga-ruga, die jedoch in ihrem kriegerischen Feuer so herabgestimmt waren, daß auf sie nur mehr als Statisten zu rechnen war.

Die Sunda-Leute hatten klugerweise die größte Zahl ihrer mit Stroh bedeckten Häuser abgedeckt und nur in der Mitte des Dorfes einige Hütten unter Dach gelassen. Immerhin mußte bei etwas Wind das Aufflammen dieser Hütten ihnen den Aufenthalt in einem Teile des Dorfes unmöglich machen und somit für den Angriff Chancen bieten.

Alle in der Umgegend liegenden Dörfer ließ ich Tag und Nacht beunruhigen, auf allen Plätzen ringsum Hinterhalte legen, ja durch Scheingefechte größerer Patrouillen den Glauben erwecken, als wollte ich demnächst andere Dörfer angreifen. Einen Teil des eigenen Lagers ließ ich als Reduit besonders besetzen, um mit dem größten Teil der Truppe frei operieren zu können, und auf einer dicht beim Lager gelegenen Höhe, von der aus man Sundas Hauptdorf fast einsehen konnte, einen besetzten Posten einrichten und mit 20 Mann besetzen. Von hier aus konnte man über den Urwald hinweg das ganze Gelände weit umher beobachten.

In der nächsten Nacht wollte ich, da schlechtes Wetter und Wind eingetreten waren, versuchen, die vorhin erwähnten Häuser im Dorf anzuzünden, um in der durch das Feuer entstehenden Unordnung die Ballisaden zu übersteigen.

Es wurden alle nur denkbaren Arten von Brandern hergerichtet. Faustgroße Steine wurden mit Bast und Zunder umwickelt und diese Umhüllung mit an beiden Seiten angespitzten Hölzern durchstoßen, so daß das Ganze einem Igel ähnlich sah. Der Zunder wurde mit Petroleum, das ich von der englischen Station an der

Tanganyka-Straße erhalten hatte, getränkt. An einer kurzen Schleife sollte dann dieser Brandigel geschleudert werden. Die Spizhölzer sollten sich in dem Stroh der Dächer festbohren. Die besten Speerwerfer der wenigen Somali, die ich bei mir hatte, *) erhielten Speere, deren Spizzen hinter den Widerhaken mit getränktem Zunder umwickelt waren. Auf dieselbe Weise ließ ich sonst von Bogen abzuschießende Brandpfeile und Brandstöcke herstellen, die aus den großen glattläufigen Gewehren der Merere-Leute — mit geringer Pulververladung — abgefeuert werden sollten. Die Träger der Brander sollten von Schützen begleitet werden, um die Löschversuche der Belagerten zu stören. Da dies alles bei voraussichtlich sehr dunkler Nacht vor sich gehen würde, denn der Himmel blieb bedeckt, verteilte ich an die Schützen mit Schrot geladene Vorderlader, wie sie stets die Lastträger auf meinen Zügen als Waffe trugen.

Noch vor Eintreten der Dunkelheit wurde das Geschütz und das maxim gun nach dem Dorfe eingerichtet. Um Mitternacht kamen die Branderabteilungen unbemerkt bis an den Graben heran. Trozdem man das Anzünden der Brander durch vorgehaltene Decken abblendete, war der Verteidiger doch aufmerksam geworden. Ohne Verluste gelang jedoch das Anzünden der Brander und das Schleudern derselben, aber . . . die Brise setzte in diesem Augenblick aus, und, obwohl die Schützen nach den gedeckten Hütten zu ein lebhaftes Feuer unterhielten, blieb dort alles dunkel. Der Feind hatte schnell die Ballisaden besetzt und beantwortete den mißglückten Brandversuch mit Hohngeschrei. Später nach der Einnahme des Dorfes sahen wir, daß der Feind offenbar von dem ganzen Vorhaben Kenntnis gehabt haben mußte. Überall zeigten sich Wasserkübel aufgestellt, und der größte Teil der noch unter Dach gewesenen Hütten schien gleich nach Einbruch der Dunkelheit abgedeckt worden zu sein. Beschämt, wie das Raubtier nach verfehltem Sprunge auf sein Opfer,

*) Diese Leute sind fast alle wunderbare Speerwerfer. Ein Wettwerfen, das ich zwischen ihnen und Vantu-Regern meiner Expedition abhalten ließ, zeigte deutlich, wieviel höher die Somali auch in dieser Kunst stehen als jene.

zog sich meine Truppe in das Lager zurück. — Ich ließ nun die Besatzung Tag und Nacht beunruhigen. Mit Ablösung lag stets ein Europäer mit dem Gewehr fertig, um auf alles, was sich im Dorfe zeigte, zu feuern. Während früher einzelne Leute des Feindes sich im Innern blicken ließen, um uns Spottworte zuzurufen, lag nun das Dorf wie verlassen.

Ich mußte in erster Linie die Verbindung des Dorfes mit der Außenwelt abschneiden. In der Nacht ließ ich, nur 150 Schritt vom Dorfe, dicht am Rande des Waldes, einen Schützenstand für fünfzehn Mann ausheben, um am nächsten Tage, denn bei Nacht war diese Arbeit unausführbar, von da aus durch den Sumpf einen Damm zu legen, dessen entgegengesetztes Ende am Rande des Waldes ebenfalls befestigt werden sollte. Vom Damm aus beabsichtigte ich, möglichst während der Dunkelheit und zuletzt hinter beweglichen Deckungen so dicht als thunlich an das Dorf heran und zuletzt in das Dorf selbst zu gelangen. In dem erwähnten Schützenstand lag stets ein Europäer schußbereit, so daß auf diese nahe Entfernung auf das kleinste Ziel geschossen werden konnte. Zweimal schien es, daß Leute des Feindes, die auf Leute meiner Truppe geschossen und sich dabei gezeigt hatten, getroffen worden waren.

Das Benehmen unseres Gegners änderte sich von jetzt an in auffallender Weise. Höhnische Anrufe, ja Spottlieder, die bisher ein Zeichen seines Selbstvertrauens gewesen waren, verstummten ganz.

Am nächsten Morgen begann die Arbeit im Sumpfwald. Nur ein Schuß war von dem bereit liegenden Offizier gefallen, und sofort waren Klagerufe und große Unruhe im Dorfe vernehmbar. Als eben wieder mit der Arbeit begonnen worden war, kam die Besatzung meines Beobachtungspostens von der Höhe hinter meinem Lager in fliegendem Lauf herabgerannt und rief uns schon von weitem zu, das Dorf würde vom Feinde verlassen. Man habe schon jenseits des Waldstreifens Krieger in voller Flucht gesehen.

Ich ließ nun sofort zum Angriff blasen, und in Trupps, wie gerade die Leute zusammen zu raffen waren, liefen wir an das Dorf heran, halfen uns gegenseitig über den Graben und über die Palli-

saben und fanden in der That das Dorf verlassen. Eilig sandte ich Trupps von Merere-Leuten, von je fünf Mann meiner Truppe geführt, zur Verfolgung aus, sowie zur Beobachtung der anderen Dörfer. Nach einigen Stunden kamen die Patrouillen zurück; sie hatten nur noch den flüchtenden Feind verfolgen können und alle Dörfer verlassen gefunden. Alle brachten Herden von Groß- und Kleinvieh mit.

Es bestätigte sich später, daß der am frühen Morgen von meinem Offizier erschossene Mann der Führer einer Wanderoboschar*) gewesen war, der offenbar den zähen Widerstand geleitet hatte, der mit seinem Tode aufhörte.

Große Massen von Getreide, im Dorfe angebundenes Vieh und aufgestapeltes Viehfutter zeigten, daß sich die Sunda-Leute auf eine zähe Verteidigung gefaßt gemacht hatten. Das Dorf war in einer für Neger bewunderungswürdigen Art besetzt. Die starken Pallisaden waren tief eingegraben und gestützt. An der Krone derselben waren spitze Hölzer und Dornenbündel angebracht. Der Graben schloß sich auf beiden Seiten an Sumpfland an und war, da er tiefer als das Niveau des Sumpfes lag, auf seiner Sohle tief morastig, außerdem aber noch in den letzten Tagen überall, wo man hätte Fuß fassen können, mit eingegrabenen Dornenbüschen dicht besetzt. Überall standen Löschvorrichtungen bereit und waren Erddeckungen aufworfen, ja sogar solche, die von oben her Deckung boten. Der Pulverraum war ein fester Keller. Rückwärts im Urwald fanden wir hoch in einem Baume eine Kanzel, von der aus man unser Lager einsehen konnte.

Die Beute an Vieh war reichlich. Ich gab ein Drittel der Beute an Mereres Sohn und nahm die übrige später mit nach Langenburg, als einen guten Anfangs-Viehbestand für die junge Station.

Unser endlicher Erfolg wurde durch reiche Fleisch- und Korn-

*) Wanderobogesellschaften durchziehen als Elefantenjäger Ostafrika und stehen im Rufe guter Schützen.

vertheilungen und stundenlange Kriegstänze der Merere-Leute gefeiert. Diese erhitzen sich im Tanze so sehr, daß sie sich zuletzt für die Haupthelden des Tages hielten und nicht müde wurden, ihre Thaten zu preisen. Mit etwas spöttischem Selbstbewußtsein sahen sich meine Soldaten die nachträglichen Heldenthaten der Tanzenden mit an.

Als sich einen Monat später Sunda unterwarf und um die Flagge bat, wurde ihm ausdrücklich mitgeteilt, daß wir auf weitere ihm in Aussicht gestellte Strafzahlungen verzichteten, weil sich seine Leute so gut geschlagen hätten, und daß wir hofften, aus so tüchtigen Feinden verläßliche Freunde werden zu sehen. Sunda erhielt sogar einige Geschenke, die in Afrika stets eine eindringliche Sprache reden.

Sundas Macht, sein Reichthum war besonders in der geographischen Lage seiner Dörfer begründet. Viele Elefantentadaver wurden alljährlich beim Abbrennen der Schilf-Dschungeln des Kitwa-Sumpfes (denn einen See kann man diesen kaum nennen) gefunden und lieferten jährlich eine gute Elfenbein-Ausbeute. Es scheint, daß von den Eingeborenen krank geschossene oder überhaupt kranke Elefanten von weit im Umkreis her sich in diese durchaus unwegsamen Schilfwildnisse zurückziehen, um dort ungestört einzugehen.

Infolge der den Eingeborenen durch dieses Gefecht erteilten Lehre und der bald darauf folgenden Bestrafung der Sklaven jagenden Wawemba, sowie durch die gut gelegene und stark befestigte Station Langenburg und nicht zum wenigsten durch den den Nyassa-See beherrschenden Dampfer war unser Ansehen im Süden Deutsch-Ostafrikas in kurzer Zeit derart begründet, daß dem Gouvernement fortan und bis heute hier keinerlei ernste Schwierigkeiten mehr erwachsen.

Leider wurde meinem Wunsche, die Expedition des damaligen Gouverneurs gegen die Wahéhé, zur Strafe für die Vernichtung der Zelenkischen Expedition vom Nyassa aus, mit vielen Tausenden mir hier zur Verfügung stehender Krieger zu unterstützen, nicht entsprochen. Sind auch Hülfsstruppen, wie sie mir von den dortigen

großen Stämmen in großer Anzahl zu Gebote standen, zum eigentlich entscheidenden Angriff nicht viel wert, so sind sie gerade für den Teil des Gefechtes, der den Gegner am meisten schädigt, zur Verfolgung, weit besser verwendbar als unsere regulären Truppen, und abgesehen von diesem Vorteil bringt uns die Eingeborenen nichts näher als Waffenbrüderschaft gegen einen gemeinsamen Feind. Die Erfüllung meines Wunsches hätte, davon bin ich überzeugt, nicht allein die Wahéhé viel nachhaltiger niedergeworfen, sondern auch mit den drei größten Stämmen der Eingeborenen im Süden des Schutzgebietes, den Warori, Wakwangwara und Wakonde, schneller ein vertrauliches Verhältnis angebahnt.

Ein interessanter ostafrikanischer Küstenmarsch.

Erinnerungen aus meinem Tagebuche.

Von Konrad Weidmann.

Im Spätjahr 1889 war der nördliche Teil der deutsch-ostafrikanischen Küste vollständig in der Gewalt der Schutztruppe und es wurde durch die, von derselben gegründeten und ausgebauten Militärstationen in den Orten Tanga, Pangani, Mquadia, Saadani, Bagamoyo, Buseni und Dar es Salaam die Ordnung aufrecht-erhalten. Der Umstand, daß Reichskommissar Wisßmann mit einer großen Truppenabteilung ins Innere abmarschierte, um die Karawanenstraße bis Mpuapua, 400 Kilometer von der Küste, zu säubern und für den Verkehr frei zu machen, hatte eine Entblößung der Küstenbesatzung nötig gemacht und es wurde deshalb der stellvertretende Kommissar, Freiherr von Gravenreuth, von den Suaheli-leuten: „ile simba ya mrima“, „der Löwe der Küste“, genannt, beauftragt, sich mit einer Kompagnie der Schutztruppe an den Küsten-orten zu zeigen um eventuelle Auflehnungsgelüste Unzufriedener im Keime zu ersticken, zugleich aber auch, um die Gemeindevältesten, denen die Verwaltung und niedere Gerichtsbarkeit oblag, an ihre Pflicht zu erinnern und sie zu unterstützen. Diese Ältesten waren in patriarchalischem Sinne regierende, teils aus dem früheren Dienste des Sultans von Sansibar übernommene, teils vom Reichskommissar ernannte Beamte, in den wichtigeren Hafenplätzen Araber-Scheiks

mit dem Titel eines Wali (Bürgermeister) gewöhnlich unterstützt durch einen Kati (Richter). An den untergeordneteren Plätzen waren es Suaheli-Zumben d. h. Dorfälteste, die gewöhnlich den angesehensten Familien von Mischlingen oder auch reinen Negern entstammten.

Die Küstenbevölkerung besteht aus den Suaheli, dort Mrima-leute genannt, als der arbeitenden niederen Klasse, obschon auch ausnahmsweise Schamben (Landgut)-Besitzer dazu zählen, sowie indischen und arabischen Kaufleuten, Händlern und Grundbesitzern. Als ein fremdes Element sitzen Goanesen und Orientale (Griechen, Syrier, Perser und Ägypter) vereinzelt dazwischen, namentlich dort wo europäische Niederlassungen sind. Sie sind die Wirte, Handwerker, Kaufmannsgehülften, Köche und Diener der Weißen und zum Teil bis zu gewissem Grade gebildet, ja in Bezug auf die Beherrschung von Sprachen in der Regel hervorragend begabt; gibt es doch unter ihnen Leute die arabisch, kutscherati, suaheli und englisch sprechen und außerdem verschiedene Idiome der Negervölker aus dem Innern.

Im Mai und Juni 1889 hatte ich die Erstürmung, Eroberung und Besitzergreifung der Küstenplätze mitgemacht und nahm mit Freuden eine Einladung Gravenreuths an, ihn auf einer Inspektionsreise von Muoa, dem nördlichsten größeren Dorfe unserer Kolonie, bis Pangani — eine Gesamtstrecke von etwa 100 Kilometern — zu begleiten. Des unwegsamen schwierigen Terrains wegen wurde beschlossen, den Marsch ohne Reittiere, ganz zu Fuß, zurückzulegen, eine Aussicht, die für mich zwar keineswegs eine rosige war, da Gravenreuth ein rüstiger, zäher Fußgänger und beinahe zwanzig Jahre jünger als ich, die mich aber dennoch nicht abhielt, mich in aller Eile für die Expedition auszurüsten. Nachdem die wasserdichten Blechkoffer gepackt, die aus zwei Hundsäcken und einem grauen Papagei bestehende Privatmenagerie zu treuen Händen einem Freunde übergeben war, dampfte ich mit meinem Boy Nubi von Bagomoyo nach Sansibar, von wo die „Neera“ am 15. September mit der Expedition in See ging. Außer Gravenreuth begleiteten Leutnant

von Medem und zwei deutsche Unteroffiziere die aus 100 Mann bestehende Sudanesenkompanie. Die Fahrt ging in nordwestlicher Richtung direkt nach Tanga, das wir nach achtfündiger Fahrt erreichten. Gegen Abend ließen Gravenreuth und ich uns an Land rudern und verlebten im Stationshause einige angenehme Stunden, während welcher es dem damaligen Chef der Station, Hauptmann Krenzler gelang, von Gravenreuth die Erlaubnis zu erwirken, am folgenden Tage mit einer Abteilung seiner Askari (Soldaten) mit uns den Dampfer bis nach Muoa benutzen zu dürfen. Früh um 6 Uhr langte er denn auch schon mit seinen Kriegern bei uns an und wir waren nun mit 200 Mann an Bord. Das Schiff war groß und geräumig. Ich muß des ganz besonderen Umstandes hier erwähnen, daß es: erstens, jener Dampfer war, an dessen Bord Dskar Borchert vor Lamu durch die Engländer vergewaltigt worden war, zweitens, daß es ein englisches Schiff war, das vom deutschen Reichskommissariat gechartert und von einem italienischen Kapitän geführt wurde, gewiß ein sonderbares Zusammentreffen. — Ein herrlicher Morgen war angebrochen; der frische Seewind forderte förmlich den Appetit heraus. Ich wollte um acht Uhr mein gewöhnliches Frühstück, eine Tasse Kakao mit Zwieback, zu mir nehmen, sah mich aber umsonst nach meinem Diener Nubi um. An seiner Stelle erbat sich der hübsche Wasili, der Boy Gravenreuths, mich zu bedienen. Es war mir schon am Abend vorher aufgefallen, daß Nubi, der sonst neugierig wie ein Affe war, mich nicht nach Tanga begleiten wollte, und an Bord blieb unter dem Vorwand, er müsse waschen. Nun waren wir aber erst drei Tage unterwegs und mein Wäschevorrat für vierzehn Tage berechnet, es mußte also etwas anderes dahinter stecken. Ich sollte auch nicht allzulange auf des Rätsels Lösung warten, denn kaum hatte ich mich auf der Campagna, dem schönen Oberdeck des Dampfers, zum Frühstück niedergelassen, so hörte ich von Mitschiff her einen Heidenlärm, aus welchem bwana Krenzlers Stimme durchdringend hervortönte. Im schönsten württembergischen Dialekt kam's heraus: „So, du Lausbub, du dummer, da

bischt aber schee nei' g'falle, du Lump, jetzt hab' i di! Bei wem bischt denn jetzt, du Lausbub?"

Im selben Moment kaufte mein Boy Nubi hilfeschend durch die Reihen der erstaunten Soldaten hindurch nach dem Oberdeck zu mir und bat mich flehentlich, ihn doch vor dem „bwana mkali sana“ dem „sehr bösen Herrn“ zu schützen. In großer Aufregung kam Krenzler hinter ihm her und sagte: „Lieber bwana Weidenhammer, es thut mir leid, Ihnen Unangenehmes zufügen zu müssen, aber Ihren Boy muß ich ein paar Wochen einspinnen.“ — „Wenn Sie ein Recht dazu haben, bwana Krenzler, dann thun Sie es immer, aber bitte erst nach Ablauf meiner Reise, ich kann den Boy nicht entbehren und werde Ihnen denselben von Bagamoyo aus einliefern,“ erwiderte ich. Das Urteil Gravenreuth's, daß Nubi 25 Hiebe haben, im übrigen aber bei mir bleiben sollte, endete unsere Differenzen. Die Mißthat Nubi's bestand darin, daß er vor etwa drei Monaten in Sansibar im Hotel bei Chef Krenzler als Boy eingetreten war, sich bei dessen Abreise nach Tanga jedoch durch die Flucht dem ferneren Dienste entzogen hatte. Er hatte nämlich durch andere Boys gehört, daß Krenzler ein „bwana mbaja sana“ ein „böser Herr“ sei, bei dem es viele Senge gäbe, und so verduftete er ins Negerviertel Gambo, aus dem man noch nie, auch nicht mit Hilfe des Generals Matthews, des Sultans Polizeiminister, einen flüchtigen Boy herausgefunden hat. Krenzlers Erscheinen an Bord hatte Nubi, der deshalb, um nicht mit dem Gefürchteten zusammenzustoßen, bereits den Besuch des schönen Tanga aufgegeben, in Angst versetzt, ein unglücklicher Moment hatte aber nun doch das Wiedersehen herbeigeführt. — Es sei hier vorweg berichtet, daß Nubi beim Abendappell in Muoa seine 25 Hiebe richtig und prompt ausgezahlt bekam; er schrie fürchterlich, war aber um 10 Uhr abends, als er mein Nachtlager zurecht gemacht hatte, doch schon wieder soweit mobil, daß er mir durch Wasili, der deutsch verstand, sagen lassen konnte: „Es hätte zwar recht wehe gethan und schmerzte auch noch immer, aber er sei doch recht froh, mit einmal 25 davongekommen zu sein, denn wenn er bei Krenzler im Dienst

wäre, bekäme er wahrscheinlich jeden Tag so viel.“ Die Rechnung mochte wohl stimmen, denn Krenzler war, wohl durch klimatische Einflüsse (er war damals schon im dritten Jahre draußen) in stets reizbarer Stimmung und oft zu Zähzorn geneigt, im übrigen jedoch einer der vorzüglichsten Offiziere, wie der Zustand der Stadt Tanga in jeder Hinsicht bewies.

In Muoa kamen wir um die Mittagszeit an und benutzten den Nachmittag, um mit dem Dumbo das Schauri zu machen (Termin zu halten) und uns auf die Marschtage vorzubereiten. Muoa ist als Fabrikationsort der schönsten, aus Palmblättern geflochtenen Matten, und seiner großen Kokospflanzungen wegen berühmt. Für mich hat der Ort einen häßlichen Beigeschmack, weil ich wegen der schlechten Luft seiner Wohnungen in keinem Hause schlafen mochte, und die Nacht im Freien auf einer Kitanda (Negerbettstelle) zubrachte. Hier quälten mich die Moskitos, trotzdem ich eine Kette von Zigarren und Pfeifchen rauchte, derartig, daß mein Kopf am anderen Morgen mehr einem Kürbis als einem Menschenhaupte gleich, so gleichmäßig dick war er angeschwollen.

Chef Krenzler zog nun mit seiner Soldateska buschwärts; er beabsichtigte, durch seinen Bezirk zu streifen und am dritten Tage mit uns in Tanga wieder zusammenzutreffen.

Groß war die Freude Nubis, als er den grimmen Feind an der Spitze der Krieger im Dunkel der Palmen verschwinden sah. Die straffe deutsche Justiz hatte übrigens doch an ihm Wunder gewirkt und es ist eigentlich unrecht, daß ich, und nicht Krenzler, den Nutzen davon hatte; aber es geht ja häufig so im Leben, und ich denke, Krenzler hat dadurch nichts entbehrt.

Wir traten um 8 Uhr unseren Marsch an, der nun immer in südlicher Richtung, dem indischen Ocean folgend, durch jene teils herrlichen teils abscheulichen Uferscenerien führte, die der ostafrikanischen korallinischen Küste eigen sind. Bald hohe Steilufer, kaum zu überwindendes Chaos von Felsen, dazwischen tiefe, durch Hochwasser eingerissene Schluchten, dann meilenweites flaches, sandiges Ufer, Lagunen, Mangrovenwälder, Wasserläufe und sonstige, dem

Wanderer recht unangenehme Hindernisse. — Die Gegend von Tanga ist sehr fruchtbar; wir passierten einige Niederlassungen von Arabern, die sich in durchaus gutem Kulturzustande befanden. Es wird hier namentlich dem Anbau der Kokospalme viel Aufmerksamkeit gewidmet. Leider kann man überall an der Küste und wohl vielmehr noch im Innern, die Beobachtung machen, daß alle Kulturen, welche intensivere Bearbeitung erheischen, wie Kaffee, Tabak, Kakao u. s. w. wenig entwickelt sind — trotz ihrer zehnfach lohnenden Ernten —, weil der ostafrikanische Neger jeder systematischen, energischen und andauernden Arbeit abhold ist und sich nur ungern zur Plantagenarbeit bequemt.

Der Marsch war äußerst anstrengend, denn mehrfach hatten wir jene obengenannten Hindernisse zu überwinden. Tiefe Schluchten, deren steile Wände zum Überfluß mit einer überreichen Vegetation versehen waren, durch welche unsere Soldaten mit Beil und Säbel schmale Pfade schlagen mußten, hinderten das Vorwärtskommen, Luftwurzeln und Schlinggewächse, baumhohe Farren und allerlei andere, teilweise stachelige Pflanzen, sorgten dafür, daß uns die turnerische Gelenkigkeit nicht abhanden kam und auch dafür, daß die edlen goanesischen Schneidermeister auf ihre Rechnung kamen, denn das dünne Leinenzeug konnte solchen Angriffen nur schlecht widerstehen. Doch kamen auch angenehme Momente, und wenn der Abstieg vom hohen Ufer zum Strande gelungen war, konnte man häufig eine lange Strecke auf dem festen feuchten Sande, wie auf einem Asphalttrottoir der Großstadt, ohne jedes Hindernis fortschreiten. Diese Perioden des Marsches nahm jedoch unser Kommandant in vollstem Maße wahr und wir mußten dann immer möglichst rasch die Verzögerungen wieder einholen. Näherten wir uns einer Schamba oder einem Wohnplatz der Eingeborenen, so wurden wir stets feierlich empfangen, auch wohl mit Geschenken bedacht und herrliche Früchte, Palmwein oder Hirsibir (pombe) sorgten für unsere Erfrischung. Es war von Muoa aus eine Patrouille gleich nach unserer Ankunft abmarschirt, welche unser Eintreffen ansagte, so daß die Leute überall 24 Stunden vorher über unser Eintreffen unterrichtet waren und

sich vorbereiten konnten. Das Schauri mit den Yumben dauerte gewöhnlich nicht allzulange, denn Gravenreuth, der den Wortschwall der Neger kannte, ließ sich nicht auf allzulange Verhandlungen ein, sondern dekretierte kurz und bündig, traf auch meist das Richtige und so schieden wir überall von den Orten als Freunde, begleitet von einer Schaar der Eingeborenen, für die unser Besuch ein Festtag war. Es handelte sich bei diesen Schauris hauptsächlich darum, zu erfahren, ob von den Rebellen, Anhängern Bushiris und bwana heris, sich Spuren gezeigt hätten, ob heimlich Karawanen mit Elfenbein und Sklaven an die Küste zu kommen versuchten, ob von See-seite her verdächtige Landungen von Rebellen, Waffen und Pulver stattfänden u. s. w. Bitten und Wünsche der Eingeborenen wurden möglichst sofort erfüllt oder Erfüllung zugesagt, wo solches in unserer Macht lag.

Am Nachmittag bereitete uns eine breite Bucht ein unerwartetes Hinderniß; es war Flutzeit und das Wasser wohl eine deutsche Meile breit. Unsere Patrouille hatte an allen zu passierenden Gewässern die zum Übersetzen nötigen Fahrzeuge requiriert und so waren denn auch die zu dieser Überfahrt bestellten Boote zur Stelle. Leider waren jedoch die armen Neger nur im Besitze von Kanoes, Einbäumen, und es blieb uns nichts anderes übrig, als uns diesen schwankenden Dingen anzuvertrauen. Da dieselben alle nur klein waren und eine andere Sitzgelegenheit als den Boden nicht boten, machten Gravenreuth und ich mit den beiden Boys es uns bequem und hockten uns im ersten besten Kanoë nieder.

Die beiden Ruderer handhabten ihre Paddeln sehr geschickt und das Fahrzeug flog trotz der Last seiner sechs Insassen wie ein Pfeil davon, allerdings nicht, ohne etwas Seewasser überzunehmen, welches schließlich vollkommen genügte, um wohl ein Sitzbad nach Kneipp'scher Methode zu ersetzen. Da die Überfahrt der ganzen Truppe 2—3 Stunden in Anspruch nehmen konnte, ergänzten wir, die zuerst am jenseitigen Ufer angekommen waren, unser Teilbad durch ein vollständiges und legten uns dann unter schattigen Mangobäumen zur Ruhe. Nachdem die Kolonne ohne jeden Unfall den Wasserarm

durchquert hatte, wurde weiter marschiert bis zum Dorfe Ruale, das an einem Flüsschen liegt und eine primitive Schiffsbaustelle aufwies, auf welcher richtige Daus, Segelschiffe für Oceanfahrt, gebaut wurden. Die Bewohner, meist aus „fundi“, Handwerkern, bestehend, begrüßten uns lebhaft, setzten uns aber durch ihre an Zudringlichkeit grenzenden Freundlichkeiten sehr zu. Wir hatten kaum unser Lager auf dem Dorfplatz aufgeschlagen, als auch schon der Yumbe mit einer Abordnung der Bootsbauer ankam, um gegen die Bewohner eines weiter oben am Flusse liegenden Dorfes Klage zu führen, die fortwährend aus dem Busche und Mangrovenwald die besten Hölzer stahlen und dadurch die Schiffbauer um das beste Material brachten. Es wurde ihnen Hilfe zugesagt und sofort ein „Sheria“, Gesetz erlassen, welches das Fällen von Bäumen ohne Erlaubnis der zuständigen Behörde verbot. Dieser Akt der Gerechtigkeit entflamte die Freude der biederen Leute derart, daß sie uns um 8 Uhr noch einen fetten Hammel schenkten, sich selbst aber derart mit Hirsebier die Nase begossen, daß wir der veranstalteten „Ngoma“, dem Tanze auf dem Dorfplatz, um 11 Uhr ein gewalttames Ende bereiten mußten; der Freudentaumel hatte das ganze Dorf erfaßt und Alt und Jung beiderlei Geschlechts lärmte und tanzte in ausgelassener Luft.

Als um 3 Uhr der Mond aufging, litt es Gravenreuth nicht länger im Lager und da auch ich munter war, ließen wir einige Leute wecken, die als gute „baharia“ Bootsleute bekannt waren und rüsteten uns zur Fahrt durch die Lagunen nach Tanga. Unsere zwei Ruderer arbeiteten prächtig in raschem Tempo, zu dem der dritte der zugleich mit seinem Ruder steuerte, mit leisem Gesänge anfeuerte. Bald war der Fluß durchquert und wir sahen uns einem dichten Wald gegenüber, der wie eine dunkle Wand jedes Weiterkommen, nach unserer Ansicht, hinderte. Nur ein Eingeweihter konnte in denselben die schmale Lücke entdecken, die, kaum drei Meter breit, kanalartig in das Chaos der Mangroven und anderer Bäume hineinführte. Wie in einem Tunnel fuhren wir fast eine Stunde lang in dämmerigem Lichte dahin, nur selten gelang es den Strahlen des Mondes, durch das Dickicht der Baumkronen bis zum Wasser-

Spiegel zu gelangen. Die Ruderer hatten Mühe, in der engen Wasserstraße ohne Havarien weiterzukommen. — Endlich erweiterte sich diese etwas, und eben jetzt meldeten sich die Vorboten des nahenden Tages. Hinzufügen möchte ich hier noch, daß diese Rauffahrt ein ziemlich kaltes Vergnügen war; die Zweige der Bäume, die bis dicht über dem Boote hingen, überschütteten uns bei der leisesten Berührung mit eisig kalten Thautropfen, überhaupt dürfte die Temperatur kaum über 6° C. gewesen sein, ein Zustand, der natürlich mit Sonnenaufgang sich rapid änderte, denn schon um 9 Uhr morgens ist an der Küste eine Temperatur von über 20° etwas Tagtägliches.

Als die kurze Morgendämmerung anfang, bedeuteten wir unsere Leute, recht ruhig zu sein; daß der Tagesanbruch manches Neue für uns bringen würde, sahen wir voraus, das was wir jedoch zu sehen und zu hören bekamen, übertraf alle Erwartungen. Kaum mochten, uns im Busche nicht sichtbar, die ersten Strahlen der Sonne über dem indischen Ozean den Horizont erhellen, als fremdartige Laute ertönten; die Weck- und Lockrufe einer uns fremden Vogelwelt; in langgezogenen Tönen oder kurz abstoßend, ähnlich denen unserer Wasservögel. Ab und zu hörten wir Wildenten und Taucher, aufgeschreckt durch den Ruderschlag, kreischend in wilder Flucht das Wasser peitschen, vor uns tauchten unbekannte Wasservögel auf, um schleunigst in den weitverzweigten Armen der Lagune zu verschwinden; mit langsamem Flügelschlag zogen Reiher und Störche über uns hinweg und Scharen von Webervögeln und Papageien erfüllten die Luft mit durchdringendem Geschrei. Unser Fahrwasser nahm an Breite zu und das rechtseitige Ufer nahm den Charakter des Festlandes an. Mehrfach hatten wir nun auch Gelegenheit, unsere dickhäutigen Bekannten vom Kingani, die Nilpferde, bei der Morgentoilette zu überraschen, doch verhielten sich diese nicht nur passiv, sondern verschwanden meistens schleunigst im Busch, so daß wir nur noch das Knicken von Ästen und Zweigen hörten und die Schneisen im Busche sehen konnten, die sie auf der Flucht zurückließen.

Nachdem der Tag angebrochen war, nahmen wir unsere Gewehre zur Hand um einige Beute für den Mittagstisch zu sammeln. Mehrere Strandläufer und Wildtauben, die dort sehr zahlreich sind, wurden erlegt und durch unsere Boys herangebracht, wobei der meinige einmal bis unter die Arme in den Schlamm geriet und nur mit großer Lebensgefahr durch Wasili gerettet werden konnte. Die Herrlichkeit des Pflanzenwuchses in der Nähe von Tanga ist überwältigend. Tamarinden und Wollbäume, Borassus-, Stuhl- und Kokospalmen ragen zu kolossaler Höhe empor und ein fast un- durchbringliches Untergehölz, Lianen, Farren, Mimosen vervollständigen das Bild eines üppigen, durch unbezähmte Naturkräfte hervorgezauberten Waldes.

Gegen 10 Uhr erreichten wir das schöne, an einer großen Bucht gelegene Tanga, wo, etwa 30 Meter über dem Meere, auf steilem Uferrand, die von v. Zelenowsky entworfene, von Krenzler erbaute „Boma“-Festung sich stolz erhebt. Nachdem unsere wackeren baharia reichlich belohnt waren, stiegen wir mit der Jagdbeute zur Station hinauf, und richteten uns dort häuslich ein; Nubis Furcht vor Krenzler beschwichtigte ich dadurch, daß ich ihm erlaubte, in einem anderen Hause zu wohnen. Den Nachmittag benutzte ich, während Grabenreuth dienstliche Berichte abfaßte, mir Tanga gründlich anzusehen und war über die Fortschritte und die Entwicklung des Ortes wirklich überrascht. Als wir die Stadt am 14. Juli besetzten, hatte sie allerdings unter den kriegerischen Ereignissen gelitten, die Einwohner waren teilweise geflohen und der Ort machte einen vernachlässigten, unordentlichen Eindruck. Heute waren die Straßen rein gesegt, die Kaufläden der Indier geöffnet und voll von Waren, der Marktplatz mit Verkäufern und Käufern belebt, die ruhig ihren Handel vollzogen; alle Leute, denen man begegnete, grüßten ehrerbietig mit dem Suaheligruß: „Yambo bwana mkubwa“ oder arabisch: „Salâam, salâam aleikum!“ Die zwischen ihren Körben mit Maniof, Kopro und anderen Nahrungsmitteln hochenden Händler erhoben sich und legten zum Zeichen ihrer Ehrfurcht die Hand an die Stirn, kurzum, es war Zug in die ganze Gesellschaft gebracht

und zwar nicht, wie mir der alte Wali (Muhammed Rhambai hieß er, wenn ich nicht irre) versicherte, auf gewaltsame Weise, sondern auf ruhigem Wege. Chef Krenzler, so sagte der Wali, ist zwar ein sehr strenger, aber ein gerechter Herr, und die anfängliche Furcht vor ihm verwandelt sich bei dem Volke jetzt in Vertrauen.

Es fehlte natürlich bei der schlechten Erziehung der Neger während der Sultanswirtschaft und während der Zeiten der Aufreizung durch Bushiri nicht an vielen verkommenen Subjekten, gegen die nun, wenn sie rückfällig wurden, Energie das einzige Hilfsmittel war; Krenzler hat sie, wo es nötig war, ausgeübt, und dadurch wahrscheinlich mit den Grund gelegt zu dem kräftigen Aufblühen des Ortes.

Gegen Abend kamen unsere Soldaten an; von Jedem hatte unterwegs verschiedene Schauri gemacht und, wie nicht anders zu erwarten, alles in Ordnung gefunden. Während die Kompanie im Hofe der Boma hawackte, bezogen wir Europäer die Wohnräume der Station und traten am anderen Morgen unseren Weitermarsch an, nicht ohne in aller Frühe noch zu Pferde einen Ausflug nach den Tropfsteinhöhlen am Siggifluß gemacht zu haben. Das Marschziel war eines der größten Dörfer an der Küste, Tangata, das von verhältnismäßig vielen Arabern und Indiern bewohnt wird. Die Gegend südlich von Tanga gehört zu den fruchtbarsten der Küste und steht unter guter Kultur: Palmen-, Mango- und Bananenhaine, ausgedehnte Maniok- und Erdnußfelder, Anlagen von Ananas und anderen Fruchtarten wechseln in bunter Reihe ab und die Wohnungen der Besitzer, meist Araber, zeugen von einem gewissen Wohlstand, der sich auch in der Aufnahme bewährte, die wir überall fanden. Nach anstrengendem Marsche erreichten wir um 5 Uhr nachmittags die Bucht von Tangata, ein Wasser, das eine halbe Meile breit ist. Leider hatten unsere Führer die Fährte verloren und so gerieten wir an eine unrichtige, nicht zur Überfahrt geeignete Stelle, so daß wir in einem Eilmarsch von beinahe einer halben Stunde, durch den Busch ziehen mußten, um an die richtige Stelle zu kommen. Gravenreuth war durch dieses Mißgeschick in böse Stimmung ver-

setzt worden und der Schmeichelname „nguruwe“, der eine Übersetzung jenes Namens ist, den der Züchter Szupan im „Zigeunerbaron“ seinen Lieblingstierchen den „Schweinen“ giebt, floß in allen Tonarten von seinen Lippen. Als wir den Fährplatz erreicht hatten, fanden wir so viele gute Boote vor, daß das Übersetzen der ganzen Truppe sofort beginnen konnte, „ile simba ja mrima“ hatte sich denn auch bald beruhigt und wir bestiegen ein anständiges Fahrzeug, das unter dem Gesang des Steuermannes: „haja, haja, wuta mbele!“ („vorwärts, vorwärts, rudert vorne“), welchen die Ruderer in streng innegehaltenem Takte wiederholten, schnell vorwärts kam. Mitten in der Bucht hörte ich plötzlich hinter mir einen Heidenlärm; Gravenreuth hatte sich in aller Stille ausgezogen und war mit Hechtsprung über Bord gegangen, um in der salzigen Flut ein frisches Bad zu nehmen, die Ruderer waren darüber so erschrocken, daß sie erst Lärm machten als der Baron schon eine nette Strecke weggeschwommen war. Nun aber schrieten sie fortwährend: „ile papa, ile papa.“ Der Hai, der Hai! In fliegender Hast erzählten sie, daß es hier viele Haie gäbe und erst vor einigen Tagen ein Mann verschwunden sei, den die Haie beim Baden erfaßt hätten. Eine solche Aussicht konnte nun auch meinen tapferen Freund nicht reizen und mit kräftigen Zügen langte er denn auch rasch wieder beim Boote an. Es war auch die höchste Zeit gewesen, denn von verschiedenen Booten in unserer Nähe hörten wir die Rufe: „ile papa, ile papa!“ es hatten sich also wirklich Haie gezeigt.

Kaum hatte der „Löwe der Küste“ seinem äußeren Menschen wieder die nötige Würde gegeben, als eben die Lichter von Tangata auftauchten. Wir wurden am Landungsplätze von einer großen Menschenmenge empfangen, in deren Vordergrund der Wali mit den Vornehmen in feierlichem Anzuge standen. Mit tiefer Verehrung und über der Brust gekreuzten Armen empfingen uns die Araber, während Indier und Suaheliseute die Hand an die Stirn legten und ihr: „Yambo sâana, bwana baroni, yambo sâana sâana bwana mkubwa“ her sagten, was etwa heißt: „Guten Tag Herr Baron, sehr guten Tag großer Herr!“

Wir wurden auf den Dorfplatz vor das Haus des Wali geführt, wo der ganze Platz mit Kokosmatten belegt war und die für uns bestimmten Geschenke bereit standen. Man hatte uns mit einem guten Hammel, zwei Ziegen, Hühnern, Eiern, frischem Honig, Milch und einer Menge von Früchten bedacht. Unsere Köche machten sich auch sofort ans Schlachten und Braten. Wir zogen uns, nachdem unser Zelt errichtet war, kurze Zeit zurück, um uns der festlich gepuzten Araber würdig zu zeigen und uns in reiner Gewandung zu präsentieren; dann wurden die Würdenträger zum Schauri entboten, das in der angenehmsten Weise verlief. Der alte Wali, ein in seiner äußeren Erscheinung vornehmer, weißbärtiger Araberscheikh Namens Abdul Hussein, führte für die übrigen das Wort und bestätigte, daß sowohl seine Freunde im Orte als auch die vornehmeren Besitzer aus der Umgebung, die mit erschienen waren, den Einrichtungen der Deutschen ihr volles Einverständnis entgegenbrächten und sich bemühen wollten, die gute Freundschaft aufrecht zu erhalten. Zum Schluß wurden einige Diebe vorgeführt und abgeurteilt, auch ein Erlaß des Reichskommissars in arabischer und kisuaheli-Sprache verlesen, der die Eingeborenen zum Gehorsam und zur Arbeit ermahnte. Damit hatte das Schauri sein Ende erreicht und wir konnten uns zum leckeren Mahle zurückziehen. Ein saftiger Hammelbraten, gebratene Bananen, Spiegeleier und herrliche Früchte mit frischem Palmwein bildeten eine Speisenfolge, die dem verwöhntesten Feinschmecker hätte genügen können.

Ich hatte schon während des Schauris die Vorbereitungen beobachtet, die auf der Barasa des Walihauses vor sich gingen und etwas Außergewöhnliches verrieten; es wurde dort nämlich augenscheinlich eine große Mahlzeit für die Araber vorbereitet. Neue, feine Matten wurden aufgelegt und allerlei Trinkgefäße aufgestellt nebst kleinen Schalen u. s. w. Die zahlreiche Dienerschaft war in tadellose weiße Kanzu's (lange Hemden) gekleidet und stand, der Befehle harrend, in langer Reihe aufgestellt. Nach dem Schauri begaben sich sämtliche Araber zum Brunnen zur Mundwaschung, um dann in drei Abteilungen zu je sieben oder acht Mann, sich auf der

Barafa (überdachter Vorraum des Hauses) niederzulassen. Nachdem alle sich gesetzt hatten, sprach der Wali einige Worte, die wohl ein Tischgebet sein mochten, die Araber neigten die Stirn zur Erde, murmelten auch einige Worte, dann klatschte Abdul Hussein in die Hände, und im Nu stoben die Boys weg, um alsbald mit den fertigen Speisen wieder zu erscheinen. Drei sehr große flache Holzschüsseln mit gedämpftem Reis erscheinen, dazu für jeden Teilnehmer eine kleinere Schale mit gekochtem zerlegtem Hühnerfleisch und eine Schale mit Kurrysauce, alles wurde lautlos hingesezt und dann begann das Essen. Bekanntlich bedienen sich die Araber keiner Eßgeräte, sie essen dieselben durch ihre Finger, was dem Europäer zuerst recht unappetitlich vorkommt, durch die Macht der Gewohnheit aber seine Schrecken auch für uns verliert. Mit fabelhafter Geschicklichkeit weiß der Essende eine bestimmte Menge des Reises von der gemeinschaftlichen Schüssel zu nehmen und sie in den Fingern zu einer kloßartigen Kugel zu drehen, die er dann, mit zwei Fingerspitzen angefaßt, in die Sauce taucht und mit ebensogroßer Fertigkeit dem Munde zuführt. Der Neger, der ja ebenso ißt, geberdet sich dabei nicht so delikats wie der Araber, sein Essen hat mehr Ähnlichkeit mit der Nahrungsaufnahme von Affen und ist unappetitlich.

Ich hatte schon lange den Wunsch gehegt, einmal eine arabische Mahlzeit wirklich mitzumachen und hier schien mir nun eine günstige Gelegenheit dazu gekommen zu sein. Schon zweimal war ich allerdings bei Hofe gewesen, d. h. ich hatte die Bewirtung des Sultans von Sansibar genossen, es waren aber immer jene Abspisungen en gros gewesen, bei denen die ganze deutsche Kolonie, 50 bis 60 Herren, mit Konfekt und Scherbet abgefunden wurde, auch mein Kollege in der Kunst, der Hofmaler S. H. des Sultans, der brave Sajid bin Mansab, der mich mehrfach in sein Haus einlud, sezte mir immer nur Gebackenes und Früchte vor. Es ist diese Zurückhaltung der Araber durch ihre Gesetzesvorschriften geboten, denn die Berührung ihrer Speisen durch Giaurs, Unreine, Ungläubige, ist verboten und würde der Gast also stets allein essen müssen. Diese Bedenken hinderten mich jedoch nicht, jetzt einmal den Versuch zu

wagen. Ich aß also an unserem Feldtiſche nur wenig und bereitete Gravenreuth auf mein Vorhaben vor, und als die Araber zu eſſen begannen, ging ich zum alten Wali hin und bat ihn, mir zu erlauben, miteſſen zu dürfen. Er ſah mich einen Augenblick ſtaunend an, richtete dann arabiſch eine Frage an ſeine Tiſchgenossen, welche dieſe nach einigem Zögern und vielem Hin- und Herreden zu bejahen ſchienen, dann lud er mich freundlich ein, zu ſeiner Rechten Platz zu nehmen. Ein jugendlicher, ſehr vornehmer Araber rückte etwas zur Seite und ich ließ mich alſo in dieſem ungewohnten Kreiſe häuſlich nieder. Nun hatte ich allerdings als Turner viele Jahre die Kniebeuge und Hocke geübt, aber der moſlemitiſche Sitz war mir doch recht unbequem und ich mußte mit Gewalt in meinen Mienen das Unbehagliche der Situation unterdrücken. Mit einer tiefen Verbeugung, ſo tief, als die Aufrechterhaltung meines Oberkörpers es geſtattete, begrüßte ich nun meine Tellerſippe, ſprach unverfroren: „bon appetit messieurs“, da ich wußte, von einigen der Tiſchgenossen verſtanden zu werden, und wollte mich nun an die Arbeit begeben. Kaum ſtreckte ich aber die Hand nach dem verlockenden Reishügel aus (allerdings nur im Scherz) als auch ſchon mein Nachbar meinen Arm feſthielt und mich bat, einen Augenblick zu warten. Es erſchien dann auch ſofort ein Diener, der für mich einen Teller mit Reis und eine Schale mit Fleisch und Sauce brachte, mein Boy Nubi kam mit meinem Eßbeſted und ſo war ich um das Vergnügen gekommen, echt arabiſch zu ſpeiſen. Nachdem auf ſolche Weiſe das ſichtliche Mißbehagen meiner Tiſchgenossen beruhigt war, ſtellte ſich eine lebhafte Unterhaltung ein und wir ſcherzten und lachten zuſammen wie alte Freunde. Der Reis ſchmeckte famos, auch das Fleisch kräftig und gut. Im Reis hatte ich verſchiedene kleine rote Schoten entdeckt, die ich für ein Gewürz anſprach, das ich nicht kannte; ich fragte daher meinen jungen Nachbarn, ob das „chakulla ngema“ ſei, „gut zum Eſſen“. „Ja wohl,“ erwiderte er, „zum Reis ſehr gut.“ Wir hatten uns jedenfalls beide nicht verſtanden, mir fehlten die Worte zu dem Ausdruck, ob dieſe roten Dinger zum Reis gehörten, und er wollte mir mit ſeiner

Antwort zu Hülfe kommen. Ich wartete ein wenig, dann sammelte ich mehrere der Schoten, die ja nur sehr klein waren und führte sie zusammen zum Munde, biß auch tüchtig hinein, hatte aber in demselben Augenblick das Gefühl, als wenn mir brennender Spiritus auf die Zunge gegossen wäre, ei, wie das brannte! „Mahdi, mahdi, boy mahdi upesi!“ „Wasser, Wasser, Junge, schnell Wasser!“ rief ich. Meine Tellerstippe sah mich sprachlos an und mein junger Nachbar bat ängstlich um Verzeihung, da er sah, was er mit seiner Antwort angerichtet. Nachdem ich mich erholt, d. h. meinen Mund gehörig abgekühlt hatte, gab ich die Versicherung, daß ich dieses Malheur selbst verschuldet und niemanden die Schuld daran träfe, so daß man sich bald beruhigte und der gute Alte mir erklären konnte, diese kleinen Samenschoten einer Pfefferpflanze seien allerdings vorzüglich als Gewürz im Reis, zum Essen aber seien sie allerdings auch ihm nicht angenehm.

Die prächtigen Früchte, die es zum Nachtsich gab, die Kokosmilch und der frische Palmwein, thaten ihre Schuldigkeit und kühlten den erhitzten Gaumen; Rubi mußte aber trotzdem eine Flasche frisches Wasser neben mein Nachtlager stellen, die auch am nächsten Morgen geleert war, die Hitze hatte sich dennoch also in der Nacht wieder eingestellt. So ein junger Pfeffer beißt demnach recht nachhaltig. Diese arabische Mahlzeit hatte insofern für mich ein Nachspiel, als die Araber mich, sogar ein Jahr später noch, hinter meinem Rücken „bwana mpili mpili“ „Pfefferherr“ nannten, während mein Name bei den Wasuaheli, die damals jeden Deutschen kannten, und jedem einen besonderen Namen beilegte „bwana ya kitabu“ „Herr mit dem Bleistift“ lautete, da sie mich häufig zeichnen sahen. — Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. —

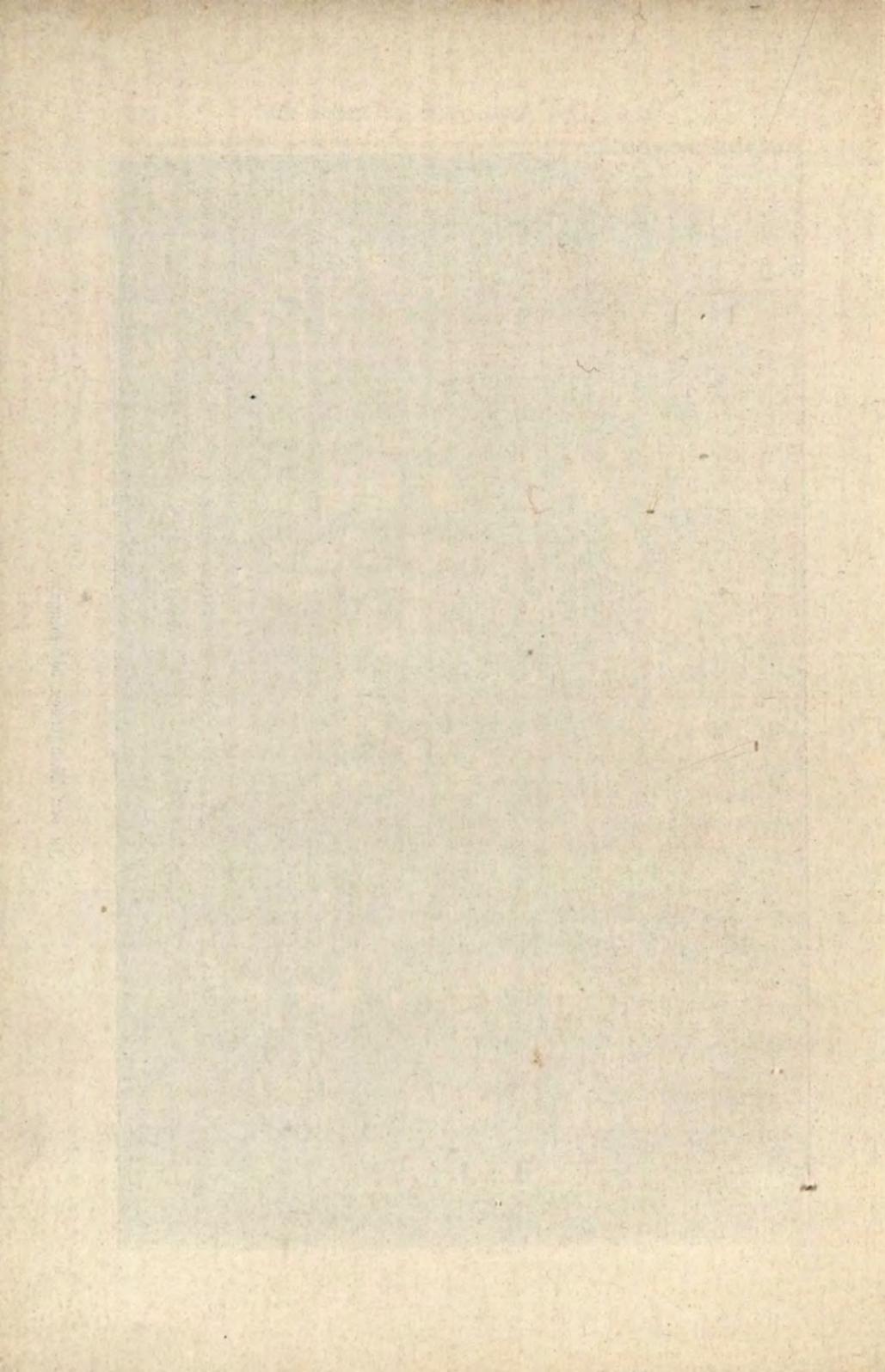
Nachdem der Gastgeber die Tafel aufgehoben und ich ihm in deutscher Weise durch Händedruck meinen Dank abgestattet hatte, da mir die arabische Dankesitte weder sympathisch noch appetitlich genug war, zog ich mich von meinen Freunden zurück, um noch behaglich ein Pfeifchen zu rauchen; Gravenreuth hatte mein Erlebnis schon vernommen und lachte mich tüchtig aus. —

Nach herzlichem Abschied von den Tangataleuten ging's früh 6 Uhr weiter und es folgte dann bis zum Abend ein Marsch, den ich zeitlebens nicht vergessen werde; heute, nach beinahe zwölf Jahren stehen seine Freuden und Leiden mir wenigstens noch ganz lebhaft im Gedächtnisse. In der Morgenfrühe kamen wir bei einigermaßen guten Wegen durch behautes Land, nachher änderte sich aber die Scene, wir mußten wilde Felspartien überklettern, die sich bis hart an den Strand hinzogen, so daß wir stellenweise die Brandung dicht unter uns hatten. Dabei waren diese Felsen derart heiß, daß man sie nur ungern anfaßte und lieber freiwillig manche kleine Rutschpartie machte. Ich trug auf Märschen zum Schutz gegen Schlangen- und Skorpionbisse stets hohe Stiefel, die aber bei diesen Kletterübungen schließlich zu sehr hinderten, so daß ich sie mit leichten Segeltuchschuhen vertauschte, in denen es sich, am Strande wenigstens, fein marschierte. Es sollte aber noch anders kommen. Gerade zur Mittagszeit, als die Sonne recht infernalisches brannte, gelangten wir an flaches Land, das leider jedoch mit Mangrovenbüschen dicht besetzt war. Es war Ebbezeit und in dem noch feuchten weißen Sande lagen tausende von Quallen und anderen Seetieren, die der raschen Verwesung entgegengingen und die Luft verpesteten. Kreuz und quer lagen die Stämme gefällter und von der Brandung umgerissener Mangroven, die man entweder umgehen oder überklettern mußte, ein zeitraubendes und bei der Bärenhitze recht verdrießliches Manöver. Dazu kam noch, daß, jungen Spargeln gleich, aber spitz und hart, die Triebe der Mangroven stellenweise hageldicht nebeneinander standen, so daß man kaum wußte, wo man seine Beförderungsmittel hinsetzen sollte. Die Folgen dieses üblen Zustandes blieben auch nicht lange aus; meine dünnen Schuhe waren solchen Angriffen nicht gewachsen und hingen nach kurzer Zeit als Fragmente einer Fußbekleidung neben den zerrissenen Strümpfen über blutenden Füßen, in die ich mir einige beinahe einen Centimeter tiefe Löcher getreten hatte. Ein kurzer Aufenthalt wurde dazu benutzt, aus der Feldapothek Bindenzug hervorzuholen und Nubi riß zum Überschuß eines meiner Hemden entzwei, um mit Hülfe der Fäden

den Verband regelrecht zu machen. So humpelte ich denn mit zwei Leinenballen an den Füßen vorwärts, wackelnd wie eine alte Chinesin, und nur der äußersten Energieentwicklung verdankte ich es, daß ich überhaupt nicht zurückblieb. Es war Ehrensache für die Weißen, den Strapazen bis aufs äußerste Widerstand zu leisten, nur so konnte die Hochachtung, welche wir bei den schwarzen Soldaten genossen, aufrecht erhalten, und es muß zur Ehre des damaligen Kommandanten gesagt werden, daß ihm nichts verhaßter war, als ein schlapper weißer Mann seiner Truppe; solche erhielten auch stets schleunigst ihren Laufpaß. Die große körperliche Anstrengung, verbunden mit der feuchtwarmen, mit Miasmen erfüllten Luft in diesem Mangrovenbusche, der kein Ende nehmen wollte, hatten bei mir schon Kopfschmerz, den Vorboten des Fiebers verursacht, ich hatte also auch diesen unheimlichen Gast in Aussicht. Entschlossen entnahm ich meiner Chininschachtel eine Dosis, die über das Gewöhnliche weit hinausging und jedenfalls meinem damaligen Arzte zu groß erschienen wäre, er war aber der Zeuge meiner Unfolgsamkeit nicht, denn er botanisierte in Bagamoyos Gefilden, und mir ist die Überschreitung der Vorsichtsmaßregeln damals gut bekommen. Ich hielt mich tapfer bis ans Ende, und als wir schließlich einen steilen Abhang hinaufgeklettert waren und auf einem Hochplateau in der Nähe von Pangani standen, atmete ich, allerdings recht erfreut, den „Martersteig“ hinter mir zu haben, hoch auf. Eine herrliche Fernsicht belohnte die vielen Mühen. Nach Osten breitete sich die See aus, in blauer Ferne die Wälder der Insel Sansibar zeigend, im Süden, fast zu unseren Füßen, den schönen Panganistrom, darüber erhebt sich das steile felsige Vorgebirge „ras muhesa“, dessen Bestückung die Reede und die Flußmündung wie auch die Stadt Pangani beherrscht. Die Stadt selbst lag am Flusse lang hingestreckt, deutlich sichtbar, noch eine Wegstunde von uns entfernt, umringt von einem dichten Wald von Palmen- und Mangobäumen, während den Hintergrund die Ausläufer der Usambaraberge bildeten. Nach kurzer Rast wurde abmarschiert und eine Stunde später, kurz vor Sonnenuntergang, zog unsere Kompagnie durch die Stadt Pangani ins



In den Mangroven bei Pangani.



Stationshaus, wo wir uns einquartierten. Der dortige „bwana mganga“, Arzt, nahm mich sofort liebevoll in Behandlung, welche nicht ganz schmerzlos war. Die mutige Schwester Katharina machte regelrechten Verband und nach drei Tagen vermochte ich wieder Stiefel anzuziehen und zu gehen. Am anderen Tage konnte ich vom Dache der Boma aus die Parade der Garnison ansehen. Dieselbe bestand zwar nur aus einer Kompagnie Sudanesen und etwa zwölf Polizeiaskari, unser Erscheinen aber war eine besondere Festlichkeit, die nicht ohne Parade ablaufen durfte. Gravenreuth verteilte nämlich mehrere Auszeichnungen. Es erhielten die beiden früheren ägyptischen Offiziere Merhan- und Achmed-Effendi die große silberne Tapferkeitsmedaille am schwarz-weiß-roten Bande, ebenso wurden an die Mannschaften einige kleinere Medaillen verteilt. Die Freude der schwarzen Offiziere und Mannschaften über die ihnen wiederfahrere Ehrung war groß, namentlich die Offiziere, die bereits mehrere Orden trugen (ägyptische, türkische und englische), versicherten uns bei Tisch, (sie wurden heute ausnahmsweise mit zur Tafel gezogen), daß sie gerade auf diese deutsche Auszeichnung sehr stolz wären, diese sei ihnen doch weitaus die wertvollste. —

Am zweiten Tage machte ich mit der Dampfbinasse der Station eine Rekognoszierungsfahrt flußaufwärts; wir gelangten bis zur Schamba Bushiris, ungefähr dahin, wo jetzt die große Fabrik des Pangani-Zucker Syndikats steht, mußten aber dort umkehren, weil verschiedene Schüsse fielen und wir nicht wagen durften zu landen, da wir nur drei Europäer im Boote waren. So schnell als es die vielen Windungen des Flusses gestatteten, töfften wir nach Pangani zurück, denn mit dem unsichtbaren Feinde hatten wir nicht Lust anzubinden; er hatte die vorzüglichste Deckung im Busch, während wir ihm schutzlos zum Ziel dienen konnten. —

Am 24. lag die Keera auf der Rhede von Pangani und die kleine Binasse brachte uns zu ihr an Bord, es wurde mit herzlichstem Danke vom Chef Johannes, bwana mganga Steuerer und den übrigen Freunden Abschied genommen; der tapfere v. Bülow grüßte von Ras Mubesa herunter durch Tippen der Flagge und wir dampften

bei herrlichem Wetter Sansibar zu. Dort fand Gravenreuth nicht nur viel Arbeit vor, sondern auch sehr beunruhigende Nachrichten aus Bagamoyo. Hauptmann Richelmann meldete, daß seit mehreren Tagen aus dem Hinterlande Flüchtlinge ankämen, die behaupteten, Bushiri wäre, mit den Mafiti und Wahehe verbündet, mit einer großen Steitmacht auf dem Wege zur Küste, wobei er alle Dörfer ausraube und niederbrenne, und die Leute entweder töte oder als Gefangene mitschleppe. Anfänglich konnten und wollten wir die Mär nicht glauben, es erschien uns kaum möglich, daß Bushiri so frech sein könnte, im Rücken Wiszmann's, der nach Mpuapua marschiert war, nach der befestigten Küste einen Kriegszug zu unternehmen. Es war aber in der That so. Er hatte jedoch die Besatzungen der Küste durch die Marine nicht in Berechnung gezogen und hoffte die schwachen Plätze, namentlich aber Bagamoyo, mit seinen nach Tausenden zählenden Raubhorden überrumpeln zu können. Den Wahehe hatte er eingeredet, sie brauchten nur ihre Schilder vorzuhalten, da ginge keine Kugel der Europäer hindurch, und hatte ihnen große Beute versprochen. Durch ein Übereinkommen Gravenreuth's mit Admiral Deinhardt legte letzterer in die Orte Bagamoyo, Buëni und Dar es Salaam Marinebesatzungen und ermöglichte es dadurch, daß Gravenreuth einen Feldzug gegen Bushiri unternehmen konnte. Alle irgend entbehrlichen Mannschaften wurden von den Küstenorten zusammengezogen, und von verschiedenen Punkten aus zum Vormarsch ins Innere dirigiert. Die starken Patrouillen, welche die Verbindung zwischen den drei vorrückenden Kolonnen aufrecht erhalten sollten, wurden jedoch vom Feinde abgefangen und getötet und so kam es denn, daß Gravenreuth, der von Buëni aus in der Richtung auf den Ringanißfluß bei Dunda marschieren wollte, sich am zweiten Marschtage plötzlich der Hauptmacht der Wahehe, die in zwei Lager verteilt waren, gegenüber sah und den Verzweigungskampf mit 108 Mann und sechs Deutschen gegen mindestens 3000 gut ausgerüstete und tapfere Krieger aufnehmen mußte. Seiner Kühnheit und kaltblütigen Entschlossenheit gelang es, den Geist der kleinen Truppe derart anzufeuern, daß sie dem Ansturm der Übermacht

volle zwei Stunden hindurch Stand hielt und den Kampf mit einem glänzenden Siege endete. Der Tag des Gefechtes im Yombothale war der 18. Oktober, und wie er für Deutschland am Anfang des Jahrhunderts bei Leipzig eine große Entscheidung brachte, so war er auch für Deutsch-Ostafrika entscheidend, denn mit der Niederlage bei Yombo war Bushiris Macht gebrochen, sein Nimbus dahin, und gefolgt von wenigen seiner Getreuen irrte er, dem das ganze Gebiet der Küste eine zeitlang unterthan gewesen war, im Lande umher, bis ihn das Geschick im März 1890 ereilte.

Der Küstenmarsch Muoa-Bangani hatte mir ein Bild der ostafrikanischen Landschaft gegeben, das mir unvergeßlich bleiben wird. —

Eine Springbockjagd.

Von Oberleutnant Schwabe.

Meilenweit dehnt sich die südwestafrikanische Steppe aus am Fuße des Trongo-Gebirges. Wenn man — von Dymbingwe kommend — auf der großen Fahrstraße die Höhen bei Karibib hinunterreitet, schweift der trunkene Blick weithin über das „Land des gelben Grasses“. Grün und saftig ist es nach den letzten Märzregen emporgeschossen, aber die unbarmherzige Sonne des Südens hat es in wenigen Wochen ausgedörrt mit ihren glühenden Strahlen.

Es ist Morgen. — Es dämmt. — Ein kalter Wind, der stete Begleiter des Sonnenaufganges, streicht über die Steppe, die noch im Halbdunkel daliegt. In den Schründen des Felsengebirges geboren, fährt er durch das Gras und schüttelt die Samenkapseln von den Halmen, er zauft die knorrigen Dornbäume und macht die harten Blätter des Ebenholzbusches aneinanderschlagen. Pfeifend mahnt er die Tiere der Nacht, den schlauen Schakal, die gierige Hyäne, ihre Wohnungen tief unter der Erde aufzusuchen. Pfauchend empfängt das lichtscheue Gefindel den ersten Gruß des jungen Tages und hungrig fährt mancher von ihnen nach erfolglosem nächtlichem Streifzug in seine Erdhöhle. —

Der Morgenwind läßt nach — da loht es auf an den höchsten Spitzen des Gebirges. In brennendem Rot erglühn die Häupter der Berge, getroffen von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne, während die Thäler und Schluchten noch daliegen im tiefvioletten Schatten. Heller und heller wird es über den niedrigen Höhen im

Osten, zartes Gelb und Rosa wandelt sich in dunkles Rot. Der Lichtquell steigt höher, zuckend berühren seine Strahlen schon den Fuß des fernen Gebirges, in goldigrottem Schimmer erglänzen die schroffen Granitmauern, silberglänzendem Bande gleichen die Adern des Quarzes.“

Und nun erhebt die Sonnenscheibe sich über die Hügel und übergießt mit ihrem Lichte die ganze, taufunkelnde Steppe. Wie ein wogendes Meer liegt das gelbe Grasland da unter dem Atmen des Morgenwindes. Wie Inseln tauchen die zahllosen Gruppen der Akazien und Dornbüsche aus ihm hervor.

Noch ist es kühl und frisch, und das Tagesleben der Steppe erwacht. Vogelgezwitzcher grüßt den Morgen, buntgefärbte Eidechsen schlüpfen durch die Gräser, Schmetterlinge gaukeln um die wenigen Blüten. Mit rauschendem Flügelschlage läßt sich ein Volk Perlhühner aus den Zweigen des für die Nacht schutzpendenden Baumes zur nahrunggebenden Erde nieder.

Und auch hoch in den klaren Lüften des Trongo-Gebirges regt es sich. Ein Punkt löst sich los von einem der Gipfel und schwebt hinaus in das Luftmeer: der König der Vögel geht auf Raub! —

In einer der Schluchten in den Vorbergen des trozigen Berglandes herrscht reges Leben. Die Sohle der Schlucht besteht aus feinem Sande untermischt mit groben Kieseln. Gewaltige Felsblöcke liegen hier und dort umher, losgelöst durch den ewigen Verwitterungsprozeß von den felsigen Hängen. In der Zeit der großen Regen brauste hier ein gewaltiger Bergstrom zu Thal, genährt von tausend Wasseradern des unwegsamten Hochgebirges. Jetzt — im Anfange der Trockenheit — liegt sein Bett wasserlos und sandig da.

Ein kleines Feuer glüht im Sande, sonnenverbrannte Männer umgeben es. Einer von ihnen wirft ab und zu eine Hand voll Holz in die Flammen, andere schnüren Decken auf die umherliegenden Sättel, noch andere reinigen ihre Gewehre und Jagdmesser von dem Tau der Nacht. Die Männer sind sämtlich in groben Kord gekleidet, und man sieht es der Farbe ihrer Röcke und Reithosen an, daß sie nicht die erste Nacht unter freiem Himmel kämpfiert haben.

Hohe, gelbbraune Reitstiefel und die an einer Seite aufgeschlagenen, kokardengeschmückten, grauen Hüte lassen keinen Zweifel zu: es sind Angehörige der Deutschen Schutztruppe, die dort in der engen Schlucht sich zur Tagesarbeit rüsten.

Der Morgenimbiß ist beendet, eine Tasse heißen Kaffees und eine Schnitte des in der Asche gebratenen Fleisches hat jeder erhalten.

Man ruft nach den Pferden.

Die Männer greifen nach den Bäumen und gehen plaudernd hinaus aus der Schlucht auf die sonnenbestrahlte Fläche, wo eben zwei gelbhäutige, spitzbüßisch aussehende Schlingel von Hottentotten die im Grasland weit zerstreuten, weidenden Pferde zusammentreiben.

Mit Hüh! und Hoh! ist endlich das schwere Werk vollendet, die Bäume sind angelegt, und man führt die Tiere zum Satteln.

Ein buntes Durcheinander! Wohlachs werden aufgelegt, Satteltaschen angezogen; ein prüfender Blick fällt auf die Befestigung der Feldflasche, ein zweiter auf den Patronengurt. Jetzt schiebt man die Büchsen in die Gewehrshuhe und: „Aufsitzen!“ befiehlt einer der zwei aus dem Trupp, die sich durch silberne Achselstücke als Offiziere kennzeichnen.

Hinaus geht's in die Steppe. Vorsichtig klettern die Pferde über die umherliegenden Felsblöcke, leise klirren die anschlagenden Waffen der Reiter.

Raum ist die Schar auf der Ebene, so trennt sie sich auf ein halblautes Kommandowort in drei Teile. Je drei Reiter reiten weit rechts und links heraus und verschwinden bald hinter Bäumen und Büschen den Augen der übrigen, die — auseinanderreitend — eine kleine Schützenlinie bilden.

Langsam reiten sie vor, scharf ausspähend nach den Seiten und nach vorn. Schon flimmert die Luft auf der Fläche. —

Denn in diesen Breiten ist der kühle Morgen nur kurz und meist schon zwei bis drei Stunden nach Sonnenaufgang die Hitze eine hochgradige und lästige.

Im Schritt ziehen die Reiter dahin. Gesprochen wird nicht

viel, aber die Augen schweifen umher und mustern jedes Gebüsch, jede Hügelkante, die neu auftaucht. Da hält plötzlich die ganze Linie, die Reiter beugen sich tief herab von den Pferden, einer springt ab, kniet hin und untersucht aufmerksam den Boden. Eine Gemsbockspur ist es, aber eine alte, die sich hinüberzieht zu den Bergen.

Leises Sprechen, man sitzt auf, und weiter geht es in der alten Richtung.

Die Steppe wird unübersichtlicher, Hügelwellen durchsetzen sie. Ein leichter Trab wird angeschlagen, aber vor jeder Höhe fallen die Reiter in Schritt und reiten langsam, spähend an den Rand der Höhe heran. Dann halten sie — so, daß gerade ihre Köpfe nur herübersehen können — und nun erst — nachdem sie sich überzeugt haben, daß nichts Lebendes vor ihnen ist — traben sie weiter.

Es ist 10 Uhr geworden, und noch hat sich kein Wild gezeigt. Auf manchem Gesichte malt sich bereits ein leichter Verdruß — da hält wiederum die Linie. Alles sieht gespannt nach links herüber. Dort ist — ungefähr 1000 m weit — auf einem Hügel ein Reiter erschienen. —

Man müßte ihn deutlich sehen können, denn er hält gerade auf dem Kamm des Hügel, aber dennoch erscheint er wunderbar verzerrt und verschwommen. Die Luft scheint zu tanzen, ein Flimmern und Wogen geht durch ihre niederen Schichten, hervorgerufen durch die Widerstrahlung der Hitze von dem glühenden Sandboden der Steppe.

Jetzt hebt der Reiter den Arm und winkt mit der Büchse, die Sonne gleißt und blitzt auf dem Lauf. Er winkt nach links herüber, und die Reiter des Mitteltrupps verstehen ihn. Sie schwenken sofort nach links ab und umreiten ihn in weitem Bogen. Jetzt tauchen auch in der Ferne — der allgemeinen Linksschwenkung folgend — die Männer des rechten Flügels auf. Sie galoppieren; die Mitte trabt, und so vollzieht sich schnell und gewandt die Richtungsveränderung. —

Die Mitte hält, die Schwenkung ist vollendet. — Hinter einem

Höhenzuge, demselben, an welchem ca. 1500 m links die linke Seitenabteilung der Jäger abgefessen ist, springt alles von den Pferden, die mit schleppendem Zaume sofort zu weiden beginnen.

Langsam und vorsichtig jedes Geräusch vermeidend schleichen die Männer bergauf dem Kamm der Höhe zu. Liegend — Deckung suchend hinter Grasbüscheln und Steinen — spähen sie aus nach dem gemeldeten Wild.

Vor ihnen liegt eine weite Mulde — abgeschlossen in der Ferne durch einen niedrigen Höhenzug. Und in der Mulde — das Auge der Jäger blickt — wogt es wie ein Meer von Antilopenleibern.

Wohl über 1000 Springböcke mögen es sein, die dort unten äßen. —

Ein sandiges Flußbett durchzieht die weite Mulde. Noch steht in großen Lachen Wasser in ihm, und das Gras ist noch saftig und grün an seinen Rändern. Und hier besonders drängt und schiebt sich die Menge der Tiere hin und her. Man sieht den Boden nicht vor den braunen Decken, den weißen Rämmen und Spiegeln, den zur Erde gebeugten Hälsen. Und dies alles — diese braun-weiße Masse — ist in fortwährender wellenförmiger Bewegung, ein eigenartiger, das Auge des Jägers entzückender Anblick.

Nach den Seiten zu lichtet sich allmählich die Herde. Vereinzelter äßen die Böcke, der junge Nachwuchs ergötzt sich in munteren Sprüngen.

Und dann — etwas entfernt von der großen Masse — stehen nach allen Himmelsrichtungen einzelne starke alte Böcke. Nur zuweilen ein Büschel Gras ruffend haben sie witternd und sichernd den Vorpostendienst übernommen. Unter ihrem Schutze weidet die Herde.

Ein Ton, das Rollen eines Steines oder das Brechen eines Astes, muß zu den Tieren gedrungen sein. Wie aus Stein gehauen steht einer der alten „Rammböcke“. Den feinen Kopf mit dem Iyrasförmigen Gehörn hoch erhoben, durch die weit geöffneten Rüstern die Luft einziehend äugt er scharf herüber nach der Höhe.

Doch es scheint nichts zu sein, ruhig und friedlich liegt die

Steppe da im Sonnenbrande. Schon haben sich einige der Tiere niedergethan im Schatten des kurzen Buschwerks, um der Ruhe zu pflegen.

Da — ein kurzer peitschenartiger Knall — ein Rauchwölkchen hebt sich vom Kämme des Hügels. Einen Augenblick steht die ganze Herde wie erstarrt vom Schreck, aber schon donnert Schuß auf Schuß von der Höhe, und nun beginnt die wilde Flucht.

Hochauf springen die Böcke. Nichts eleganteres, geschmeidigeres kann man sich denken, als diese nach vorwärts-aufwärts gerichteten, mehrere Meter langen Fluchten, die dem Springbock seinen Namen gegeben haben.

Den Kopf weit hintenübergelegt, die Vorderläufe angezogen, scheinen die Hinterläufe der Tiere wie stählerne Federn ihre Körper emporzuschellen. Unzählbar erscheinen die auf- und untertauchenden weißen Spiegel. Geräuschlos berühren die zierlichen Hufe den weichen Sandboden, die Rückenmähen sträuben sich.

Hier und dort prellt eins der Tiere auf, um lautlos zusammenzufinken, mehrere bleiben schweißend weit hinter der Masse zurück.

Die wilde Flucht der Herde geht dem Winde entgegen, der schwach von rechts in die Mulde hineinweht. Das Feuer von der Höhe erstickt, denn die Böcke sind schon 5—600 m weit entfernt.

Da spritzen drei Reiter ihnen entgegen. Es ist die rechte Seitenabteilung der Jagdgesellschaft. In vollem Jagen galoppieren sie auf die Herde zu. Ein Zittern durchläuft diese, ein Stutzen, Wenden, sich Überschlagen, Zusammenpressen. Aber auch jetzt versagen die geschmeidigen Glieder nicht ihren Dienst. Ein kurzer Augenblick nur — dann wendet die ganze Herde sich, um mit verdoppelter Schnelligkeit zurückzuziehen, diesmal allerdings in schräger Richtung von der Höhe abhaltend. Aber auch die Jäger haben sich die Zeit zu Nuze gemacht. Herablaufend von der Höhe haben sie sich an deren Fuß — schon in der Mulde selbst — eingenistet, und wiederum pfeift Geschöß auf Geschöß in die vorbeistürmende, dichtgedrängte Masse Aufwirbelnder Staub erschwert das Schießen. —

Schon bei den ersten Schüssen schlagen die Leittiere einen

scharfen Haken nach rechts, eine blitzschnelle Wendung wird wie auf Kommando ausgeführt und, den Schützen die Spiegel zeigend, stürmt die Herde in der neuen Richtung davon, hinter Hügel und Buschwerk bald den Augen der Schützen entweichend. —

Es ist genug der Beute! Die drei Reiter der linken Seite, die dem Wilde nochmals den Weg abzuschneiden versuchen, ruft ein Hornstoß zurück. —

Die Jäger durchstreifen das Feld. Einzelne Fangschüsse hört man fallen. Dann wird es ruhig. Die Strecke wird zusammengetragen.

Hier führt ein Reiter sein Pferd im Schritt heran, schwer trägt es an drei feisten Böcken, die mit verschränkten Läufen über dem Sattel befestigt sind, die Gehörne schleifen im Sande. — Dort trägt schweißtriefend ein anderer einen schon ausgeweideten Springer herbei. Nachdem das Zusammentragen beendet ist, wird die Strecke gemustert: 36 Böcke, eine stattliche Anzahl. Mit Büscheln des Grases werden die vom Ausweiden schweißbedeckten Jagdmesser gereinigt. Die frischen, dunkeln Flecke auf dem Stoffe der Anzüge beachtet niemand.

Schnell sind die noch fehlenden Pferde herangeholt und abgefattelt. Im Schatten einer Gruppe niederer Dornbäume legen die Reiter die Sättel nieder. Das Wildpret wird unzerlegt mit Riemen in den Bäumen befestigt, so, daß es frei schwebend den Boden nicht berührt.

Die Pferde rollen und wälzen sich schraubend im Sande, weiden nur kurze Zeit und schlafen bald — die Nase im Sande — meist liegend im Schatten irgend eines Busches. —

Es ist glühend heiß auf der Steppe, wie man sagt, eine „Backofenhitze“. Jedes Lüftchen hat aufgehört. — Mittag. —

Das ferne Gebirge hat seine Farbe wunderbar verändert. Wie hinter einem Schleier, stumpf, graublau, scheinen die massigen Formen in größere Fernen entrückt zu sein. — Wie ein Alb liegt die Hitze über der Natur, über Menschen und Tieren. —

Ein Trunk aus den Feldflaschen, und die Reiter haben sich im

Schatten niedergelegt, den Sattel unter dem Kopf. Die Gewehre stehen an den Bäumen. Aber Schlaf findet kaum einer in der drückenden Schwüle, und bald holt einer nach dem anderen sein schmutziges Pfeisichen hervor; Tabakswolkendunst steigt empor aus dem kleinen Lager.

Wasvögel ziehen ihre Kreise über den Stellen, an welchen das Wild ausgeweidet worden ist. Sonst liegt bleierne Ruhe über dem weiten „veld“. Doch nein! — Dort sind zwei Menschen noch bei der Arbeit. Die beiden Hottentotten sind es. Ein Springbock ist ihnen überlassen worden zum leckeren Schmause. Zuerst haben sie das Mark ausgefangt aus den Röhrenknochen der Läufe, jetzt sitzen sie unaufhörlich schwazend im glühendsten Sonnenbrande am helllodernden Feuer. Sie braten saftige Rippen auf der zusammengescharnten Holzkohle und — essen — essen — essen. Sie werden noch essen, wenn die Sonne zur Küste geht, denn unerforschlich groß ist Hunger und Magen eines Hottentotten, wenn er etwas zu beißen hat.

Stunden vergehen, die Sonne beginnt zu sinken. Auch unter den Reitern wird es lebendig, ein Feuer flammt auf, auch hier wird gebraten. Ein frisches Lüftchen weht von den Bergen her, die allmählich schärfere Konturen zeigen.

Die beiden Offiziere stehen rauchend und plaudernd beisammen. Einer der Hottentotten ruft sie an und zeigt in die Ferne.

Dort — auf dem Wege nach Omacucu — nähert sich rasch eine langgezogene Staubwolke. „Die Kompagnie kommt!“

Alles eilt herüber nach der seitwärts liegenden Straße.

Der Staub nähert sich schnell; jetzt kann man schon hoch über der Wolke flatternde Lanzenfähnchen erkennen — schwarz-weiß-rot!

Ein Offizier jagt vor: „Nun, habt Ihr Fleisch für uns alle?“

Ein heiteres Lachen. „36 feiste Böcke!“

„Hurrah!“ —

Es wird gehalten, aufmarschiert und abgesattelt. Zwei Geschütze raffeln noch heran.

Und dann, in der Kühle des Abends, die der Wind wiederum

herüberträgt aus den dunkeln Schluchten des Berglandes, beginnt ein lustiges Lagerleben.

Die Sonne ist zur Ruhe gegangen, und bald erhebt sich der Mond und übergießt im Vereine mit den hellstrahlenden Sternbildern der südlichen Halbkugel mit seinem magischen Lichte die ruhende Steppe. —

Der Ruf des Meeres.

„Zum Wettkampf ruf ich, zu stolzer Turney!
Heraus aus den Stuben, ihr Völker herbet!
Frei blinkt auf der grünen Blache die Bahn —
Wer Mut hat und Mark: Frisch auf! Tretet an!

Matt schleicht die alte Zeit zum Sterben!

Wer kürt das Recht, sie zu beerben?“

Mein Deutschland, Deutschland, hörst du nicht,
Was braufend stolz das Meer verspricht?

„Ihm winkt die Krone, — wer will mich frein,
Will Herr über Wellen und Wogenreich sein?
Schaut Asiens Schätze, Sonnenlands Pracht!
Ich biete dem Sieger köstliche Frucht. —

Furcht nur mein Feld mit scharfen Kielen,

Soll's Frucht euch tausendfach erzielen!“

Mein Deutschland, Deutschland, hörst du nicht,
Was lockend all das Meer verspricht?

„Mein Hauch sprüht Leben und Kraft birgt mein Schoß
Und Geldenvoll zieh ich am Busen mir groß.
Den Feigen zerbrech ich; ein starkes Geschlecht
Erfülle die Erde mit Mannheit und Recht!

Dünkst du dich wert solch stolzer Ehre —

Wohlan! der Kampf spielt auf dem Meere!

Mein Deutschland, Deutschland, hörst du nicht,
Welch Loos das Meer dir kühn verspricht?

Waldemar Zimmermann.

Mit Emin Pascha von Msua nach Bagamoyo und sein Sturz aus dem Fenster.

Von Konrad Weidmann.

Die wenig schmeichelhaften Bemerkungen, welche ein Theil der Zeitungen aller Länder an die Nachricht von dem Unfall, der Emin Pascha am 4. Dezember 1889 traf, knüpften, sind zwar längst von authentischer Seite zurückgewiesen und die nachfolgende Schilderung, die ich als Augenzeuge jener Vorkommnisse an der Küste zu geben in der Lage bin, sollen nicht den Zweck haben, jene Ehrenrettungen des Pascha um eine Nummer zu vermehren, sie sollen vielmehr ein wahres Bild der Ereignisse jener Tage darstellen, die nicht nur an Ort und Stelle interessant genug waren, um miterlebt zu werden, sondern damals auch die ganze kulturelle Welt mit Spannung erfüllten. Es sei vorausgeschickt, daß, nachdem die ersten Gerüchte von Stanley's Eintreffen am Viktoriassee und seiner Vereinigung mit Emin Pascha in die civilisierte Welt drangen, die Neugier, Näheres über das Geschick des Pascha sowohl, der von 1884 an von jeder Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten worden war, als auch über Casati, seinen treuen Freund, und über Stanley selbst, der bereits im dritten Jahre durch die unzugänglichen Gebiete Innerafrika's zog, zu erfahren, eine große war. Das Interesse der großen amerikanischen Zeitungen z. B. äußerte sich darin, das Vicerelli, der Berichterstatter des New York Herald monatelang in Sansibar sich aufhalten konnte, um auf das Eintreffen der Reisenden an der Küste zu warten und daß

demselben, einem on dit zufolge, Gordon Bennet für die erste glaubwürdige Nachricht ein Extrahonorar von tausend Pfund, beläufig 20 000 Mark, zugesichert war. — Ebenso ließ es sich „The World“ ein großes Stück Geld kosten, die den, durch seine Weltumreise per Fahrrad berühmt gewordenen Berichterstatter Stevens an Ort und Stelle gesandt hatte. Diesen Aufwendungen gegenüber tritt die Unzulänglichkeit der deutschen Berichterstatter-Honorare in ein recht ungünstiges Licht, soll doch eine hervorragende Zeitungsredaktion die Liquidation von veranschlagten 84 Mark für das Telegramm über die Ankunft und den Unfall Emin's ihrem Reporter recht ungnädig moniert haben!

Die Annäherung der vereinigten Karawanen Emin's, Stanley's und Casati's an die Küste wurde auf dienstlichem Wege durch die Station Mpuapua an das Reichskommissariat gemeldet und darauf von Wismann verfügt, daß der Chef der Station Mpuapua, Hauptmann Rochus Schmidt, unter Zurücklassung einer Besatzung unter Premierleutnant von Bülow, die Karawanen von Mpuapua zur Küste begleiten solle. Von Bagamoyo aus sollte eine Abteilung der Truppe unter von Gravenreuth und Langheld zur Einholung den Karawanen entgegenmarschieren, nach dem Zusammentreffen jedoch zur Verfolgung von Bushiri und den Masiti weiterziehen. Es war dem Schreiber dieser Zeilen vergönnt, als einziger deutscher Berichterstatter an diesem Zuge teilzunehmen. Die bei dieser Gelegenheit gemachten persönlichen Erfahrungen sollen hier ihren Platz finden. Über die fünf Marschtage von Bagamoyo bis zum Dorfe Njua mkubwa (dem großen Njua) sei nur wenig bemerkt. Am zweiten Tage waren unsere Träger, wohl 50 Mann, darin übereingekommen, daß frisches Fleisch eine bessere Nahrung sei, als das getrocknete Haifischfleisch, das sie als Proviant mitführten. Als jedoch abends im Lager unsererseits keine Anstalten getroffen wurden, einen Ochsen, von denen wir acht Stück mitführten, zu schlachten, überredeten sie einen leichtsinnigen Unteroffizier unserer Afikari, den kleinen dicken Bushiri, einen Ochsen marschunfähig zu machen und dieser Bösewicht schnitt einem derselben die Sehnen eines Hinterfußes

glatt durch, so daß das Tier nicht mehr gehen konnte. Das Vergehen wurde jedoch bald entdeckt, Bushiri wurde an Ort und Stelle vor versammeltem Volke degradiert, tüchtig geprügelt und sofort gebunden an die Küste zurückbefördert, die Träger mußten zur Strafe das Fleisch des zerlegten Ochsen am nächsten Tage mitschleppen und bekamen erst am Abend ihren Anteil davon. Am dritten Tage entfloß uns ein Führer, wir marschierten insolgedessen drei Stunden lang auf falscher Fährte, und mußten den Verlust durch Parforcemarsch bis in die tiefe Nacht hinein nachholen. Am vierten Tage lief uns Stevens, nachdem die Nachricht vom Eintreffen Emin's in Msua durch Eilboten Schmidt's gemeldet war, davon, um womöglich die erste Nachricht nach New-York kabeln zu können. Er hatte die Anhänglichkeit Bicetelli's an französischen Schaumwein, die demselben beim rendez-vous verhängnisvoll geworden war und ihn an regelrechter Übung der Reitkunst verhinderte, benutzt, und hoffte, auf diese Weise den Rekord zu machen. Er hatte jedoch die Rechnung ohne den Wirt gemacht, denn aus dem Lager in Msua wurden die Boten mit den Reporternachrichten erst 24 Stunden nach den unsrigen abgelassen; es war nicht mehr als recht und billig, daß Deutschland zuerst erfuhr, was in seiner Kolonie vorging. In Msua marschierte unsere Sudanesenkompanie in guter Haltung ein, und ich glaube es aussprechen zu dürfen, nicht zur freudigen Überraschung Stanley's, der die deutsche Machtentfaltung in Ostafrika mit sehr gemischten Gefühlen betrachtete. Wir wurden nun vorgestellt und ich hatte Gelegenheit, meine Beobachtungen zu machen. Während Stanley verschlossen, und kaum den notwendigsten gesellschaftlichen Formen genügend, sich uns gegenüber zu benehmen für gut hielt, waren seine fünf Begleiter Zephson, Stairs, Nelson, Parker und Bonny zuvorkommend und höflich, und machten, trotzdem sie die Strapazen dreier langer Jahre hinter sich hatten, auch äußerlich einen vorteilhaften Eindruck. Emin Pascha war äußerlich ruhig, aber sein Temperament ließ ihn doch die innere Bewegung und Freude nicht verbergen. Nach den nichtswürdigen Drangalierungen, die er unter Stanley erduldet hatte, konnte man sich in seine Lage

wohl hineindenken; ihm mußte zu Mute sein wie einem unschuldig Gefangenen, dem die Freiheit geschenkt wird. Offen und ehrlich gab Casati seiner Freude sowohl wie seinem Haß und seiner Verachtung gegen Stanley Ausdruck. Sein lachendes Auge verfinsterte sich jedesmal, sobald er Stanley's ansichtig wurde.

Die Zelte waren sehr weit auseinander gerückt, das etwa 2000 Menschen fassende Lager nahm einen großen Flächenraum ein. Ungefähr in der Mitte des Lagers hatten wir uns festgesetzt. Zur Feier des Tages sollte ein gemeinsames Essen stattfinden, zu dem Grabenreuth im Namen Wischmann's Stanley, Emin, Casati, die Offiziere Stanley's und die Patres Schynse und Gérauld einlud. Die Fürsorge für Zubereitung des Mahles hatte ich übernommen und mit Hilfe des Proviantunteroffiziers und der vereinigten schwarzen „mpishi“, Köche, stellte ich eine Mahlzeit her, die, der Wichtigkeit des Tages entsprechend, ungewöhnlich fein and reichhaltig war. An vier Stellen wurde gekocht und gebraten; statt der Tische, die natürlich nicht vorhanden waren, mußten Kisten und Kasten zusammengebracht werden, die durch eine mehrfache Lage von weißem Baumwollenzug überspannt, zur Tafel verwandelt wurden. Teller u. s. w. hatte jeder Eingeladene selbst mitzubringen. Die gedeckte Tafel sah, mit den verschiedenartigsten Gedecken ausgerüstet, bunt genug aus. Da, frisch geschlachtet, kein Fleisch eine kräftige Suppe gibt, wurde ordentlich Erbswurst zugesetzt, im übrigen gab es gebratene Leber, frische Beafsteaks, Eierspeisen und konservierte Gemüse aller Art; Dosenbutter, Käse, Biscuits und Früchte bildeten den Schluß. An Getränken konnte ich Rot- und Weißweine, sogar Sekt anbieten und es wurde denselben tüchtig zugesprochen. Abends gab es zu unserer Überraschung noch Münchner Bier, denn zwischen den vielen Kisten von Liebesgaben für die Emin Pascha-Expedition, die Dr. Peters in Sansibar zurückgelassen hatte, und von denen wir auf Wischmann's Befehl mehrere dem Pascha überbringen sollten, befand sich echtes Sedlmayr'sches Spatenbier, das, wenn die Flaschen in naßkalte Tücher geschlagen, eine Zeitlang in der Luft hingen, hübsch abgekühlt war und vorzüglich schmeckte. Bis Mitternacht saß

die aus achtzehn Herren bestehende Gesellschaft im hellen Mondenschein auf freiem Felde zusammen und als Stanley sich mit seinen Begleitern zurückgezogen hatte, zechte der deutsche Stamm immer noch weiter und auf Emin's Wunsch wurden sogar deutsche Lieder gesungen, wobei namentlich „O alte Burschenherrlichkeit“ seine ganz besondere Freude erregte.

Am anderen Tage war allgemeiner Ruhetag, am Nachmittag gelang es mir, sämtliche Europäer zu versammeln und auf einer photographischen Platte zu verewigen; das Bild ist einem Februarheft des Jahres 1890 in der „Illustrierten Zeitung“, als Holzschnitt vervielfältigt, erschienen. Es würde zu weit führen, hier das hochinteressante Lagerleben zu schildern, welches sich zu Msua abspielte. Leute aus den verschiedensten Gebieten Afrikas, vom großen Kongo-Gebiete, vom Aruwimi, aus den Sudanprovinzen Ägyptens, aus dem Seengebiete, Baganda und Wanjoro, alle möglichen Deutsch-ostafrikaner, Abessinierinnen, Nubierinnen und andere Frauen, den ägyptischen Offizieren angehörend, dann wir Weißen, aus Amerikanern, Engländern, Franzosen, Italienern und Deutschen bestehend — ein Völker-Sammel-Surium, wie es höchstens gelegentlich einer Weltausstellung zusammentrifft. Die zu des Pascha's Karawane Gehörenden waren in einem mitleiderregenden Zustande; mehrere ägyptische Offiziere soweit herunter gekommen, daß sie sich gar nicht zu zeigen wagten, manche krank und von Strapazen erschöpft, denn die Marschverpflegung war eine vollständig unzureichende gewesen.

Casati hatte nur einige Diener bei sich, die, wie die des Paschas, sich durch Treue, mit der sie an ihre Herren hingen, auszeichneten. Von Emin und Casati kann ich bezeugen, daß sie beide kein heiles Zeug auf dem Leibe hatten und erst, nachdem die eingegangenen Gaben zur Verteilung gekommen waren, sich menschenwürdig kleiden konnten.

— Bis zu welchen Mißgriffen die gutgemeinte Stiftung von Liebesgaben sich verirren kann, bewies eine darunter befindliche Kiste mit feinen Odeurs, Parfüms, Eau de Cologne u. s. w., die für Emin bestimmt war und deren Inhalt nun unter die wenigen gelben

Frauen verteilt wurde, denen jedoch auch ein reines Hemde angenehmer und vor allen Dingen nützlicher gewesen wäre.

Stanley's Truppe, aus bewährten alten Sansibarten bestehend, machte noch einen guten Eindruck, während die Reste der ägyptischen Soldaten Emin's vollkommen verlottert waren.

Die beiden Missionare der „Pères blanc“, Weißen Väter, hatten nur wenige gut gepflegte Leute bei sich; im übrigen hatten sich der Karawane, überall wo sie durchkam, kleinere Elfenbeinkarawanen angeschlossen, welche die Gelegenheit wahrnahmen, unter dem Schutze so vieler Gewehre unbehelligt nach der Küste zu kommen.

Daß die Wißmanntruppe die übrigen Neger bezüglich der Haltung, Ernährung und Bekleidung übertraf, ist schon aus dem Grunde selbstverständlich, weil sie im eigenen Lande, unfern der festen Stationen sich befand und außerdem von dem frischen Geiste siegreicher Truppen besetzt war. —

Nach dem angenehmen verlebten Ruhetag wurde der Rückmarsch nach der Küste angetreten. Am vierten Tage erreichten wir den Kinganißluß bei der Mtonifähre; dort war Wißmann erschienen, um die berühmtesten Männer Afrikas zu begrüßen. Am Stationsgebäude war ein von Palmzweigen eingefasster Raum zum Empfang hergestellt; als ich jedoch mit Hauptmann Rochus Schmidt jenseits des Flusses eingetroffen war und wir die demnächst ankommende Karawane signalisierten, litt es Wißmann nicht mehr im Hause, er ließ sich übersetzen und nach kurzer Zeit reichten sich die drei, wohl für alle Zeiten zu den ersten Afrikareisenden zählenden, die Hände.

Das Übersetzen der endlosen Karawane nahm natürlich Stunden in Anspruch und wurde von den Führern nicht abgewartet. Nach einem kleinen Frühstück, das am Mtonifort eingenommen wurde, bestiegen alle Herren die Reittiere (Wißmann hatte aus Bagamoyo das ganze Pferdmaterial nach Mtoni bringen lassen), und nach tüchtigem Ritte waren wir zur Mittagszeit auf dem Exerzierplatz zu Bagamoyo angelangt. Kaum hatten die ersten Reiter die Pforte des Stacheldrahtzaunes passiert, als von den Bastionen des Forts

die Geschütze ihren Gruß abgaben, der sofort von sämtlichen Schiffen, die auf der Rhede lagen, erwidert wurde. Es war eine lebhaftere Kanonade, denn so viele Schiffe, wie an diesem 4. Dezember vor Bagamoyo lagen, hatte jene Rhede wohl noch nie gesehen und wird sie kaum wiedersehen. Soviel mir erinnerlich, waren die deutschen Kreuzer „Schwalbe“ und „Sperber“, der englische „Turquoise“, des Sultans von Sansibar Schiffe „Somali“ und „Kiloa“, neben mehreren kleineren Dampfern der Wismannschen Flotille vor Anker.

Im Rathaus wurde ein „Willkommentrunk“ eingenommen, dann den Reisenden ihre Quartiere angewiesen, Wohnungen, die in aller Eile etwas gesäubert worden waren.

Was man irgend in der „Station“ unterbringen konnte, wurde dorthin gelegt, es handelte sich ja nur um einen Tag, denn alle trachteten nach Sansibar und möglichst bald weiter zu kommen. Stanley hatte die Absicht, Emin mit nach England zu nehmen und hatte ihn bekanntlich zu bewegen versucht, die Stelle eines Gouverneurs von Britisch-Ostafrika, mit dem Sitz in Mombassa zu übernehmen, mit der Aufgabe jedoch, die Verbindung von Britisch-Ostafrika mit den verlassenen Sudanprovinzen herzustellen.

Das Ereignis des Abends, jener Sturz aus dem Fenster, vernichtete diese Pläne.

Emin selbst trug sich mit dem Gedanken, zuerst nach Kairo zum Kediven zu reisen, dessen General und Gouverneur er ja immer noch war, um, je nach den Beschlüssen desselben, entweder Verwendung im Feldzuge gegen seinen Feind, den Mahdi zu finden oder in Ägypten zu bleiben. Konstatiert sei hier nur, daß Emin durchaus keine Neigung hatte, nach Europa — auch nicht nach Deutschland zurückzukehren. —

Casati, dessen Tod vor wenigen Monaten (März 1902) gemeldet wurde, trachtete danach, sobald als möglich in seine italienische Heimat zu kommen; die Zeit während des gefährlichen Zustandes Emin's verblieb er zwar noch bei seinem Freunde, als dieser aber glücklich vorüber war, trat er die Heimreise an.

Von den beiden Missionaren blieb Schynse zurück, ging im

April 1890 wieder mit Emin und Stuhlmann ins Innere und erlag dort nach kurzer Zeit einer typhösen Krankheit. — Inzwischen hatte sich in Bagamoyo eine zahlreiche Schar von Europäern eingefunden, welche die Nachricht vom Eintreffen der Karawanen herbeigeführt hatte. Im Auftrage ihrer Regierungen waren zur Begrüßung erschienen: für Deutschland Konsul Steifensand, für England Generalkonsul Sir John Kirk, auch für Italien ein Konsul, dessen Namen mir nicht mehr geläufig, ferner Abgesandte vom Kediye und vom Sultan von Sansibar; von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft war deren Direktor Baron St. Paul d'Hillaire erschienen, seitens der katholischen Mission kam der Pater superior Etienne von Bagamoyo herüber u. s. w. — Alle diese Herren bekamen nun von Wisßmann eine Einladung zum Festmahle, welches um 7 Uhr beginnen sollte. Es gesellten sich zu ihnen noch einige vornehme Araber und Indier, so daß die Zahl der Teilnehmer auf 34 stieg. Der goanefische Koch der Offiziermesse hatte seinen Glanztag, alles was Küche und Keller zu bieten vermochten, durfte in Anspruch genommen werden, hatte doch Wisßmann vom deutschen Kaiser Auftrag erhalten, den berühmten Männern einen angemessenen Empfang zu bereiten.

Vor meinem Abmarsch nach Msua hatte ich mit denjenigen der deutschen Unteroffiziere, deren militärischer Sinn noch eine andere menschliche Thätigkeit zuließ, den Plan zu einer Dekoration des Ratuhauses besprochen und zu meiner freudigen Überraschung hatten die Leute mit Hülfe einer Zwangsanleihe bei den Indern, eine solche Menge bunter Tücher aufhängen können, daß mit einigem guten Willen jeder seine Nationalfarben herausfinden konnte. Den schönsten Schmuck jedoch bildeten die herrlichen Palmwedel, die alles in saftiges, fattes Grün tauchten, eine Dekoration, die nicht nur am Ratuhaufe, sondern durch ganz Bagamoyo durchgeführt war.

Den Nachmittag benutzten die meisten der Reisenden zu einem erfrischenden Bade, einigen Stunden Schlaf und dann zur Toilette, denn es war ja eine illustre Gesellschaft, die sich da in dem alten Indierhaufe versammeln sollte.

Korvettenkapitän Hirschberg von der „Schwalbe“ hatte die

Bordmusik an Land geschickt und der ungewohnte Genuß einer regelrecht spielenden Kapelle trug viel dazu bei, dem Tage eine erhöhte Feierlichkeit zu verleihen.

Zur festgesetzten Zeit erschienen die Geladenen. Man kann sich kaum ein bunteres Bild denken als das dieser Tischgesellschaft. Während die Offiziere der Wißmanntruppe und die deutschen Beamten und Civilisten, ebenso die verschiedenen Konsuln, in den bekannten tadellos weißen Tropenanzügen erschienen, auch die Kommandanten der deutschen Kriegsschiffe Hirschberg und Fohß mit ihren Offizieren, die weiße Tropenuniform trugen, zeigten sich auch viele bunte Bekleidungen. Der Pascha hatte eine khakibraune Uniform mit den Abzeichen seines ägyptischen Generalsranges angelegt, Casati einen beim Goanesen gekauften weißleinenen Anzug, Stanley trug eine weiße Jacke, die in der Art einer Husarenjacke mit Schnüren verziert war; seine Offiziere erschienen in Khakiuniform; die Missionare in ihren weißen Ordensgewändern; die Araber und Indier in ihren langen seidenen Hemden und goldgestickten Mänteln. Die Teilnehmer der Festtafel gehörten nicht nur den verschiedenartigsten Nationen und Sprachen, sondern auch den heterogensten Religionsgemeinschaften an. Katholiken, Lutheraner, Anglikaner, Reformierte, Mohammedaner und Buddhisten waren einträchtig um den langen Tisch versammelt, um der Freude Ausdruck zu geben, daß die Verlorengeglaubten der zivilisierten Welt endlich wiedergegeben waren.

Pünktlich wurden die Tischplätze eingenommen, die durch Baron Saint Paul mit der nötigen Sorgfalt verteilt nach Rang und Würden, nach Sprachkenntnissen und Eigenschaften anderer Art, auf welche Rücksichten zu nehmen waren, mit allseitiger Befriedigung angenommen wurden. Den Mittelplatz der langen Tafel nahm Wißmann ein, ihm zur Rechten Emin, zur Linken Stanley. Es schlossen sich Casati, die Konsuln u. s. w. an, während ihnen gegenüber die Befehlshaber der Kriegsschiffe, Offiziere u. s. w. die übrigen Plätze einnahmen. Der sogenannte Mehraum war ein langes schmales Gemach, etwa 18 Meter lang bei kaum 4 Meter Breite; die beiden

Längsseiten waren von je zwei Thüren unterbrochen, von denen die östlich liegenden in zwei Wohnzimmer von Beamten führten, mit dem Ausblick auf Hauptstraße, Strand und See; die anderen beiden nach dem Ausgang und der Küche. Diese Schilderung erscheint nötig, um dem Leser eine Orientierung in den Räumen zu ermöglichen. Eine breite aus Korallenfelsen und Kalk erbaute Freitreppe führte etwa fünfzehn Stufen hoch vom Hofe dieses Hauses zu diesen Räumen hinauf. Neben dem Speiseraum befand sich an der Südseite eine offene mit Wellblech gedeckte Veranda, welche die ganze Hausfront einnahm und einen prachtvollen Blick nach dem Meere, nach dem Fort, dem Exerzierplatz und den die Stadt umgebenden Kokospalmenwald bot. Eine frische Seebriese wehte zumeist angenehme Kühlung und machte diese Veranda zu einem Eldorado aller Ruhe- und Verdauungsbedürftigen.

Nachdem die Festteilnehmer ihre Plätze und dann die Schildkrötensuppe eingenommen hatten, erhob sich Wiszmann, um die Gäste zu begrüßen, namentlich aber um sich des Auftrages zu entledigen, die ausgezeichneten Afrikaforscher Stanley, Emin und Casati mit ihren Begleitern namens des deutschen Kaisers auf deutschem Boden willkommen zu heißen; sein Hoch galt diesen kühnen Männern. — Stanley erwiderte mit einem Hoch auf Wiszmann. In längerer Rede sprach „bula matari“, der „Brecher der Felsen“, wie er sich gerne nennen hörte, von den unerhörten Strapazen und Schwierigkeiten seiner Kreuz- und Querzüge, dabei manches hochinteressante Streiflicht auf die Zustände Innerafrikas werfend. Der weniger Vertrauen erweckende Teil seiner sonst formschönen Rede bestand in den überschwenglichen Frömmigkeitsergüssen, die er an jeder beliebigen Stelle einfließen ließ. Alle Hochachtung vor religiösem Gefühl, auch der Schreiber dieser Zeilen ist der Meinung, daß derjenige übel beraten ist, der den Glauben an die Allmacht Gottes über Bord geworfen, die in solcher absichtlichen Weise aber an den Tag gebrachte Frömmigkeit machte auf die Mehrzahl jener Zuhörer jedoch sichtlich nicht den von dem Redner beabsichtigten Eindruck.

Nach Stanley erhob sich Emin Pascha, um ein Hoch auf den

deutschen Kaiser auszubringen. Schon die wenigen Worte, die er sprach, fesselten durch den Gedankenreichtum, der in sie hineingelegt, in noch höherem Grade aber seine, etwa eine Stunde später gehaltene umfangreichere Rede auf die Missionen der Pères blanc, der Mission von Algier, deren wirklich hervorragende Verdienste er ins hellste Licht zog. Ich erwähne absichtlich diese auch stilistisch außergewöhnlich schöne Rede, weil sie mir mit als Beleg für meine Behauptung dient, daß in allerletzter Linie nicht die Wirkung der Alkoholen den Sturz Emin's verschuldet haben könnte. — Der deutsche Konsul Steifensand sprach auf die Königin von England, Generalkonsul Kirk auf gute Waffenbrüderschaft Englands und Deutschlands in Afrika, kurzum, es fehlte nicht an anregenden inhaltsreichen und zum Teil auch formschönen Reden; die erregten Gemüther suchten ihre Gedanken los zu werden und da die Tafel eine reichhaltige sich lang hinziehende war, so boten die zahlreichen Pausen zum Sprechen erwünschte Gelegenheit. Nach und nach schlugen die Wogen der Freude höher, in englischer, französischer, italienischer, arabischer und deutscher Zunge bewegte sich die Unterhaltung hin und her; französischer Bordeaux und deutsche Rhein- und Moselweine, französische und deutsche Schaumweine thaten ihre Wirkung und den weniger enthaltamen Trinkern mag gegen 9 Uhr, als der Unfall des Paschas sich ereignete, der Kopf allerdings schon etwas schwer gewesen sein.

Der Umstand, daß Emin nach seiner Genesung sich nicht mehr genau darauf besinnen konnte, welche Ursache ihn zum Aufstehen vom Tisch veranlaßt hatte, läßt die Lösung des Räthfels niemals ganz erwarten. Die von der Mehrzahl der Deutschen sofort angenommene Auslegung scheint der Wahrheit am nächsten zu liegen und hat auch nach Emin's eigener Aussage, die größte Wahrscheinlichkeit für sich. Es ist bekannt, daß der Pascha an großer Kurzsichtigkeit litt; wer ihn beobachtete, wie er beim Schreiben, trotz schärfster Brille, die Augen dicht über das Blatt beugen mußte, um seine Handschrift zu Papier zu bringen, eine Schrift, die in ihrer Miniaturkleinheit so scharf und regelmäßig wie eine Lithographie erschien, der kann sich leicht vorstellen, daß er bei dieser

Augenschwäche jene für ihn so verhängnißvoll gewordene Maueröffnung eben für eine Thüre halten konnte, die ins Freie führt.

Der Vorgang selbst war nun der folgende: Emin hatte mit seiner Rede auf die Thätigkeit der Missionen, die eine Courtoisie für die anwesenden Patres war, allgemeinen Beifall gefunden. Man war in eifrigster Unterhaltung; die Uhr war 9 geworden, man hatte bereits zwei Stunden getaselt und es fiel also nicht mehr besonders auf, wenn dieser oder jener sich erhob und im Ausgang verschwand. Auch Emin war aufgestanden und durch die ihm zunächst liegende Thür getreten, die aber nicht nach dem Ausgang, sondern in eines der beiden straßenseitigen Zimmer führte. Der Raum hatte zwei Fenster und in der Mitte der Fensterwand eine bis beinahe zum Fußboden reichende Öffnung, welche ursprünglich den Ausgang zu einer Veranda bilden sollte, deren Bau wegen der Flucht des Hauseigentümers beim Ausbruch des Aufruhrs unterblieben war. — Die Straße vor dem Ratuhaufe erweitert sich dort zu einem breiten freien Plage, der, wie alle jene aus Korallengestein bestehenden Straßen, beinahe weiß aussieht und den Emin in seiner großen Kurzsichtigkeit nicht erkennen konnte. Es kommt hinzu, und das ist nicht unwesentlich, daß Emin seit 12 Jahren immer zu ebener Erde gewohnt hatte, also des Treppensteigens entwöhnt war. Es mag ihm also sehr leicht in diesem Augenblicke die Erinnerung daran gefehlt haben, daß er eine Treppe erstiegen hatte. Alle diese Umstände zusammengenommen, lassen es ganz erklärlich erscheinen, daß der Pascha, der ins Freie treten wollte, jene Öffnung für eine ins Freie führende Thüre zu ebener Erde hielt, auf sie zuging, über die etwa 15 Centimeter hohe Schwelle stolperte und über diese hinausfiel. Die ganze Schwere des Sturzes aus $3\frac{3}{4}$ Meter Höhe, wurde durch ein kleines Wellblechdach zwar etwas gemildert, hatte aber trotzdem, da Emin auf den harten Korallenboden, wahrscheinlich mit dem Kopf zuerst niederschlug, einen Bruch der Schädelbasis zur Folge. Der Rippenbruch und die Kontusionen der linken Körperseite sind wohl Folgen des Aufschlagens auf die Kanten des Wellblechdaches gewesen.

Die Ansicht, die auch der Pascha später selbst über die Ursache

feines Hinausgehens vertrat, war die folgende. Er hatte seinen Sudanleuten befohlen, um 9 Uhr vor dem Rathhause anzutreten, um den versammelten Europäern das ungewohnte Schauspiel eines sudanesischen Kriegstanzes zu bieten. Durch das Stimmengewirr bei Tisch hindurch hatte er nun bereits die Musik seiner Leute (Holztrommeln und Kriegshörner) vernommen und hatte den Leuten nun Anweisungen für die Aufstellung geben wollen. Thatsache ist, daß seine Leute gerade in dem Moment vor dem Hause aufmarschierten, als er abstürzte. — Die vor dem Hause herumstehenden Afikari und Boys hoben ihn sofort auf, und, da ihm Blut aus Mund und Nase floß, trugen sie ihn vernünftigerweise ohne weiteres nach dem Lazarett. Einige kamen zur Gesellschaft hinaufgeeilt und erzählten von dem Unglück zuerst dem Koch. Dieser ließ den Chef von Bagamoyo, Hauptmann Richelmann hinausbitten und dieser lief nach Empfang der Kunde sofort den Trägern nach, holte sie beim Lazarett noch ein, wo glücklicherweise unser Arzt Dr. Brehme anwesend war und die erste Hülfe leisten konnte. Seine Diagnose auf linksseitigen Schädelbruch wollten zwar die später herbeigerufenen Ärzte Dr. Lotisch und Dr. Parke nicht sofort anerkennen und nur Père Etienne, der auch Medizin studiert hatte, teilte seine Ansicht, die sich dann auch als die richtige herausstellte.

Über das Ende der Empfangsfeier kann ich kurz hinweggehen. Das Bekanntwerden des Unfalls dämpfte natürlich die Fröhlichkeit, und früher als es wohl sonst geschehen wäre, trennte sich die Gesellschaft. Am anderen Tage fuhren Wismann und Casati auf der „Turquoise“, Stanley auf dem „Sperber“ nach Sansibar. Casati blieb als Gast des italienischen Konsuls noch etwa 14 Tage in Sansibar, besuchte von dort aus Emin einigemal. Der günstige Einfluß dieser Besuche auf Emin's Befinden und Stimmung war unverkennbar. Stanley aber konnte es nicht unterlassen, sogar in den Tagen der Krisis den Pascha zu beunruhigen, und nachdem ihm die persönlichen Besuche durch den Arzt untersagt worden waren, über seine politischen Pläne in taktloser Weise seinen Adjutanten Steairs mit dem Pascha weiter unterhandeln zu lassen.

Schließlich wurde das Lazarett völlig abgesperrt, und in den

darauf folgenden Wochen absoluter Ruhe heilten Emin's Wunden mit erstaunlicher Schnelligkeit. Er war, selbst ein hervorragend geschickter Arzt, auch ein vorzüglicher Patient, der dem behandelnden Arzt auf jede Art den Dienst erleichterte. Schon in der siebenten Woche nach dem Sturze konnte Emin wieder ein Pferd besteigen und fast jeden Tag ritt er nach der Missionsstation der weißen Väter, wo ihm ein sympathischer Gedankenaustausch mit Père Etienne, Frère Oskar und den anderen Patres wohl that. Gegen jedermann liebenswürdig und bescheiden, in Gesellschaft heiter, war der Pascha dennoch im allgemeinen vorsichtig im Umgange mit Menschen, und schloß sich nicht leicht an.

Wenn später das ziemlich harte Urtheil über ihn gefällt wurde mit der Behauptung, er hätte zum deutschen Beamten nicht wohl das Zeug gehabt, sei ohne Energie und „schlapp“ gewesen, so stimmt dieses Urtheil nicht gut zu der Thatsache, daß er jahrelang allein den gefährlichen Lagen, den Revolten der eigenen Offiziere und Soldaten gegenüber, sich behauptet hat, und ferner ist es auch jedem Eingeweihten wohl ganz klar, daß der ihm in Wort und Schrift gezeigte, geringe Grad von Hochachtung und Respekt der damaligen Machthaber ihm nicht gerade zur Ermunterung, sich dem deutschen Dienste zu widmen, dienen konnten. Die Beurteilung seines Charakters ist, wie nicht zu leugnen, eine schwankende; soviel steht jedoch fest: Seine Persönlichkeit war sympathisch und liebenswürdig, die Anerkennung seiner wissenschaftlichen Bedeutung hat auch die Mißgunst ihm nicht nehmen können und es ist sein späteres tragisches Geschick in jedem Falle tief zu bedauern. Infolge allmählicher Erblindung schwer mit dem Leben kämpfen zu müssen und zuletzt einem feigen Meuchelmörder zum Opfer zu fallen, war wahrlich als Abschluß eines so thatenreichen Lebens und unermüdlchen Strebens ein hartes Los.



Negerſchule.

Negerschulen in Deutsch-Ostafrika.

Von Konrad Weidmann.

Wenn von Negerschulen in Deutsch-Ostafrika die Rede ist, dann darf sich der geneigte Leser nicht dem Gedanken hingeben, daß dort, wie im gesegneten Deutschland, die Schule im Leben des Volkes wie im Leben des einzelnen in jeder Weise den Ausschlag gibt. Ein Mann ohne Schulbildung ist in Deutschland eine Seltenheit und er ist auch im Kampf ums Dasein recht übel daran; ganz anders ist's in Afrika, in unseren Tropenkolonien. Dort ist das durch Schulunterricht gewonnene Wissen noch nicht zur ersten Bedingung der Existenzfähigkeit der Menschen geworden und es mag noch ein reichliches Menschenalter darüber hingehen, ehe der Wadschagga-Jüngling dem Usipamädchen seine Gefühle in einem regelrechten Liebesbriefe kund thun wird. Das Schulwesen in Deutsch-Ostafrika steht noch heute auf einer Stufe, die über die ersten Anfänge kaum hinausgeht. Nur die bedeutendsten Küstenorte haben Einrichtungen, die mit unseren Dorfschulen etwa eine entfernte Ähnlichkeit besitzen.

Bis zur Besitzergreifung durch die Deutschen kannte man im Küstenlande von Schulen fast gar nichts. Die eingeborenen Wasuaheli, die in großer Abhängigkeit von den Sansibar-Arabern lebten, empfangen die wenigen kulturellen Güter durch diese, und nur selten kam es vor, daß ein bevorzugter, begüterter Wasuaheli seine Söhne in die Schule der Araber schicken durfte. In den größeren Küsten-

plätzen unterhielten nämlich die vornehmen Araber einen Wallimu (Lehrer), der ihre Söhne täglich einige Stunden unter Aufficht nahm und ihnen notdürftig im Schreiben das arabische Alphabet, im Lesen und Auswendiglernen einige Koransprüche beibrachte. Als Schreibtafeln dienten gewöhnlich die Schulterblätter der Kamele, als Schreibfedern geſpizte, eingesnittene dünne Bambusröhrchen. Der Unterricht wurde in einer Baraſa, offenen Halle, erteilt und entbehrte, da alle Vorgänge des Straßenlebens ſich vor den Augen der Schüler abwickelten, nicht einer, dem Lehrer wie den Schülern angenehmen Abwechslung. Da der Waſuaheli keine Schriftzeichen kannte, war er angewieſen, ſeine Sprache in arabische Schriftform zu kleiden, dem arabischen Alphabet fehlen jedoch die Zeichen für mehrere Laute des Kiſuaheli, und ſo iſt eine Verſtümmelung der Sprache die unausbleibliche Folge geweſen.

Zu dieſem Übelſtand tritt noch der weit größere hinzu, daß die in Oſtafrika eindringende Kultur dem bis dahin anſpruchsloſen Volke tauſenderlei neue Dinge brachte, die es bisher nicht kannte und für die es keine Namen hatte. Für alle dieſe Dinge ſind nun entweder arabische, indiſche (guzerati), engliſche oder andere fremdſprachliche Bezeichnungen, teils unverfälſcht, teils willkürlich geändert, entſtanden, welche in ihrer Geſamtheit gewiß nicht dazu beitragen, die urſprünglich ſchöne, vor allem wohlklingende Sprache zu verbessern. Um dieſem Übel abzuhelfen, muß dafür geſorgt werden, daß mit der wachſenden Kenntnis des grammatikalischen Aufbaues des Kiſuaheli möglichſt viel Fremdes ausgeſchieden, und durch der Sprache naheliegendere Bezeichnungen erſetzt wird.

Die erſten Verſuche, Schulen nach europäiſchem Muſter einzurichten, gingen von den katholiſchen Miſſionaren, „Väter vom heiligen Geiſt“, aus, deren apoſtoliſche Präſektur „Nordſanſibar“ im oſtafrikanischen Feſtlande zahlreiche Stationen gründete und bei deren Heranwachſen für die Jüglinge den Schulunterricht einführte. Wenn auch der Unterricht in franzöſiſcher Sprache erteilt wurde und, dem Miſſionswerk entſprechend, ſich hauptſächlich auf bibliſchen, d. h. Religionsunterricht beſchränkte, ſo ſind doch dieſen Miſſionſchulen

Jüglinge entwachsen, die eine zuverlässige Stütze in kultureller Hinsicht genannt werden durften, und da nach einem Übereinkommen des Reichskommissars Wisßmann mit dem apostolischen Vikariat schon seit dem Jahre 1890 der Unterricht in deutscher Sprache erteilt wird, so darf man also jene katholischen Missionen als die ersten Pflanzstätten deutscher Kultur in Deutsch-Ostafrika bezeichnen. Während die Gründung dieser katholischen Missions-schulen bis in den Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zurückreichen, setzte die evangelische Mission erst mit dem Jahre 1887 ein und erst 1890 eröffneten Missionar Krämer und Frau die erste evangelische Schule in Tanga mit wenigen Negerkindern. Wie die ganze Kolonie sich nur langsam entwickelt, so ist auch die Ausbreitung des Schulwesens eine bedauerlich langsame; viele Jahre hindurch beschränkte sich der Einfluß des deutschen Mutterlandes darauf, die Verwaltung des Landes in politischer Hinsicht in die Hand zu bekommen, während für kulturelle Entwicklung wenig gethan wurde. — Jahrelang war denn auch die erste deutsche Schule in Tanga, die von der evangelischen Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika auf die deutsche Kolonialgesellschaft übergegangen war, nur von letzterer über Wasser gehalten und kämpfte mit immerwährenden Hindernissen, die ihr namentlich der Einfluß des Islams bereitete. Endlich aber trat die Regierung auch der Schulfrage näher und übernahm jene Einrichtungen in Tanga, begründete auch in Dar es Salaam, dem Regierungssitz, eine deutsche Schule und, nachdem an diesen beiden Erziehungsstätten brauchbare Hilfskräfte herangezogen waren, ging man dazu über, an allen größeren Küstenplätzen Schulen einzurichten. Im Innern des Landes liegt das Schulwesen heute noch in den Händen der Missionen und wird nur langsam, mit der Entwicklung des Landes Hand in Hand gehend, das Verhältnis ein besseres werden.

Die Gebäude, in denen die Regierungsschulen untergebracht sind, tragen den Stempel größter Einfachheit, ein großer offener Raum ebener Erde bildet die Schulstube und einige Bänke bilden das Möblement. Die Schüler selbst sind sehr verschiedenartig; neben

den schulpflichtigen Kindern, die seit mehreren Jahren auf Befehl des Gouvernements die Schulen besuchen müssen, beehren dieselbe bald mehr bald weniger Freiwillige.

Es sind dies nicht nur Christen, die auf irgend einer Missionsstation getauft wurden, sondern auch mohamedanische Erwachsene beider Geschlechter, die von dem Gedanken beseelt sind, daß ihr Fortkommen wesentlich erleichtert werde, wenn sie die Sprache der bwana mkubwa's und der bibi's (großen Herren und gnädigen Frauen) sprechen lernten. Die Araber verhalten sich zurückhaltend, dagegen spielen sich die Indier als Freunde der Schule auf.

Letztere sind als Träger des Kaufmannstandes, vom Kleinrämer bis zum Großhändler hinauf, sehr daran interessiert, mit der Regierungssprache vertraut zu werden, sie werden dadurch auch den eingewanderten Deutschen gegenüber konkurrenzfähig und behalten oder sichern sich wenigstens ihr Handelsmonopol auf lange Zeit hinaus.

Es erscheinen also im Schulhause groß und klein, Männer, Frauen und Kinder, und lauschen andächtig den Lehren der Wadatschi (Deutschen). Der Beruf des Lehrers ist wahrlich dort kein leichter, da die Entwicklungsstufen der Schüler so außerordentlich verschiedene sind, auch das Fassungsvermögen ein recht ungleiches ist. — Gewöhnlich wird der Unterricht an die Anfänger durch die schwarzen Hilfslehrer erteilt und kommen erst die Fortgeschrittenen in die Behandlung des deutschen Lehrers. Der Lehrplan ist möglichst einfach und dem Geistesleben der Schüler angepaßt, Lesen, Schreiben, Rechnen, Geschichte, Naturwissenschaft, Singen und Turnen umfassend.

Ist die Luft im Schulraume gar zu drückend, zieht der ganze Aparat in's Freie, wo im Schatten der herrlichen Mangobäume (siehe Bild) die Wandtafeln auf-gestellt und -gehängt werden und das Sillabieren noch einmal so gut vor sich geht als im dunkeln Mauerkäfig. Im großen ganzen ist der Ostafrikaner sehr gelehrig und machen manche Schüler ihren Lehrern große Freude. Möge das Mutterland seiner Pflichten eingedenk sein und dem Schulwesen

in den Kolonien seine volle Aufmerksamkeit zuwenden, je eher wir Kultur verbreiten, desto eher wird die Saat aufgehen zu unserm Nutzen und der Negervölker Heil.

Deutschlands Flotte.

Die deutschen Brüder sind von uns fort
Weit über das Meer gezogen,
Und deutsche Arbeit und deutsches Wort
Erbauten ein Heim sich am fernen Ort.
Und ihr Ruf dringt über die Bogen:
Hinaus ihr Brüder, aufs Meer, aufs Meer!
Schützt deutsche Arbeit, schirmt deutsche Ehr!

Der Ruf in der Heimat vernommen ward,
Und es regt sich von rüstigen Händen.
Der Stahl und das Eisen sind zäh und hart,
Doch die Blut erweicht, was spröde und erstarrt,
Es läßt sich formen und wenden.
Der mächtige Panzer gleitet ins Meer,
Alldeutschland zum Schutz, Alldeutschland zur Wehr.

Und Deutschlands Jugend drängt sich hervor
Und strömt zu den leuchtenden Schiffen.
Die deutsche Flagge steigt schwellend empor,
Und rauschender Jubel umbraust das Ohr
Wie die Brandung an felsigen Riffen:
Hinaus, ihr Brüder, aufs Meer, aufs Meer
Für Deutschlands Rechte, für Deutschlands Ehr!

Und sei's auch in Wetter und Sturmgebraus —
Wir schwenken mit „Hurrah!“ die Mützen! —
Nur mutigen Herzens hinaus, hinaus,
Es gilt, in der Ferne das deutsche Haus
Und deutsche Brüder zu schützen! —
Auf schwankender Woge die feste Wehr
Dampft Deutschlands Flotte hinaus ins Meer.

Bruno Johannsen.

Ein Gottesgericht.

Von Reinhold v. Werner.

An der Nordostküste Englands, in der Nähe der schottischen Grenze erhebt sich das sonst verhältnismäßig niedrige Ufer auf eine Strecke von einigen englischen Meilen zu größerer Höhe. Ein Ausläufer des Cheviotgebirges tritt hier unmittelbar bis an das Meer heran und stürzt sich dann steil in dasselbe hinab.

Während nördlich und südlich die Küste bis wenige Schritte vom Strande ganz rein ist und keine Untiefen die Schifffahrt bedrohen, setzt sich der Höhenzug seewärts in zwei Rissen fort, die mit der Örtlichkeit unbekanntem Schiffen leicht gefährlich werden können, da sie mit Ausnahme niedriger Ebbe vom Wasser bedeckt sind, und sich nur bei stürmischer Witterung durch die auf ihnen stehende Brandung dem Auge verraten. Auf der anderen Seite bieten sie jedoch auch wieder den Fahrzeugen vortrefflichen Schutz gegen Sturm und See, deren Führer mit ihrer Lage vertraut sind.

Von den beiden Seitenflächen des Höhenzuges auslaufend, erstreckt sich das südliche der Risse recht ostwärts, das nördliche dagegen biegt sich nahezu halbkreisförmig und soweit gegen das erstere, daß zwischen den beiden Endpunkten eine Entfernung von einigen hundert Schritten bleibt. Dadurch entsteht eine Bai, in der die Schiffe einen vortrefflich geschützten Ankerplatz finden, weil die Risse die hochgehenden Wogen brechen. In neuerer Zeit wird der Eingang durch zwei Bojen gekennzeichnet und nachts giebt ein auf dem

Landes stehender Leuchtturm die erforderliche Richtung an, wiewgleich trotzdem immer noch Lokalkenntnis dazu gehört, um die ziemlich schmale Einfahrt nicht zu verfehlen.

Bis zu Anfang des Jahrhunderts war das Einlaufen bei weitem schwieriger. Am Tage ging es noch: die damals fehlenden Bojen waren durch Landmarken ersetzt, aber nachts stand es schlimm. Der Feuerturm befand sich unten am Strande, war niedrig und warf sein schwaches Licht nur wenige Seemeilen weit. Ja nicht selten kam es vor, daß ein heftiger Windstoß die schlecht verwahrte Flamme plötzlich ganz verlöschte. Wehe dann dem Schiffe, das ihrem Schimmer vertrauend seinen Weg landwärts genommen!

Ein Spielball des Sturmes und der Wellen trieb es hilflos in die dunkle Nacht hinein, um an den tückischen Klippen zu scheitern, und nur selten überlebte einer der Mannschaft die nächsten Stunden. Die tobende Brandung begrub bald alles Lebende in ihrem Schoße.

Wohl würde es oft möglich gewesen sein, den Verunglückten von der geschützten Bai aus mit Rettungsbooten Hilfe zu bringen, aber zur damaligen Zeit feierte die Humanität noch nicht so glänzende Triumphe, wie jetzt. Dem furchtbaren Geschick der Schiffbrüchigen gegenüber verhielt sich die Landbevölkerung meist teilnahmslos. Man schenkte ihnen ein flüchtiges Bedauern, aber an thatkräftige Hilfe dachten nur wenige Menschenfreunde, und auch ihre Anstrengungen blieben aus Mangel an Opferwilligkeit und werthätiger Unterstützung auf die Dauer erfolglos. Auf den Küstenbewohnern, die in erster Reihe berufen waren, diese Unterstützung zu gewähren, lagerte noch der finstere Geist des alten Strandrechts und hielt sie in seinem Banden gefangen. Was das Meer auswarf, betrachteten sie als ihr rechtmäßiges Eigentum. Die Begier nach reicher müheloser Beute ersticke in ihnen alle besseren Gefühle; sie verwirrte die Begriffe und zwar nicht nur im niederen Volke, sondern auch in den höheren Klassen. — Nach altem Brauche hatten die Feudalherren Anspruch auf einen bedeutenden Teil des Strandgutes, das die See an ihr Territorium schwemmte. Seit Jahrhunderten war von Staats wegen versucht, ihnen dies Recht streitig zu machen, aber erst

in neuester Zeit ist es gelungen, die Überreste barbarischer Sitte gänzlich zu beseitigen. In dem Widerstande gegen die vom Staate in dieser Richtung gegebenen Gesetze begegneten sich die Landesherren und ihre Unterthanen mit gleicher Zähigkeit, weil beide ihren Beuteanteil gefährdet sahen; heimlich mit List oder auch offen mit Gewalt suchten sie ihr vermeintliches Recht zu wahren. Daß unter solchen Umständen die Moral bedeutend leiden mußte, war nur natürlich. Die Strandbewohner begrüßten nicht nur oft den Sturm mit Freude und in der Hoffnung, daß er ihnen Reichthümer in den Schoß warf, sondern die Habsucht führte sie auch auf furchtbare Abwege.

Bisweilen zeigten sie sich unbarmherziger, als der Sturm selbst, und das unglückselige Schiff, das sonst der drohenden Gefahr entronnen wäre, wurde von ihnen durch falsche Signale hineingelockt, um elend zu verderben. Auch Rupertsbai war einst der Schauplatz solcher Verbrechen, und lange Zeit entzogen sie sich der Entdeckung, bis endlich ein furchtbares Gottesgericht über die Missethäter hereinbrach und ihre Unthaten an ihnen heimsuchte.

Ein Zufall führte mich vor längeren Jahren in diese den fremden Seefahrern fast unbekannte Gegend und gab mir Gelegenheit, das Nähere über jene unheilvolle Katastrophe an Ort und Stelle zu erfahren, von der ich erzählen will. Während des harten Winters im Jahre 1845 kam ich mit einem deutschen Schiffe von Ostindien zurück. Wir hatten eine ziemlich lange Reise gehabt, die jedoch sonst einen günstigen Verlauf genommen. Unser Bestimmungsort war Hamburg, und wir liefen gerade am Neujahrstage mit frischem südlichen Winde aus dem englischen Kanal in die Nordsee ein.

Sehr bald zog sich der Wind jedoch östlich und wurde mit bitterer Kälte stürmisch. Wir mußten beständig kreuzen und vierzehn Tage lang waren Sturm, Schnee und Eis unsere unablässigen Begleiter. — Sonne und Gestirne ließen sich nicht blicken. Wir tappten nur mit Hilfe des Senkbleies unsern Weg; alle Stunden

wurde gelotet; in unsere Hände schnitt es wie mit Messern, wenn die aus dem eisigen Wasser kommende Leine durch die Finger glitt.

Auf dem Oberdeck lagerte das Eis in fußhoher Decke; jeder überkommende Tropfen Sprizwasser erstarrte sofort und überzog die zur Bedienung des Segels erforderlichen Taue mit dicker Kruste, so daß sie nicht mehr durch die Blöcke schonen und nur mit größter Anstrengung zu regieren waren. Durch die lange Reise von vier Monaten war der Proviant knapp und schlecht geworden, es zeigten sich bedenkliche Spuren von Skorbut und die Strapazen hatten uns hart mitgenommen, so daß wir mit Jubel die endliche Aenderung des Windes begrüßten, die uns gestattete, mit geradem Kurse in die Elbmündung einzulaufen. Doch die Freude nach fast anderthalbjähriger Abwesenheit und so schweren Mühen die Heimat wieder zu begrüßen, war verfrüht. Kaum hatten wir die lang ersehnte rote Sonne, das Merkzeichen der Elbmündung passiert, da trieben uns mit der Ebbe große Eisfelder entgegen. Es war unmöglich, sich ohne Gefahr, von ihnen durchschnitten zu werden, weiter zu wagen, und so mußten wir wieder hinaus in die ungasstliche Nordsee, um einen englischen Hafen aufzusuchen und dort zu warten, bis unsere deutschen Ströme eisfrei wurden.

Unser böses Geschick verfolgte uns; der Wind blies westlich und das Kreuzen begann von neuem. Der Frost hatte etwas nachgelassen, doch Sturm und Schnee dauerten.

Wir wollten in die Humber einlaufen, aber uns packte ein schwerer Südwest, so daß wir dicht reesen mußten und nordwärts trieben, auch noch an der Tyne vorbei, die wir vergebens zu erreichen suchten. Und dann sprang der Wind auf Nordost und mit ihm kam wieder ein Schneesturm, der uns eisig bis auf das Mark der Knochen ging und uns gegen die Klüste drängte.

Das war eine arge Tour, denn einen sicheren Hafen hatten wir nicht unter Lee außer Rupertsbai; aber auf der Karte starrete ihr schmaler Eingang so von Klippen, daß Einsegeln für Fremde unmöglich schien, und bis zu diesem Augenblicke hatte auch niemand von uns etwas von der Bucht je gehört.

Absegeln von der Küste mit dem schwer beladenen und tief im Wasser liegenden Schiffe war bei dem harten Sturm ein schwierig Ding und schien nicht gut möglich. Nach unserer Rechnung und nach den Lotungen konnten wir nur noch wenige Meilen vom Land entfernt sein und wir machten uns auf Schlimmes gefaßt.

Da karte es zwischen den Schneeböen etwas auf und wir erblickten luwwärts-von uns einen englischen Kutter, der wie wir unter Sturmsegeln trieb; in Lee aber tauchte hohes Land am Horizonte auf. Als der Kutter uns sah, halste er, hielt auf uns herunter und drehte dann in unserer unmittelbaren Nähe bei.

Was für ein schönes schneidiges Fahrzeug war das, wie leicht und elastisch hob es sich auf die anstürmenden Wellen, während ihr Gischt sprühend über den niedrigen Bord brach!

„Wollt Ihr einen Lotsen?“ tönte es durch das Sprachrohr herüber.

„Ja, für die Tyne,“ lautete die Antwort unseres Kapitäns.

„Ist unmöglich bei dem Winde. Ihr müßt nach Rupertsbai hinein, sonst setzt Euch der Strom auf die Küste,“ rief der Mann wieder, der auf dem Hinterdeck des Kutters stand.

Am Horizonte quer ab zeigte sich die Brandung und die Entscheidung drängte.

„Gut, wie viel wollt Ihr haben?“

„Nichts, werft eine Leine herüber!“

Wunderbar! wir hatten erwartet, daß der Lotse mindestens 100 Pfund fordern würde und hätten sie gern gewährt, und nun verlangte er nichts. Und dann, was wollte er mit der Leine?

Doch es war keine Zeit, darüber nachzudenken; die Lotleine flog hinüber und wurde geschickt vom Lotsen aufgefangen. Im Augenblick hatte er sie sich um den Leib und noch seinen Kleidersack aus wasserdichter geteelter Leinwand daran befestigt. „Hol über!“ rief er uns zu und sprang über Bord.

Das alles ging so schnell, daß wir gar nicht zur Besinnung kamen. Mechanisch holten wir die Leine ein; wir glaubten einen

Irrsinnigen vor uns zu haben, der während eines Schneesturmes in die See sprang.

Er kam glücklich an Bord.

„Guten Tag, Kapitän!“ rief er diesem die nasse Hand reichend zu. „Ein Boot kann in solcher See nicht leben, drum mußte ich es schon so machen. Der Kutter muß draußen bleiben, weil dort landwärts noch ein Schiff in Sicht ist, das möglicherweise der Hilfe bedarf, und es war keine Zeit mehr zu verlieren, in einer Stunde hättest Ihr auf dem Riff gefessen und wäret ohne Gnade verloren gewesen. Doch jetzt laßt mich auf einige Minuten in Eure Kajüte treten, Kapitän, um mich umzuziehen. Das Bad war verdammt kalt und hoffentlich hat mein Kleidersack dicht gehalten,“ fügte er lachend hinzu. Das klang nicht irrsinnig, sondern sehr verständig. In kürzester Zeit war er wieder zur Stelle. Der Schnee verfinsterte aufs neue die Luft und man konnte kaum noch die Konturen der Küste erkennen. Der Lotse suchte scharf den Horizont ab. „Es ist verteufelt dick,“ äußerte er, „doch da ist ja der Turm!“ und dabei nahm er eine Peilung desselben mit dem Kompaß.

„So, Kapitän, alles ist klar, jetzt auf mit dem Ruder und die Fock los. Wir müssen Fahrt haben, damit uns der Strom nicht quer und auf das Riff setzt; ich werde selbst das Ruder nehmen, denn es kommt alles auf gutes Steuern an.“

Das sagte er in so ruhigem, zuversichtlichen Tone, daß er sofort unser ganzes Vertrauen gewann.

Die Raaen wurden gebraßt, die Fock los gemacht und das Ruder aufgedreht. Das Schiff fiel vor dem Winde ab, und ging nun mit fliegender Fahrt landwärts. Nach kaum einer halben Stunde waren wir nur noch wenige tausend Schritte von dem Riffe entfernt, aber vergebens spähten wir nach dem Eingange, überall sahen wir nur kochenden Schaum.

Der Sturm heulte durch die Takelage und jagte uns blitzschnell den zackigen Klippen entgegen, die jetzt hier und dort schwarz und drohend aus dem dampfenden Gischt hervorblickten. Die schweren Grundseen wälzten sich mit donnerndem Geräusch überbrechend neben

unserem Schiffe, und rings umher brauste und zischte und pfiß es in den Lüften und in der Tiefe.

Unser Vertrauen zum Lotsen drohte ebenso schnell zu verschwinden, wie es gekommen. Von den in der Karte verzeichneten Bojen sahen wir nichts, nur das Tosen der vom Sturm gepeitschten Wellen schlug immer lauter an unser Ohr. Unwillkürlich wandten wir unsere Augen von dem wütenden Chaos ab. Wir waren ihm bereits zu nahe, um entfliehen zu können und wiederum glaubten wir in dem Lotsen einen Wahnsinnigen zu sehen, der sich mit uns dem sicheren Verderben zuführte. Es lag wie ein Bann auf uns; in wenigen Minuten mußte unser Schicksal besiegelt sein.

Der Lotse stand ruhig und scheinbar unberührt von den umgebenden Schrecken auf seinem Posten. Mit sicherer Hand lenkte er das Steuer, den Kurs des Schiffes auf den Feuerturm gerichtet, dessen weißes Gemäuer sich jetzt immer heller und deutlicher von dem grauen Hintergrunde der Schneewolken abhob.

Und nun schoß das Schiff hinein in die wütende Brandung wie in den Rachen eines Ungeheuers. Von allen Seiten schlugen die Fluten über ihm zusammen, als sei es selbst eine Klippe; es wand und krümmte sich unter dem gewaltigen Drucke der Segel, der es von Welle zu Welle jagte, und mit stockendem Atem erwarteten wir jeden Augenblick den Stoß, der uns vernichten sollte.

Doch er kam nicht und in wenigen Sekunden war auch der Alp von unserer Brust genommen. Die furchtbaren Bewegungen des Schiffes hörten plötzlich auf, die Brandung lag hinter uns und wir befanden uns in ruhigem Wasser.

„Backbords Hinterbrassen! Gei auf Fock!“ kommandierte der Lotse.

Die Raan flogen herum, die Fock wurde gezeit und das Schiff drehte dem Ruder folgend an den Wind, um in wenigen Minuten durch das backgelegte Vormarssegel zum Stillstand gebracht zu werden.

Der Anker fiel, die Segel wurden festgemacht, und wir lagen geborgen hinter dem Riff, das wie eine schützende Mauer uns um-

hing und dem Anpralle der gewaltig sich türmenden Wogen wehrte; die ohnmächtig an ihm zerschellten.

„Alles klar, Kapitän,“ sagte der Lotse, vom Ruder abtretend, „auf den Grund können Sie sich verlassen, der hält, und Sie liegen hier so sicher, wie in Abrahams Schoß, wenn draußen auch ein Orkan weht. Es kniff ein wenig, da bei der Brandung die Bojen nicht zu sehen waren, aber mein Vater kam mir zu Hülfe und da ging es.“

Wir blickten den Sprecher erstaunt an, seine Worte erweckten wieder das alte Mißtrauen. „Euer Vater?“ fragte sichtlich erschreckt der Kapitän.

„Jawohl, mein Vater!“ erwiderte er. „Er ist Wächter des Feuerturmes und hat gesehen, daß die Bojen unterschritten. Da hat er jene Flaggstange am Strande aufgerichtet und wenn man sie mit dem Turm in Linie hält, dann hat man genau die Mitte des Eingangs.“

Wir baten im Herzen dem jungen Manne, der uns mit soviel Bravour und seemännischem Geschick geführt und uns vor sicherem Verderben bewahrt, unsern schmählichen Verdacht ab.

„Aber weshalb habt Ihr kein Lotsgeld von uns gefordert?“ fragte der Kapitän weiter.

„Wir sind keine eigentlichen Lotsen,“ war die Erwiderung, „sondern ich und meine Kameraden auf dem Kutter gehören zur Rettungsmannschaft von Rupertsbai. Wir helfen nur Schiffern in Not und haben unsere feste Anstellung; wir stehen im Dienst der Mabelstiftung.“

„Was ist das für eine Stiftung?“

„Die Marquise Mabel Walbert hat sie vor Jahren gegründet und eine bedeutende Summe zur Beschaffung und Unterhaltung eines Kutters und eines Rettungsbootes ausgesetzt. Doch da kommt das Boot, um mich abzuholen,“ unterbrach er sich, „ich bin schon acht Tage draußen gewesen und die Meinen erwarten mich. Adieu Kapitän, wenn das Wetter besser wird und Sie wollen fort, bringe ich Sie wieder hinaus.“

Damit ging er in das inzwischen angelegte Boot und fuhr an

Land. Wir blieben fast drei Wochen in Rupertsbai; es lag sich dort ruhig und sicher, eine abermalige Verseglung hätte nur Mühe und Kosten verursacht und der gesamten Besatzung war dringend Erholung nötig.

Wie schon erwähnt wurde die Bai landwärts durch einen Höhenzug begrenzt. An seinem südlichen Abhange lag unweit des Strandes ein Dörfchen, das aus zehn bis zwölf kleinen, aber sehr sauber gehaltenen Häuschen bestand. Sie waren von Gärten umgeben, und man sah es ihnen schon von weitem an, daß die Bewohner sich einer gewissen Wohlhabenheit erfreuten. Das Gewerbe der letzteren war Seefischerei, doch betrieben sie auch Landwirtschaft, wie die in der Nähe liegenden bestellten Äcker bezeugten.

Die Einwohnerzahl des Dörfchens mochte fünfzig Personen betragen; sie machten sämtlich einen ungemein vorteilhaften Eindruck auf uns. Nirgends zeigte sich eine Spur von der Roheit, die man oft in den unteren Klassen des englischen Volkes findet; alle waren freundlich, höflich und zuvorkommend, und sehr bald entspann sich zwischen ihnen und uns ein angenehmer Verkehr.

Namentlich gefiel uns aber der alte Bradford, der Vater unseres Lotsen, ein hoher Sechziger mit schneeweißem Haar, aber noch im Vollbesitz seiner körperlichen und geistigen Kräfte. Er fungierte als Vormann der Rettungsstation und zugleich als Wärter des Feuerturmes. Er beherrschte das Dorf wie ein Patriarch und hieß bei allen nur „Vater Bradford“. Ich wurde näher mit ihm bekannt und besuchte ihn bald Abend für Abend, um mit ihm zu plaudern.

Einige hundert Schritte vom Feuerturme entfernt erhoben sich die Ruinen eines ehemaligen Schlosses. Sie erregten meine Neugierde und ich sah sie mir näher an. Offenbar war das Gebäude durch Feuer zerstört, und es konnte noch nicht lange Zeit seitdem verfallen sein, denn man sah an den Mauern noch deutlich die von Rauch geschwärzten Spuren des Brandes. Von der Ruine aus hatte man eine meilenweite Aussicht landwärts, aber außer dem Fischerdorfe an der Bai war nirgends eine Spur menschlicher Wohnungen zu entdecken. Nur eine mit dünnem Heidekraut bestandene

Fläche, aus der hier und dort eine Gruppe verkümmerteter Fichten auftauchte, bot sich dem Blicke ein Bild trostloser Öde und Unfruchtbarkeit, von dem sich das kleine Fischerdorf wie eine Dase in einer Wüste abhob.

Wie war in diese traurige Gegend das Herrenhaus geraten, dessen Trümmer noch jetzt seine einstige Größe und Pracht verrieten? Was konnte ihren Besitzer bewogen haben, es in dieser abgelegenen Wüstenei zu erbauen?

Als ich am Abend wieder zu Vater Bradford kam, fragte ich ihn, ob er etwas Näheres über die Ruine wisse. Er bejahte und erzählte mir auf meine Bitte ihre Geschichte. Ich gebe sie in der einfachen und schmucklosen Weise wieder, wie er sie mir mittheilte.

* * *

„Vor sechzig Jahren, als ich ein Knabe war, sah es nicht so kahl und traurig hier aus wie jetzt,“ begann er, „dort jene Haide Strecken, auf welchen heute kaum wilde Kaninchen ihre spärliche Nahrung finden, waren damals mit prachtvollem Baumwuchs bestanden und viele schöne Rudel Hochwild ästeten auf den Lichtungen und Waldwiesen, die von hundertjährigen Eichen und Tannen umschlossen, in üppigem Wuchse grüntem. Der ganze mächtige Forst, der sich bis an die Hügelkette dort im Süden erstreckte, jenseits von der die Tyne fließt, gehörte den Ruperts. Von alters her hatte die königliche Flotte ihren Bedarf an Schiffsbauholz aus ihm bezogen, und diese Einkünfte hätten allein hingereicht, die Eigentümer als reich gelten zu lassen, selbst wenn sie nicht noch außerdem Abbeyvale mit vielen hundert Hektaren des fruchtbarsten Bodens auf der anderen Seite des Waldes besessen hätten.“

Abbeyvale bildete den Herrensitz, während das in Ruinen hier vor uns liegende Gebäude, dessen Ursprung bis in die Dänenzeit hinaufreicht, für gewöhnlich unbewohnt war nur und bei den bisweilen stattfindenden großen Jagden als Rendezvous diente.

Unsere Familie stand seit vielen Generationen im Dienste der

Ruperts. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war mein Großvater Haushofmeister und ihm folgte späterhin mein Vater, doch um jene Zeit war der Stern der Ruperts bereits im Erbleichen und das Unglück des Hauses nahte mit schnellen Schritten.

Lord William, der damalige Herr von Abbeyvale, war ein ungemein hochmütiger herrischer Charakter, der außerdem sehr verschwenderisch lebte. Seine Ehe, aus der nur ein Kind hervorgegangen, war keine glückliche, er verbrachte den größten Teil des Jahres fern von seinen Besitzungen und kümmerte sich wenig um Frau und Kind. Der junge Lord Harry hatte seines Vaters höchst leidenschaftliche Natur geerbt, und leider verlor er zu früh die Mutter, die es verstanden hatte, den unbändigen Knaben richtig zu leiten und ihn davor zu hüten, daß die schlimmen Eigenschaften seines Charakters die guten überwucherten.

Ihr Tod führte Vater und Sohn einander nicht näher. Ersterer ging wie bisher seinen kostspieligen Neigungen nach, und letzterem gab man einen Erzieher, der aber weder den Weg zu Harry's Herzen zu finden, noch irgend welchen Einfluß auf ihn zu gewinnen wußte. So wuchs der Knabe innerlich einsam und verlassen auf, und es war unter solchen Umständen nicht zu verwundern, wenn die unedlen Keime in seinem Herzen zur Herrschaft gelangten.

Auf der Universität, wo die Verführungen von allen Seiten an ihn herantraten, ließ er seinen Leidenschaften die Zügel schießen, geriet in schlechte Gesellschaft und beschritt immer weiter die abschüssige Bahn des Verderbens. Der Vater erfuhr davon und eilte nach Cambridge. Er fand den Sohn inmitten seiner wilden Gesellschaft. Es kam zu einer furchtbaren Szene zwischen den beiden leidenschaftlichen Männern, und das verwandtschaftliche Band, daß sie noch mit einander verknüpfte, zerriß völlig und für immer.

Am anderen Morgen war Lord Harry spurlos verschwunden. Wenige Tage darauf wurde jedoch dem Vater ein Wechsel von 10000 Pfund präsentiert, dessen Unterschrift gefälscht war. Ein gleichzeitig eintreffendes kurzes Schreiben des Lord Harry, klärte ihn darüber auf, wer der Fälscher sei. Es war der eigene Sohn, der

ihm mit cynischen Worten mittheilte, er habe sich auf diese Weise in den Besitz von einem Theile des ihm rechtlich zukommenden mütterlichen Vermögens setzen wollen, mache aber dafür keine weiteren Ansprüche.

Der Schlag war furchtbar für Lord William, die Erkenntnis, daß ein Lord Rupert und sein einziger Sohn ein Verbrecher und Fälscher war, traf den Mann, der, mochte er sonst sein, was er wollte, doch die Ehre seines Namens als sein höchstes Gut heilig hielt, bis ins Herz.

Gleichzeitig brach auch von anderer Seite das Verhängnis über ihn herein. Die Einkünfte seiner Besitzungen hatten schon seit Jahren nicht mehr hingereicht, um seine kostspieligen Passionen zu decken, und eine Hypothek nach der anderen war aufgenommen. Jetzt galt es, die ungemein große Schuldenlast zu tilgen, welche Harry während seines Aufenthaltes in Cambridge angehäuft und den Wechsel zu honorieren, wenn er seinen Sohn nicht an den Pranger stellen wollte. Die Gläubiger sahen sich bedroht, forderten mit Ungestim ihr Geld und Abbeypale kam unter den Hammer.

Dem Ansturm dieser Unglücksfälle konnte Lord William nicht widerstehen. Er verfiel in eine schwere Krankheit, von der er zwar nach langer Zeit wieder genas, aber er blieb ein an Geist und Körper gebrochener Mann. Das Jagdschloß und der Wald waren ihm geblieben, genug, um auch fortan noch standesgemäß zu leben, aber er verzichtete darauf, zog sich gänzlich von der Welt zurück und lebte einsam und menschenfremd. Die Verwaltung des noch geretteten Vermögens übertrug er meinem Großvater und nach dessen Tode meinem Vater. Sie waren die einzigen, welche das traurige Familiendrama in seinen Einzelheiten kannten. Ich erfuhr es erst aus den hinterlassenen Papieren meines Vaters, habe das Geheimnis aber auch bewahrt, bis von den Ruperts niemand mehr am Leben war.

Fünfzehn Jahre lang schleppte Lord William noch sein Leben hin, dann starb er, und fremde Menschen drückten ihm die Augen zu. Von seinem Sohne hatte er nie wieder Kunde erhalten.

Das Gericht erließ einen Aufruf. Lange Zeit blieb dieser ohne

Antwort; schon sollte die Besizung an entfernte Verwandte ausgefolgt werden, da erschien plötzlich der solange verschollen gewesene Lord Harry und legitimierte sich als rechtmäßigen Erben. Er kam aus Paris, war mit einer Französin verheiratet und hatte ein Töchterchen von vier Jahren mit Namen Mabel. Außerdem zogen mit ihm ein Bruder seiner Frau, der sich Marquis Balbert nannte und dessen etwa zehnjähriger Sohn Raoul in das Schloß ein. Ein Troß von französischer Dienerschaft begleitete die neue Herrschaft; von den Engländern wurde außer zwei oder drei niederen Chargen nur mein Vater im Dienst behalten.

Ein Einblick in die Verwaltung hatte dem Lord wohl die Überzeugung verschafft, daß jene in keinen besseren Händen ruhen könne, als in denen des einstigen Spielgefährten und jetzigen treuen Dieners.

Lady Rupert war eine Erscheinung von blendender Schönheit, aber sowohl sie, wie ihr Bruder, der Marquis, hatten in ihren Zügen nichts Vertrauenerweckendes und von Anfang an empfand ich eine gewisse Scheu vor ihnen, wenn ich mir auch über den Grund derselben keine Rechenschaft zu geben vermochte. Destomehr fühlte ich mich zu den Kindern hingezogen. In dem nahezu gleichaltrigen Raoul fand ich einen trauten Spielgenossen und die kleine liebliche Mabel wurde von uns beiden mit der zärtlichsten Sorgfalt gehütet und beschirmt. Im Schlosse selbst kümmerte man sich mit Ausnahme des Lords nicht zu viel um die Kinder, und gestattete mir, den Tag über mit ihnen zusammen zu sein. Dieses stete Beisammensein schlang ein Band inniger Freundschaft um uns; beide liebten mich wie einen Bruder und ich hätte mein Leben für sie gelassen.

In Ruperts hall war inzwischen mit der Ankunft der neuen Besitzer eine große Wandlung vor sich gegangen. Die Kirchhofsrube, welche während der letzten Lebensjahre des vorigen Besitzers dort geherrscht, hatte einem lauten und bunten Treiben Platz gemacht. Es waren überall in der Nachbarschaft Bekanntschaften angeknüpft worden, die so lange verwahrlosten Gemäcker des Schlosses wieder in Stand gesetzt und stattlich ausgeschmückt, und bald strahlten die

sonst so stillen Räume des alten Hauses in dem Glanze von Festlichkeiten, wie sie dort vordem wohl noch nicht gesehen worden waren.

Lady Rupert und der Marquis gaben offenbar die Anregung zu diesem unruhigen Leben, bei dem sich ein Fest an das andere reihte und ein rauschendes Vergnügen das andere jagte, während der Lord, nur mit Widerstreben an diesen Veranstaltungen teilzunehmen schien und sich, wo er konnte, davon gern zurückzog, um sich mit Mabel, die er auf das Zärtlichste liebte, dem einfachen Vergnügen des Landlebens hinzugeben.

Natürlich war ein Aufwand wie der hier getriebene nur mit großen Kosten zu bestreiten. In der ersten Zeit reichten die beträchtlichen in den letzten fünfzehn Jahren gemachten Ersparnisse aus, doch diese schwanden schnell dahin, und die leisen Warnungen meines Vaters fanden keine Beachtung. Die über diese bei Lord Harry aufsteigenden Bedenken wußten Frau und Schwager, welche überhaupt eine unerklärliche Herrschaft auf den sonst so leidenschaftlichen und aufbrausenden Mann übten, nach kurzer Zeit zu beseitigen.

Der schöne Wald fiel bald unter den mörderischen Streichen der Ärte und lieferte die Mittel für die unersättliche Vergnügungslust der Französin und ihres Bruders.

Als ich mein sechzehntes Lebensjahr erreicht hatte, drang mein Vater darauf, mich für einen Beruf zu entscheiden. Im Dienste der Ruperts, dem meine Vorfahren über ein Jahrhundert angehört, sollte ich nicht bleiben. In düsterer Vorahnung mochte er an den baldigen Zusammenbruch des einst so fest gegründeten Hauses denken und wollte mich wohl davor bewahren, mit unter seinen Trümmern begraben zu werden. — Die Wahl wurde mir nicht schwer; im Gegentheil, sie war von mir schon lange getroffen, ich wollte Seemann werden.

Die Mauern von Rupertshall erhoben sich auf den aus dem Meere aufsteigenden Felsen, und das Rauschen der Brandung an ihrem Fuße war mein Wiegenlied gewesen, das mich in Schlaf ge-

jungen. Ehe Raoul und Mabel kamen, hatte ich nur die Wellen zu Genossen und in meiner Einsamkeit bildete der Strand meinen einzigen Spielplatz. Den düsteren Wald bevölkerte meine kindliche Phantasie mit gespenstischen Wesen; die im Sonnenglanze tanzenden Wellen dagegen wurden mir zu Gestalten freundlicher Feen, welche kamen, um mir Gesellschaft zu leisten und mich zu erheitern. Ich wurde nicht müde, den neckischen Spielen der Wellen zuzuschauen und wenn sie leise murmelnd an den Strand rollten und ihr silberner Schaum die Kiesel und den weißen Sand nezte, dann vermeinte ich, sie wollten mich haschen, und ich suchte lachend und jubelnd ihnen zu entfliehen.

Und als ich dann heranwuchs, lernte ich mit dem Boote umgehen und die Riemen handhaben, und es war meine größte Lust, mich auf den leichten Meereswogen zu wiegen, mit denen ich immer vertrauter wurde und die ich stets lieber gewann. Dann kamen Raoul und Mabel und auch sie hatten die See lieb wie ich. Wenn dort oben in Rupertshall die vielen Fremden waren und in den weiten Hallen rauschende Musik wiederklang, dann stahlen wir drei uns fort von dem lauten Treiben, das uns so wenig gefiel. Ich ruderte uns hinaus auf die stille Bai, um uns von ihren Wellen sanft schaukeln und schweigend unsere Blicke in die endlose Weite schweifen zu lassen, wo Meer und Himmel miteinander verschmolzen; oder wir lauschten dem dumpfen Tosen, mit dem sich die Wasser an den die Bai umgebenden Felsenriffen brachen. Das war für mein Ohr immer die schönste Musik, und wenn dann am Horizonte ein Schiff dahinschwamm und seine weißen Segel wie mächtige Schwingen ausbreitete, um damit über den Ozean zu fliegen, dann ergriff mich jedesmal eine tiefe Sehnsucht, mit ihm hinauszuziehen in die geheimnisvolle Ferne. — Unter solchen Verhältnissen war es wohl natürlich, daß ich Seemann werden wollte und des Vaters Frage von mir bald in diesem Sinne beantwortet wurde.

Auf dem Schiffe eines Verwandten begann ich meine neue Laufbahn. Der Abschied vom Elternhause wurde mir schwer, noch schwerer der von den beiden Gespielen, doch ich überwand ihn und

die Liebe zum Meere ebnete manche rauhe Stelle meines Lebenspfades, an der ich mich sonst wundgestoßen hätte.

Meine erste Reise ging nach Ostindien und dauerte über zwei Jahre. Bis zu meiner Rückkehr hatte ich keine Nachricht von der Heimat erhalten, denn Posten nach fremden Welttheilen gab es damals noch nicht. Wie vieles fand ich bei meiner Rückkehr verändert! Meine Eltern wohnten nicht mehr im Schlosse; der Forstwart war gestorben, man hatte dem Vater dessen abgelegene Wohnung im Walde überwiesen und sich damit eines lästigen Mahners entledigt. Raoul und Mabel waren zu besserer Erziehung aus dem Hause gegeben. In Ruperts hall herrschte noch immer das wilde Treiben von früher; Lady Rupert und ihr Bruder suchten mehr als je den Taumel der Vergnügungen, doch Lord Harrys Haar war ergraut. Er trug das Haupt nicht mehr so stolz erhoben wie früher, ich sah ihn öfter einsam im Walde oder am Strande streifen und auf seinen tiefgefurchten Bügen lag es wie die Last eines schweren Kummers. Von dem prachtvollen Walde war kaum noch der dritte Teil übrig geblieben; auf den abgeholzten Strecken dörrte die Sonne den Boden aus und machte ihn zur Einöde.

Mich litt es nicht lange zu Hause; ich zog wieder hinaus aufs Meer. Als ich nach Jahren wiederkehrte, war der Vater gestorben, und wieder nach einer langen Reihe hatten sie auch die Mutter in das Grab gelegt; ich stand allein in der Welt und war losgelöst von der alten Heimat. Raoul und Mabel weilten noch ferne vom Hause und es hieß, sie seien verlobt.

Mein Erbteil hatte mich in den Stand gesetzt, einen Anteil an einem Schiffe zu nehmen und so wurde ich Kapitän. Ehe ich aber wieder in See ging, besuchte ich Raoul, der in einer Küstenstadt bei Verwandten lebte, und fand ihn im Herzen unverändert. Mabel, die er seit ihrer Kindheit geliebt, war wirklich seine Braut und in zwei Jahren sollte die Hochzeit sein. Eher sollten beide nicht nach Ruperts hall zurückkehren und dann auch nur auf kurze Zeit, bevor sie nach Indien gingen, wo Lord Rupert durch seine Verbindungen Raoul eine Stelle als Regierungsbeamter ausgewirkt hatte. Lady

Rupert und Raouls Vater wollten zwar ihre Kinder früher zu Hause haben, aber diesmal hatte der Lord seinen Willen durchgesetzt, obwohl wir es nicht verstehen konnten, daß er sich freiwillig solange von seiner Tochter trennte, an der er mit so großer Liebe hing.

Ich fragte Raoul noch, wie es mit dem Walde gehalten werden würde. In den letzten Jahren hatte man ihn geschont; es waren aus anderen, wenn auch traurigen Quellen, reiche Mittel geflossen. Die letzten Herbst und Frühjahr hatten schwere Stürme gebracht und kurz nacheinander waren sechs Schiffe an den gefährlichen Riffen von Rupertshall gescheitert. Von den gesamten Besatzungen waren nur einige wenige Leute halbtot mit Schiffstrümmern an Land gespült worden, alle anderen aber elendiglich umgekommen. Fünf von diesen Wracks waren zwischen den spitzen Klippen stecken geblieben und nachdem der Sturm sich gelegt, konnte man gut mit Booten hieran und die Reste ihres Inhalts bergen. Nach altem grausamen Recht gehörte das Strandgut halb dem Landes- halb dem Strandesherrn. Den unglücklichen Schiffbrüchigen gab man das Notdürftigste und ließ sie ziehen; auf ihr bisheriges Hab und Gut hatten sie keinen Anspruch mehr. Durch diese Strandbeute war wieder viel Reichthum nach Rupertshall gekommen; der Wald gewann so für eine Zeit Ruhe, aber das wilde Leben im Schlosse dauerte fort.

Man sagte, die Schiffe hätten beim Einlaufen in die Bai sich in der Richtung geirrt, aber mir wollte das gar nicht in den Sinn. So lange ich denken konnte, waren nur selten Fahrzeuge dort gestrandet, das Leuchtfeuer hatte die Schutzsuchenden stets richtig in sichere Bucht geleitet und jetzt waren in so kurzer Zeit so viele zu Grunde gegangen.

Ich nahm Abschied von Raoul und ging wenige Tage darauf in See, um abermals Jahre lang in fernen Meeren umherzuschwimmen. Glückliche und gesund kehrte ich nach meinem Heimathafen Shields, doch nicht viele Stunden zu früh, denn ein schwerer Sturm folgte mir auf den Fersen.

Kurz nach mir liefen zwei Schiffe Schutz suchend in die Tyne

ein. Wind und Strom rissen sie von ihren Anfern; sie trieben auf eine nur wenige hundert Schritte vom rettenden Hafen gelegene Untiefe und waren verloren. Donnernd brachen die Sturzseen über das Verdeck und nahmen alles darauf Vorhandene mit sich in den Abgrund. Die Mannschaften flüchteten in die Masten, aber auch dort grinste ihnen der Tod in das Angesicht. In wenigen Stunden waren sie ihm verfallen; die unbarmherzigen Wogen rissen Plank für Plank von den verfehnten Schiffen; bereits begannen die Masten in ihren Befestigungen zu schwanken, bald mußten auch sie stürzen und mit ihrer lebendigen Last von den Fluten begraben werden, wenn nicht Hülfe kam. — Doch sie kam, die Hülfe.

„Freiwillige vor zum Rettungsboot!“ ertönte plötzlich ein Ruf aus der Mitte der Tausende, die das Trauerspiel auf den Hafenuauern versammelt hatte.

Es war der Herzog von Northumberland, der die Worte rief, jener edle Menschenfreund, der sich im Herzen jedes englischen Seemanns ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Er war einer der Ersten, der Mitleid mit dem schrecklichen Lose der Schiffbrüchigen fühlte, der ihr Geschick zu erleichtern suchte und auf seine Kosten an gefährdeten Küstenpunkten die von Lubin und Greathead kürzlich erfundenen Rettungsboote aufstellen ließ. Wenige Tage vor meiner Ankunft war auch das von ihm für Shields beschaffte Rettungsboot eingetroffen; heute galt es nun, mit demselben eine Probe zu machen, aber — angesichts der zischenden kochenden Brandung, welche die sturmgepeitschte Wasserfläshe auswühlte — eine Probe auf Leben und Tod.

Doch der Appell an die Herzen der Seeleute war kein vergebener. Noch war der Ruf kaum verhallt, da drängte sich schon die doppelte und dreifache Zahl der erforderlichen Mannschaften herbei. Mit freudigem Blicke musterte der Herzog die Männer, welche ihr Leben einsetzen wollten, um das ihrer bedrängten Brüder zu retten, und wählte zwölf der kräftigsten aus, unter ihnen auch mich, der ich mit in der Reihe stand.

Wir nahmen unsere Plätze im Boote ein, von hundert ner-

vigen Armen der Zuschauer in Bewegung gesetzt, rollte das Boot auf seinen Transportwagen bis zum Ufer. Dann glitt es hinab, unsere zwölf Riemen faßten das Wasser und dahin ging es durch den dampfenden Gischt, der drohend über dem Boote zusammenschlug, als wollte er es verschlingen. Trotzdem hob sich das tapfere Fahrzeug leicht und behende auf die schäumenden Kämme der heranbrausenden Wellen; seine Luftkassen und Korkgürtel verliehen ihm Schutz gegen die heimtückischen Angriffe der feindlichen Elemente. Schritt für Schritt, im mühseligen Kampfe zwar, doch unentwegt trieben wir es vorwärts; gar manchmal drohten unsere Kräfte zu erlahmen, aber es galt ein hohes Ziel, und dies Bewußtsein stählte unsere Muskeln. Nach langem Ringen erreichten wir das erste Wrack, und es gelang, die Schiffbrüchigen ins Boot zu nehmen. Noch einmal mußte dann der Kampf mit den aufgeregten Fluten aufgenommen werden, doch auch in ihm blieben wir mit Gottes Hülfe Sieger und die gesamten Bemannungen wurden glücklich geborgen. Nun ging es vor Sturm und See landwärts zum schützenden Hafen mit fliegender Fahrt; unter den jubelnden Zurufen der bis dahin am Ufer in atemloser Spannung harrenden Menge landeten wir unsere kostbare Fracht.

Das erste Rettungsboot hatte seine Schuldigkeit gethan, gar manche sind ihm seitdem gefolgt und viele Tausende, die durch sie dem nassen Grabe entrissen wurden, segnen jetzt dankerfüllten Herzens die Männer, deren Opferwilligkeit und werthtätige menschenfreundliche Hülfe mit Beginn des Jahrhunderts das Rettungswesen zur See geschaffen und gefördert haben.

Doch jenes Jahr ward noch ein schlimmes für die Schifffahrt; die Stürme folgten sich in unbeschreiblicher Wut und hunderte von Fahrzeugen fielen ihnen zum Opfer, wenn auch der Ruf der Rettungsboote damit höher und höher stieg und durch das in Shields stationierte in diesem Jahre allein 200 Menschenleben gerettet wurden.

Vier Wochen nach jenem Sturme wurde unsere Ostküste wiederum schwer heimgesucht und auch vor Ruperts hall strandeten

zwei große in Shields zu Hause gehörige Schiffe. Kein Mann ihrer Besatzungen wurde gerettet, alle fanden ihr Grab in den Fluten.

An jenem Tage feierten Raoul und Mabel in Rupertshall ihre Vermählung. Das war ein schauriger Hochzeitsreigen, den die Toten mit den Wellen tanzten, während der heulende Sturm und die Brandung dazu aufspielten! Brüllend tobten die Wogen um die Mauern des alten Schlosses, als wollten sie es aus seinen Grundfesten heben und Regen und Gischtschlugen sprühend und klatschend gegen die Fenster. Doch die darinnen waren, wollten die zürnende Sprache nicht verstehen, die Gott durch seine Wetterboten mit ihnen redete, und sie lachten und spotteten über das Schicksal der bedrohten Schiffe in der Verderbnis ihres Herzens. Warf das Meer ihnen doch neue Reichtümer in den Schoß, was kümmerte sie die Todesnot der Unglücklichen, deren Leichen später die Wellen an das Ufer warfen?

Nur Raoul und Mabel vermochten nicht teilzunehmen an der Lustigkeit des Festes, das ihnen galt. Neben dem seligen Gefühle, sich anzugehören für das Leben, erfüllte zugleich schmerzliche Trauer ihre Brust. Sie konnten es nicht begreifen, wie die Eltern angesichts der Schiffsbrüche so wenig menschliches Mitgefühl zeigten und es drängte sie, bald wieder das Haus und den Menschenkreis zu verlassen, in dem sie sich nur beengt und beängstigt fühlten.

Raouls Anstellungsdiplom für den Dienst bei der indischen Regierung war ausgemacht; in einigen Wochen sollte er mit seiner jungen Frau nach Indien abgehen, und es war der dringende Wunsch der Eltern, wie diesmal auch des Lords, daß das junge Paar bis dahin bei ihnen verweile. Doch durch ihre langjährige Abwesenheit fühlten sich beide fremd geworden in Rupertshall, und nicht nur fremd den Räumen, sondern auch den Menschen, ihrem Denken und Fühlen. Ein geheimnisvolles Etwas hatte sich zwischen ihre Herzen und die der Eltern gedrängt, von Tage zu Tage war diese Entfremdung gewachsen und alle Liebkosungen und zarten Aufmerksamkeiten des Lords für seine Tochter hatten dies Gefühl der Entfrem-

ding bei ihnen nicht zu bannen vermocht, wenn es auch unausgesprochen geblieben war.

Die Neuvermählten hatten sich an diesem Tage bald den lauten Festlichkeiten entzogen und sich in ihre Gemächer begeben. Auf dem Hochzeitstische strahlte der Familienschmuck der Ruperts; des Lords Mutter, die der Sohn mit reinem Kinderherzen einst so heiß geliebt, hatte ihn zuletzt getragen. Als Lord Harry sein väterliches Erbe antrat, hatte er den Schmuck vor aller Augen verborgen und ihn für den Ehrentag seiner Tochter aufbewahrt, die der Großmutter so ähnlich sah und so gut und rein war, wie sie.

„Er wird Dir Segen bringen,“ hatte er gesagt, als er kurz vor der Trauung das kostbare Geschmeide der Tochter selbst umgehängt. Ein zornfunkelnder Strahl aus dem Auge der Lady Rupert, die heute die ihr vorenthaltenen Juwelen zum ersten Male sah, traf den Lord, doch er achtete nicht auf jenen Wutblick und auch Mabel hatte nichts davon bemerkt.

Die Strahlen der Abendsonne, welche das düstere Gewölk des abziehenden Sturmes durchbrachen, fielen auf den Schmuck, als Mabel neben den Eltern in der Nische des Erkerfensters stand. Seine Diamanten leuchteten wie flimmernde Sterne, aber die Freude an ihren Glanz vermochte nicht die Trauer zu scheuchen, mit welchem die Schrecken des Schiffbruches das weiche Herz der jungen Frau erfüllt hatten. Schmerzbewegt barg sie das blondgelockte Haupt an der Brust des geliebten Mannes, doch plötzlich blickte sie mit verklärtem Auge zu ihm auf.

„Raoul, mein Geliebter, Gott sandte mir soeben einen Gedanken. Laß uns den heutigen Tag, der unser Lebensglück krönt, durch eine That verherrlichen, die auch auf andere etwas von unserem Glück zurückstrahlt. Sieh, dort die Leichen der Unglücklichen, welche die Wogen an das Ufer getragen. Wie viele heiße Thränen werden ihretwegen fließen, wie manches arme Herz einer Mutter oder Gattin wird schier darüber brechen.

„Und doch, wie leicht wäre es gewesen, die Armen vor dem jähen Tode bewahrt und sie ihren Lieben erhalten zu haben, deren

Glück sie bildeten, wie Du das meine. Eines der neuen Rettungsboote, wie dasjenige, mit dem vor kurzer Zeit unser Jugendfreund Bradford in Shields hinausging, um Thaten zu verrichten, von denen ganz England rühmend spricht, würde alle jene Unglücklichen gerettet haben. Nun wohlan," fuhr die Marquise fort und ihr Auge leuchtete in freudiger Erregung, „wir wollen ein solches Boot für Rupertsbai anschaffen. Fortan soll unser heimatlicher Strand nicht mehr ein Kirchhof werden für so Viele, wie in den letzten Jahren. Wir wollen den grausamen Wellen ihre Opfer entreißen, und sie den Ihrigen zum Leben und zum Glück wiedergeben.“

Raouls Auge ruhte mit Entzücken auf seiner jungen Frau, deren Züge der Enthusiasmus für das humane Werk noch um so mehr verschönte.

„Meine liebe, edle Mabel," sagte er, sie gerührt in seine Arme schließend, „von ganzem Herzen billige ich Dein Vorhaben. Aber denkst Du auch daran, daß zu seiner Verwirklichung bedeutende Mittel gehören. Woher willst Du sie nehmen?“

Die Marquise lächelte freundlich auf diesen Einwurf. „Bin ich denn nicht überreich," erwiderte sie, „hat jener Schmuck dort nicht mehr, als den dreifachen Wert dessen, was wir für die Ausführung unseres Planes bedürfen?“

„Und Du wolltest Dich dieses kostbaren Schmuckes entäußern?“ fragte Raoul erstaunt.

„Mit tausend Freuden! Er wird dir Segen bringen, sagte der Vater heute Morgen zu mir. Kann er wohl besseren Segen bringen, als wenn er dazu beiträgt, auch nur ein Menschenleben zu retten, und wie viele werden durch das Werk und Gottes Hülfe in Zukunft erhalten werden können! Doch," fuhr sie eifrig fort, „niemand darf darum wissen, bis es soweit ist. Die Hochzeitsreise, welche wir morgen antreten, soll nicht, wie man hier glaubt, nach den Hochlanden, sondern nach Shields gehen. Dort ist nicht allein Gelegenheit, den Schmuck am vorteilhaftesten zu verwerten, sondern wir werden in Bradford auch den besten Ratgeber finden.“

„Gott segne Dich, Mabel, für Deinen hochherzigen Entschluß,

dem ich in allen Theilen beistimme," sprach Raoul tief bewegt, „ja, auf diese Weise kann der Segen nicht ausbleiben, und die Dankes-
thränen der Geretteten werden in glänzenderem Lichte Dich umstrahlen, als die Juwelen, die Du so edelmütig dafür hingiebst.“

Wenige Tage darauf traf das junge Paar in Shields ein, um mich in den Plan einzuweißen und meine Hülfe in Anspruch zu nehmen.

Wie gerne gewährte ich sie; hatte ich doch die beste Gelegenheit gehabt, den Segen des Rettungsbootes zu erproben.

Nach dessen kürzlich erzielten Erfolgen hatten Schiffbauer von Shields sofort mehrere solcher Fahrzeuge in Angriff genommen. Es gelang mir, eins derselben, das seiner baldigen Vollendung entgegen ging, zu kaufen, und ebenso gelang es, wenn auch mit einiger Schwierigkeit, aus der Fischereibevölkerung die Besatzung, wenigstens für das Winterhalbjahr, für die Sturmzeit zu werben.

Der Verkauf des Schmuckes ergab eine unerwartet hohe Summe; mehr als das Dreifache des gegenwärtig nötigen Bedarfs, aber die Marquise bestand darauf, den ganzen Erlös für den beabsichtigten Zweck zu verwenden und mit dem verbleibenden Überschusse zur Vervollkommnung der Station beizutragen. Die gesamte Summe wurde als „Mabel-Stiftung zur Rettung Schiffbrüchiger“ deponiert und ich gerichtlich zu deren Kurator ernannt. Im Hinblick auf die bevorstehende Abreise des jungen Paares nach Indien und dessen lange Abwesenheit wurde mir völlig freie Verfügung über die Verwendung der Gelder gelassen.

Inzwischen war mein Schiff wieder seefertig geworden. Es wurde beschlossen, auf ihm das Rettungsboot mit seiner Mannschaft nach Rupertsbai überzuführen. Raoul und Mabel wollten es geleiten, es an Ort und Stelle seiner Bestimmung übergeben, um dann nach kurzem letzten Aufenthalte in der Heimat mit mir die Reise nach Kalkutta anzutreten, wohin ich eine Fracht angenommen hatte.

Mit günstigem Winde verließen wir die Tyne und hofften, bei der kurzen Entfernung schon anderen Morgens an Ort und Stelle

zu sein, doch der Wind hielt nicht Stand, wir mußten kreuzen und erst abends gelangten wir in die Nähe der Rupertsbai. Das bis dahin gute Wetter änderte sich und eine Gewitterbö stieg auf. Die Wellen wuchsen und begannen dumpf und hohl zu rauschen; dunkles schweres Gewölk beschleunigte die einbrechende Nacht, die Möven zogen kreischend zu Land, am Horizonte flammten grelle Blitze und oben in der Takelage ächzte der Wind. Vorsichtig kürzte ich Segel und die Bö fand mich vorbereitet, doch so heftig ihr erster Anprall war, lange dauerte sie nicht. Der Wind ließ nach und nur die hochaufgewühlte See rollte sich türmend gegen die Küste.

Ein Lichtschimmer tauchte aus dem Dunkel auf; es war das Leuchtfeuer von Rupertsbai und wir waren nur noch wenige Seemeilen von ihr entfernt. Da das Wetter sich besserte, beschloß ich, einzulaufen. Mit dem leitenden Feuer war ja keinerlei Gefahr, wie viele hundertmal hatte ich als Knabe mit dem Boote den Eingang in der Dunkelheit gefunden. Auf den Kompaß konnte ich mich verlassen und zur größeren Sicherheit nahm ich selbst das Ruder.

Mit vollen Segeln steuerte ich auf die Bai los, nachdem ich das Feuer in die richtige Stellung gebracht hatte. Unsere schneidige Brigg schnitt pfeilschnell durch das Wasser und das Feuer wuchs zusehends höher und heller aus dem Dunkel hervor.

Raoul und Mabel standen hinter mir auf dem erhöhten Halbdeck und ihre Augen suchten mit mir nach den altbekannten Landmarken zur besseren Orientierung.

„Dort links sind die drei Fichten, Bradford!“ rief Raoul. Auch ich sah sie, ihre dunklen Konturen zeichneten sich deutlich am nächtlichen Himmel ab.

„Alles klar!“ erwiderte ich dem Freunde, „wir werden sie bald quer haben und dann sind wir noch 500 Schritte vom Eingange.“

Doch als ich jetzt meine Blicke von der Landmarke ab- und wieder dem Leuchtfeuer zuwandte, durchfuhr mich ein jäher Schreck; es war verschwunden.

„Wo ist das Feuer, Raoul?“ rief ich, von böser Ahnung erfüllt, dem Marquis zu.

„Ich sehe es nicht,“ erwiderte dieser, und vergebens spähten wir nach vorne; überall starrte uns nur finstere Nacht entgegen. Wir mußten ganz nahe dem Riff sein und ohne das leitende Feuer wuchs die Gefahr des Einlaufens bedeutend für uns. Wir steuerten zwar den richtigen Kurs, aber es war Springflut und der harte Strom konnte uns leicht verfehen.

„Dort, dort ist es!“ riefen wir drei jetzt wie aus einem Munde. Ja, wunderbarer Weise war es plötzlich wieder erschienen und es fiel mir ein Stein vom Herzen; aber ich mußte um einen ganzen Kompaßstrich nach rechts anluven, um es wieder in die richtige Peilung zu bringen.

Sollte der Strom so hart laufen, um uns in wenigen Minuten soweit nach der Landseite versezt zu haben? und dann erschien auch das Feuer soviel höher als vorhin.

Doch diese Gedanken jagten mir so blitzschnell durch meinen Kopf, daß ich sie mir kaum recht klar machte, denn mein ganzes Augenmerk war jetzt auf das Ruder und darauf gerichtet, um den Feuerturm genau in der Peilung zu halten, da unser Schiff von der schlanken Brieze und der jetzt ganz von hinten kommenden und immer noch hohen See wie ein Pfeil dahinschoß; wir mußten unmittelbar an dem Eingange stehen.

„Brandung an Backbord!“ ertönte die Stimme des Steuerannes, den ich zum schärferen Ausguck nach vorn gesandt, und gleichzeitig schlug das dumpfe Brausen der sich an den Klippen brechenden Wellen an unser Ohr. Ihre weißen Kämme schimmerten unheimlich durch das Dunkel.

„Das muß das Backbordriff sein,“ sagte Raoul, der seine junge Frau umfaßt hielt, „nun sind wir gleich in der Bai, Mabel, und Dein edelmütiges Werk ist dann vollbracht.“

Sie blickte zärtlich zu ihm auf, doch die Worte erstarben auf ihren Lippen.

„Brandung an Steuerbord, Brandung überall, Ruder in Lee, um Gottes willen!“ erscholl der Schreckensruf von vorn.

Ein eisiger Schauer durchrieselte mich. Mein Gott, wie war es möglich, daß ich den Eingang verfehlt hatte, das Schiff lag ja genau auf dem richtigen Kurse. Und doch war es so; denn deutlich stiegen vor meinen Augen die schwarzen Felsen aus der schäumenden Flut empor, die in grünlichem Lichte schimmernd sich wie eine riesige Schlange um ihre Spitzen wand.

Mechanisch drehte ich das Steuer, um das Schiff an den Wind zu bringen und es der schrecklichen Gefahr zu entreißen, doch es war zu spät. Ehe die Brigg dem Ruder gehorchen konnte, stürmte eine gewaltige Grundsee heran. Wie einen Federball nahm sie mein armes Fahrzeug auf ihren Rücken und schleuderte es hoch hinauf auf das Riff.

Ein furchtbarer Stoß erfolgte, dann ein Krachen wie von fallenden Masten; donnernd kam der Ramm der folgenden Grundsee herangerollt und wälzte sich unheilverkündend gegen unser Heck, ich vernahm einen Todesschrei, dann schwand mir die Besinnung.

Nach einer halben Stunde kam ich wieder zu mir, aber nur um tief Trauriges zu erfahren. Raoul und Mabel waren durch jene Sturzsee, die sich über dem Heck des Schiffes brach, über Bord gerissen und im Schoße des Meeres begraben. Mich, der ich unten stand, hatte das Halbdeck geschützt; ich war von der Wassermasse gegen die Vorderwand desselben geschleudert und nur betäubt. Von meiner vorn im Schiffe befindlichen Mannschaft fehlte niemand; die verderbliche Welle hatte nur das Hinterschiff getroffen, aber zugleich die ganze Brigg nochmals gehoben und sie weiter auf das Riff bis unmittelbar an dessen inneren Rand gedrängt. Dort war sie jetzt zwischen zwei Klippen fest eingefeilt, aber durch die vorliegenden Felsen auch ziemlich gegen die Brandung gesichert, so daß wir für uns keine Gefahr mehr zu fürchten hatten. Die Masten waren gebrochen und über die Seite gefallen, doch glücklicherweise auch durch ihren Sturz niemand verletzt worden. — Herber Schmerz durchschnitt meine Seele, als ich die Gewißheit von dem Tode der ge-

liebten Jugendgenossen erhielt, doch bald sollte mich noch Furchtbarerem schrecken. Das über Land abziehende Gewitter war wieder zurückgekehrt; es hatte wohl am Gebirge Widerstand gefunden. Es stand jetzt gerade über uns. Der Donner mischte sich mit dem Tosen der Brandung, der Regen goß in Strömen, tiefe Nacht hüllte uns ein, so daß wir kaum wenige Schritte weit zu sehen vermochten, und nur das Leuchtfeuer warf sein flackerndes Licht unsicher auf unser Verdeck.

Da zuckte ein flammender Blitz aus dem Gewölk hernieder und erhellte wie mit Tageslicht die ganze Bai — nur für einen Augenblick, aber diese Sekunde reichte hin, um mir das Blut in den Adern erstarren zu lassen.

Jenes unselige Feuer, das nach dem Verlöschen wieder erschienen war, das mich verleitet hatte, den Kurs zu ändern und das jetzt noch mit gespenstischem Scheine zu uns herüberzitterte, war gar nicht das des Turmes, sondern brannte dort oben im Erkerfenster von Ruperts hall. Deutlich und klar hatten wir alle das Schloß gesehen, ein Irrtum war unmöglich. Der Erker lag an der nördlichen Seite der Halle, während der Feuerturm viel weiter links nach Süden stand. Auch sein weißes Gemäuer hatte sich beim Leuchten des Blitzes hell gezeigt, aber sein Feuer fehlte.

Mir fiel es wie Schuppen von den Augen. Das Scheitern so vieler Schiffe in den letzten Jahren war plötzlich erklärt. Nicht die Kompassse hatten unrichtig gezeigt, es waren aus Versehen nicht falsche Beilungen genommen — nein absichtlich hatte man die unglücklichen Fahrzeuge ins Verderben gelockt. Das falsche Feuer im Erker mußte sie notwendig auf die Riffe führen, und das gerade war der teuflische Zweck gewesen. Hätte dies noch einer Bestätigung bedurft, so zeigte sie sich jetzt. Das Erkerfeuer erlosch, um bald darauf im Turme wieder zu erscheinen.

Offenbar hatte man bei dem Blitze vorhin vom Schlosse aus auch unser Schiff auf dem Riff gesehen. Die fluchwürdige List war gelungen, und das Opfer von seinem Geschick ereilt. Jetzt galt es, die Spuren des Verbrechens zu verwischen.

Das Erkerfenster war vom Land aus nicht zu sehen, da das Schloß mit seinem rechten Flügel hart am Meeresufer stand. Außer den Eingeweihten wußte deshalb wahrscheinlich niemand im Schlosse, daß es überhaupt gebrannt hatte. Erreichten dann die Schiffbrüchigen noch lebend das Land, so würde zwar zugegeben, daß das Feuer im Leuchtturm durch den Sturm verlöscht und pflichtmäßig wieder angezündet worden wäre, aber dann das Unglück einer unrichtigen Peilung des Turmes oder unrichtig zeigenden Kompassen zugeschoben.

Unstreitig war so der Hergang, und ebenso klar war es mir auf einmal, daß die Anstifter niemand anders sein konnten, als die wilde Französin, Lady Rupert und ihr Bruder, der Marquis, jene bösen Dämonen, die aus Frankreich herübergekommen waren, um allen Frieden aus dem Schlosse zu bannen, jene Fremden, die mir als Knaben schon eine unerklärliche Scheu eingeflößt hatten; die ihren Kindern stets lieblos gegenüber gestanden, die herz- und erbarmungslos im Festjubiläum schwelgen konnten, während wenige hundert Schritte weiter entfernt Sturm und Wogenbraus die letzten Todesseufzer der Schiffbrüchigen erstickten.

Unzweifelhaft war Lord Harry auch ihr Genosse, doch nur gezwungen. Er hatte sich auf irgend eine Weise in ihre Hand gegeben, der er sich nicht mehr entziehen konnte. Wußten sie, daß er ein Fälscher gewesen, oder waren sie in Paris mit ihm zusammen auf der Bahn des Verbrechens weiter gewandelt und hatten sie ihn dadurch in ihre Macht bekommen? Jedenfalls lastete diese Macht schwer auf seinem Gewissen, dafür zeugten sein vorzeitig ergrautes Haar, sein gebeugtes Haupt, seine gramdurchfurchten Züge, und die ängstliche selbstquälerische Sorge, seine von ihm auf das zärtlichste geliebte Tochter solange wie möglich von der Heimat und der Mutter fern zu halten; damit nicht der verbrecherische Hauch des Elternhauses sich wie giftiger Meltau auf ihre reine Seele lege. Und nun hatten die Dämonen doch ihr Werk vollbracht und er war der Mörder seines Kindes geworden!

Alle diese Gedanken kreuzten sich in meinem Hirn und der

Kopf brannte mir wie Feuer. Aber nicht mir allein war die jetzt zur Gewißheit gewordene Vermutung gekommen, daß man uns absichtlich auf das Riff gelockt; jener Bliß hatte auch meine Mannschaften von der ruchlosen Absicht überzeugt. Sie sprachen diese Meinung in offener Empörung gegen mich aus und ich konnte ihnen leider nur Recht geben.

Der Regen hörte nach und nach auf, die Wolkendecke zerriß und das Gewitter zog in die Ferne. Im Portale des Schlosses erschienen Fackeln und bewegten sich dem nahen Strande zu, um sich längs desselben zu verteilen. Die feigen Räuber suchten nach der Beute, die ihnen die Wellen zutreiben sollte. Sie wollten nicht den Tag abwarten.

Tiefer Grimm erfüllte unsere Herzen; meine Gedanken begegneten sich mit denen meiner Leute. Wir wollten an Land, um jene Ungeheuer, die uns in grausamer Habgier in den Tod gelockt, zur Rechenschaft zu ziehen und für immer unschädlich zu machen. — Wie ich schon bemerkte, war die Brigg von der letzten Sturzsee so weit auf das Riff geschleudert, daß sie an dessen innerem Rande festsaß. Unsere hinten an den Kränen hängenden Boote waren zertrümmert, aber das auf Deck stehende Rettungsboot noch unverfehrt. Nach vieler Mühe gelang es uns, dieses mit Hülfe ausgerichteter Böcke über Bord zu setzen und es von dem schräg abfallenden Felsen nach der Bai hin zu Wasser zu bringen.

Die schwere Arbeit erforderte mehrere Stunden; doch ehe wir sie noch beendet hatten, bemerkten wir, daß am Lande etwas Besonderes vorging. Was dort geschah, vermochten wir nicht genau zu unterscheiden, aber soviel sahen wir: die bisher am Strande zerstreuten Fackelträger sammelten sich plötzlich an einer Stelle gegenüber dem Schlosse. Dann folgte unruhiges Hin- und Herlaufen und schließlich glaubten wir zu erkennen, daß schwere Gegenstände vom Wasser aus nach der Halle getragen wurden. Von unserer Brigg waren Masten und Boote gebrochen, das Schiff selbst noch unverlezt. Wertlose Holzstücke würde man aber nicht in das Schloß geschleppt haben — war außer uns vielleicht noch ein anderes Schiff

gescheitert und seine Ladung an Land geschwemmt? Die herrschende Dunkelheit verhinderte uns, darüber Gewißheit zu erlangen, desto mehr beeiften wir uns aber, an Land zu kommen und es gelang uns endlich, abzustößen. Mit der Rettungsbootmannschaft waren wir zweiundzwanzig starke Männer, trotzdem aber hatten wir uns mit Waffen und Beilen versehen, um allen Fällen gewachsen zu sein.

Unser schnelles Boot trug uns durch das ruhige Wasser der Bai in kurzer Zeit hinüber zum Schlosse. Am Strande fanden wir niemand mehr, aber in der Halle herrschte ein wildes Durcheinander. Menschen liefen hin und her, Thüren schlugen, Fenster erhellten sich, um gleich darauf wieder in Dunkel zu versinken, Klagelaute und unartifizierte Töne trafen unser Ohr. Unsere Schaar drang in das Portal, ohne angehalten zu werden. Die in der Vorhalle versammelte Dienerschaft starrte uns wie Gespenster an, und bleicher Schrecken sprach aus ihren Zügen. Sie stand offenbar unter dem Banne von etwas Furchtbarem, von ihr hatten wir nichts zu besorgen.

„Was ist vorgefallen?“ rief ich den Umstehenden zu, unter denen ich den Kammerdiener des Lords erkannte.

„Bradford, um Gott, was führt Euch hierher?“ erwiderte dieser, indem er zitternd meine Hand ergriff, „Ihr kommt zu schlimmer Stunde, seht, was Entsetzliches sich ereignet hat.“

Ich folgte ihm in das nächstliegende Zimmer: welcher Anblick bot sich mir! Inmitten einer Blutlache, auf dem Fußboden ausgestreckt lagen die Leichen des Lords und seines Schwagers, des Marquis. Letzterer hatte noch krampfhaft den Degen umfaßt; dem Lord war der seine entfallen; er hielt die Rechte auf die Todeswunde in seiner Brust gepreßt. Offenbar hatte hier ein furchtbarer Zweikampf stattgefunden, doch mein Blick fiel jetzt noch auf eine andere, grauigere Szene. Im Hintergrunde des großen Zimmers ruhten die leblosen Körper von Raoul und Mabel, und starr wie eine Bildsäule, mit aufgelöstem Haar stand neben ihnen Lady Rupert, aus deren thränenleeren Augen ein unheimlicher Glanz leuchtete.

Das Schreckensbild bedurfte für mich kaum einer näheren Er-

klärung. Hier war Gott der menschlichen Gerechtigkeit zugekommen; er hatte ein furchtbares Gericht gehalten und die Sünden der Eltern nicht nur an diesen, sondern auch an den schuldlosen Kindern heimgesucht.

Das Herz schauerte mir zusammen, in stummer Trauer haftete mein Blick auf dem Antlitze der geliebten Toten, denen noch vor wenigen Stunden frohes Lebensglück entgegenlachte.

Da schreckte mich ein Ruf, und Lady Rupert, die auf mich zusprang, ergriff hastig meinen Arm. „Weißt du?“ flüsterte sie mir geheimnisvoll zu und auf ihre Kinder zeigend, „weshalb sie ertrunken sind? Das Feuer im Erker brannte nicht hell genug, mein Bruder verstand nicht damit umzugehen, ich werde es besser machen, es muß viel weiter leuchten, damit ich den Schmuck wiederfinden kann, der mir gehört und den Mabel ins Wasser geworfen. Hah!“ rief sie dann plötzlich, „jetzt erkenne ich dich, du bist Bradford, du willst mich fangen — Hülf! rettet mich!“ und mit einem gellenden Schrei stürzte sie in das Nebenzimmer und schloß es hinter sich ab. Auch sie hatte das Gottesgericht ereilt — sie war wahnsinnig.

Wenige Worte des Kammerdieners bestätigten meine Vermutungen über den wirklichen Hergang der Katastrophe. Was wir von Bord aus durch die Fackelträger hatten zum Schlosse tragen sehen, waren die angeschwemmten Leichen Raouls und Mabels gewesen, die man statt der erhofften Strandgüter gefunden. Beide hielten sich noch im Tode umschlungen und waren von einer zerbrochenen Spiere getragen, die sie wohl im Todeskampfe ergriffen hatten, ohne sich doch mit ihrer Hülf zu können.

Als man sie dann in die Halle gebracht und die Eltern von dem Unglück benachrichtigt hatte, war Lady Rupert ohnmächtig zu Boden gesunken, der Lord aber und der Marquis waren unten nach dem Jagdzimmer gestürzt, wo man die Leichen niedergelegt. Im ersten Augenblick hatte sich der Lord wie besinnungslos vor Schmerz über den Leichnam seiner Tochter geworfen und sie krampfhaft schluchzend in seine Arme gepreßt, während der Marquis in finstern

Schweigen auf Raoul blickte und der Dienerschaft winkte, das Zimmer zu verlassen.

In schlimmer Borahnung war der Kammerdiener in der Nähe der Thür geblieben. Nach kurzer Zeit hatte er einen heftigen Wortwechsel vernommen; er hatte gehört wie der Lord seinen Schwager als den Mörder seines Kindes bezeichnete und wie dieser ihn Wechselfälcher und Falschspieler nannte. Dann drang Waffengeklirr nach außen und ein dumpfer Fall schreckte den Diener auf, der in banger Sorge an der Pforte stand. In seiner Angst öffnete er die Thür, doch das Schreckliche war bereits geschehen; beide Männer lagen in ihrem Blute und nach wenigen Minuten war ihr Leben entflohen. Die Degen hatten sie von den Wänden des mit Waffen geschmückten Jagdzimmers gerissen. Man hatte zuerst nicht gewagt, die Lady von dem neuen Schrecknis in Kenntniss zu setzen, sie kam von selbst heruntergestiegen, — der grausige Anblick, der sich ihr darbot, schien keine Wirkung mehr auf sie zu üben. Anscheinend teilnahmslos ließ sie die irren Blicke über die Thyrigen schweifen und nur dann und wann stieß sie einen kurzen Schrei aus, wie er auch mich erschreckt hatte. Ich richtete noch einige Fragen an den Diener, entnahm aber aus dessen Antworten, daß, wie ich vorausgesetzt, die Diener nichts von dem falschen Feuer wußten. Sie waren nur die unwissenden Werkzeuge ihrer Herrschaft und an dem Verbrechen unbeteiligt gewesen.

Im Begriff, mich zu meinen Leuten zu begeben, und mit ihnen das Weitere zu beraten, öffnete sich plötzlich die Thür des Nebenzimmers und Lady Rupert trat heraus. „Jetzt habe ich ein helleres Licht angezündet, nun werde ich auch den Schmuck finden,“ rief sie und damit stürmte sie, wie von Furien gepeitscht, hinaus in das Dunkel der Nacht. Die im Portal versammelten Menschen wichen scheu vor der Unglücklichen zurück. Sie floh dem Strande zu, eine Zeitlang noch sahen wir ihr helles Gewand schimmern, dann war sie verschwunden.

Einige der Diener eilten ihr auf mein Geheiß nach, doch nach wenigen Augenblicken schon kamen sie mit bleichen Gesichtern und dem Schreckensrufe zurück: „Feuer, das Schloß brennt!“

Wir stürzten ins Freie, da schlug bereits die Lohe zu den Fenstern hinaus, aber nicht an einer Stelle, nein überall im mittleren Stockwerk. Die letzten Worte der Lady wurden mir jetzt plötzlich klar. Der herrschende Wind fachte die Flammen gewaltig an; bald hatten sie das Dach ergriffen, züngelten zum Himmel empor und färbten seine dunkle Wolkendecke blutrot. Sie wogten hinüber und herüber, Funken und brennende Massen wirbelten wie Meteore durch die Lüfte und wurden mit hinausgetragen. Sie fielen auf den nahen Tannenwald nieder und ihr feuriger Atem zündete überall. Bald flammte auch dort ein Feuermeer und der durch die Luftverdünnung zum Sturm entfesselte Wind wälzte die glühenden, stets mächtiger wachsenden Flammenwogen mit rasender Geschwindigkeit vor sich her.

An Hülfe war hier nicht zu denken, wir schafften nur die Leichen aus dem Schlosse und eilten an den Strand, um Schutz zu finden vor der sengenden Hitze. Die ganze Umgegend und das Meer war weithin taghell erleuchtet und der Schaum der an dem Riff sich brechenden Wellen glänzte im Widerscheine des Feuers wie Diamanten.

Ganz draußen aber, fast auf dem äußersten Rande des südlichen Riffs auf einer Klippe, erblickten wir Lady Rupert. Ihre weißen Gewänder und ihr schwarzes langes Haar flatterten im Winde und zu ihren Füßen brodelte und zischte die Brandung. Wie sie dort hingekommen, blieb uns allen unbegreiflich.

Ich ging mit meinen Leuten in das Boot, um die Unglückliche zu holen, doch als wir die Klippe erreichten, sprang sie mit erschreckender Gewandtheit auf eine andere naheliegende Klippe und ein gellendes Lachen tönte zu uns herüber.

„Ihr wollt den Schmuck suchen,“ rief sie, „weil ich jetzt ein helles Feuer angezündet, aber Ihr sollt ihn nicht finden. Ja ich allein weiß, wo Mabel ihn versteckt. Dort unten liegt er. Wie blitzen die Diamanten herauf. Endlich . . .“ Die letzten Worte verhallten in dem Brausen einer heranrollenden Woge. Donnernd

brach ihr Kamm über dem Felsen zusammen und dieser verschwand in der schäumenden Flut.

Als die See sich verlaufen hatte, war die Klippe leer; das unglückliche Weib hatte mit seinem graufigen Tode dort sein Verbrechen gesühnt, wo sie ihre Opfer dem Verderben geweiht. Ihre Leiche wurde nicht gefunden; Strom und Wind trugen sie hinaus in das offene Meer und betteten sie auf dessen dunklem Grunde. Gott sei ihrer Seele gnädig!“

„Das Schloß mit den umgebenden Gebäuden brannte nieder, ebenso der Wald bis auf den letzten Baum,“ begann der alte Mann weiter nach einer Pause, die ich, ebenso erschüttert, wie er selbst, nicht zu unterbrechen wagte, „als Menschen aus der Umgegend herbeieilten, gab es nichts mehr zu retten. Fortan aber blieb die Unglücksstätte herrenlos. Die Verwandten Ruperts wollten nichts von der Erbschaft der verödeten Stätte wissen. Bald wurde die niedergebrannte Waldstrecke ebenso zur Einöde, wie die vorher niedergeschlagene. — —

Meine Brigg war verloren, aber ich hatte sie versichert und so rettete ich mein kleines Vermögen. Den Bau eines neuen Schiffes setzte ich noch eine Zeitlang aus, weil ich zuvor das mir heilige Vermächtnis meiner hingemordeten Jugendfreunde erfüllen und die Rettungsstation in Rupertsbai einrichten wollte.

Wir begruben die Toten; dort im Garten meines Hauses ruhen Raoul und Mabel. Auf ihrem gemeinschaftlichen Grabe blüht ein reicher Blumenflor. Das ganze Dorf sorgt dafür, daß es nie an diesem Schmucke fehle. Der Lord und der Marquis haben ihre Grabstätte im Schloßhofe gefunden.

Für die von mir angeworbenen Rettungsmannschaften mußte Unterkunft geschaffen werden. Das Stück Land, auf dem jetzt unsere Häuser stehen, erstand ich für eine geringe Summe und ließ einige Wohnungen herrichten. Bald genug fanden die Leute, daß die Gegend um Rupertsbai reichere Fischgründe bot, als ihre frühere Heimat. Sie zogen ihre Familien heran und so entstand unsere jetzige Kolonie. In ihrem allmählichen Aufblühen fand ich

mich so befriedigt und verwuchs im Laufe der Zeit so mit ihr, daß ich schließlich das Seefahren ganz aufgab und jenen Kutter anschaffte. Er dient sowohl zur Hochseefischerei wie als Lotsenfahrzeug für Rupertsbai, wenn Schiffe in Gefahr kommen.

Die Mabelstiftung ist inzwischen so reich geworden, daß ich den Rettungsmannschaften ein hohes Gehalt zahlen kann und deshalb verbieten habe, irgendetwas ein Lotsgeld zu nehmen.

Das Rettungsboot hat im Laufe der Jahre nur wenige Male Gelegenheit gehabt, in Thätigkeit zu treten, dann aber jedesmal alle Schiffbrüchigen glücklich gerettet. Die meiste Arbeit nimmt ihm der Kutter ab, indem er die Schiffe rechtzeitig warnt oder sie in die Bai geleitet. An meinem Sohn habt Ihr gesehen, daß unsere Leute ihr Fach verstehen, denn die anderen sind ebenso tüchtig. Auf meinen Antrag ist vom Staate auch noch der hohe Feuerturm gebaut und so hat Rupertsbai aufgehört, der Schrecken der Seefahrer zu sein, wie damals vor dem Brande der Halle."

"Wir leben hier ruhig und glücklich," schloß der alte Mann seine Erzählung, „wir bilden eine Familie und offenbar ruht der Segen von Raoul und Mabel auf unserem Gemeinwesen."

Tief bewegt dankte ich dem wackeren Bradford für seine Mitteilungen und verabschiedete mich von ihm.

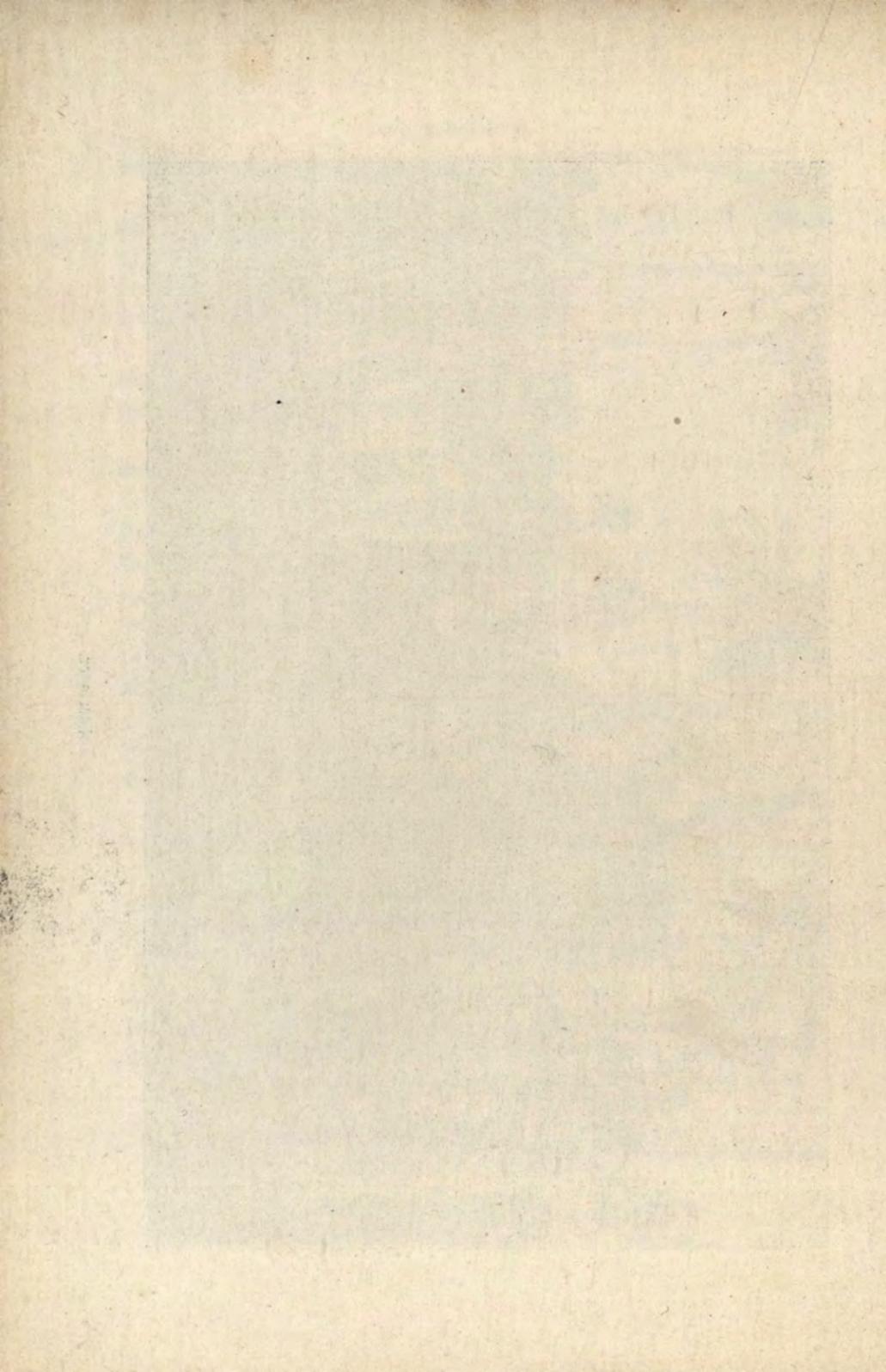
Kurze Zeit später erhielten wir Nachricht, daß die Elbe eisfrei sei und sagten unseren Freunden, die uns in den wenigen Wochen so wert geworden, ein herzliches Lebewohl.

Der junge Bradford brachte unser Schiff wieder hinaus, aber diesmal brandete die See nicht auf den Riffen. Mit der überlandigen milden Südwestbrise, die unsere Segel schwellte, lagen Bai und Meer in der Nähe der Küste ruhig und wie ein Spiegel.

Nach wenigen Tagen erreichten wir wohlbehalten die so lange entbehrte Heimat.



Trägerlager.



Trägerlager in Deutsch-Ostafrika.

Von Konrad Weidmann.

Im wirtschaftlichen Leben der ostafrikanischen Kolonie bildet das Gewerbe der Träger einen Hauptfaktor. Fast der ganze Handelsverkehr wird durch die Lastträger besorgt, und auf den Köpfen und Schultern Hunderttausender bewegen sich die Ein- und Ausfuhrgüter in endlosen Karawanenzügen jahrein und -aus auf schmalen Pfaden durch ein Gebiet, das an Flächeninhalt doppelt so groß als das deutsche Kaiserreich. Die wenigen kulturellen Einrichtungen, welche das Deutsche Reich bisher zur Ausdehnung der Konkurrenzfähigkeit des ostafrikanischen Handels getroffen hat, sind nicht imstande, das Hergebrachte wesentlich zu beeinflussen, sie sind aber leider, und das ist schwerwiegender, auch nicht imstande, den durch die Konkurrenz der Nachbarländer entstehenden Gefahren entgegenzuwirken. Im Norden unserer Kolonie, dort wo in den Usambarabergen energische Anstrengungen im Plantagenbau gemacht werden, und Kaffeepflanzungen, Sisalhanf, Kokospalmen, Tabak und andere Tropenkulturen im größeren Maßstabe angelegt sind, ist eine Stichbahn von 86 Kilometer Länge das Resultat der Anstrengungen eines vollen Jahrzehnts; einige Meilen von Wegen, die mit Ochsenfuhrwerk befahren werden können und einige Kilometer Flußläufe an ihren Mündungen ins Meer, die von flachgehenden Schiffen befahren werden können, das ist alles, was zum Schutze eines Handels geschehen ist, der in Ein- und Ausfuhr schon 15—20 Millionen Mark beträgt. Im übrigen bewegt sich alles auf alter Bahn und die Trägerkarawanen sorgen nach wie vor dafür, daß Seuchen und

ansteckende Krankheiten von Menschen und Vieh ungehindert im Lande herumgetragen werden und das demoralisierende Nomadenleben Hunderttausender den gesunden Lebensnerv körperlich gut veranlagter Negervölker zerstört.

Es sind zwar nicht alle Bewohner Deutsch-Ostafrikas zwischen den Trägern zu finden, weder der stolze Massai, noch die kriegerischen Bahehe bequemen sich gerne zu dem, in ihren Augen entwürdigenden Dienst eines Lastenträgers, dagegen sind die im Zentrum der Kolonie wohnenden Banjamwezi von jeher ein vortreffliches Trägermaterial gewesen. Der Handelsverkehr, welcher durch die Araber seit Jahrhunderten beinahe in denselben Geleisen sich abspielte, zog von jeher durch Unjamwezi. In Tabora, wo die beiden Haupthandelswege von den großen Seen zusammentrafen, war ein fortwährendes Bedürfnis an Trägern vorhanden und dort wurden jahraus und -ein Tausende und Abertausende angeworben für den Küstenmarsch. Die Lasten bestanden zumeist aus Elfenbein, Flusspferdzähnen, Nashörnern und schönen seltenen Tierfellen und werden ungefähr so verteilt, daß ein Träger durchschnittlich etwa 35 Kilo Gewicht zu tragen hat. Größere Gegenstände bilden Doppellasten, die von 2 Trägern an Bambusstangen getragen werden. — Die Handelskarawanen der Araber bestanden meistens nur aus Männern, doch fanden sich in früheren Zeiten, als der Sklavenhandel noch im Schwung war, häufig auch Frauen, Mädchen und Kinder dabei. Bei den Karawanen, die von kleinen und großen Häuptlingen ausgerüstet sind, befinden sich stets viele Frauen, die entweder Sklavinnen der Häuptlinge oder auch Frauen der Träger sind.

Die Frauen tragen selten Handelswaren, sondern sie sind mit den Lebensmitteln belastet, die für die lange, oft 2—3 Monate dauernde Reise erforderlich sind. Reis, Hirse, Bohnen, getrocknete Früchte, sorgfältig in Säckchen oder Schachteln aus Baumrinde und Körbe aus Flechtwerk verpackt, bilden ihre Lasten, auf denen gewöhnlich auch noch lebende Hühner festgebunden sind als lebender Proviant. Kinder treiben nebenher Schafe und Ziegen mit, von denen von Zeit zu Zeit ein Stück geschlachtet wird. Die aus

Männern bestehenden Karawanen sind in verschiedene Genossenschaften geteilt; der Anführer, „Kironngosi“ genannt, bestimmt die Marschrichtung, Lagerplätze u. s. w. Auf je 20 Träger kommt ein Kuga-Kuga, d. h. ein Bewaffneter, zum Schutze auf dem Marsch sowohl wie im Lager, denn es geht nicht immer glatt ab. Seit der deutsche Einfluß gewachsen, haben Überfälle und Beraubungen der Karawanen beinahe ganz aufgehört, dagegen ist die Bewachung der Lager, namentlich zur Nachtzeit, der wilden Tiere wegen, immer noch eine Notwendigkeit.

Je 4—5 Mann der Träger bilden ein „kambi“, eine Tischgenossenschaft und jedes kambi hat einen eigenen Träger, der das Kochgeschirr und den Mundvorrat trägt und, im Lager angekommen, Feuer machen und kochen muß. Die Ernährung ist während des Marsches eine recht dürftige, artet jedoch während der Ruhezeit an der Küste in wahre Böllerei aus; dort scheint sich der ausgehungerte Neger dann für alle Entbehrungen entschädigen zu wollen; seine Genußsucht kennt dann keine Grenzen.

Einen geringen Teil seiner Löhnung bekommt der „mpagazi“, Träger, in barem Gelde ausbezahlt, das übrige in Tauschwaren, die er entweder an der Küste schon verkauft und verjubelt, oder aber, wenn er ein ordentlicher Mensch ist, in sein Heimatland mitnimmt, um seine Familie damit zu erfreuen. Die Küstenplätze sind naturgemäß von jeher die Ausgangspunkte der Karawanen gewesen; die wichtigsten waren: Pangani für das Kilimandscharogebiet, Saadani und vor allem das Sansibar gegenüberliegende Bagamoyo, für die Haupthandelsstraße Labora-Mpwapwa-Küste.

In Bagamoyo häufen sich die Karawanen zeitweise derart an, daß die fremden Träger, „Waschenzi“, Wilden, (von den Küstenleuten so genannt) 12—15 000 Menschen stark sind. Es ist dann nicht nur die im großen Maßstabe angelegte Karawanenerei überfüllt, sondern es sind auch rund um die Stadt, namentlich an der See-seite, große Territorien freigegeben zur Lagerung der Leute. Die Trägerlasten werden beim Eintreffen der Karawanen sofort im deutschen Zollhause niedergelegt und erst nach ihrer zollamtlichen

Erledigung dem Handel freigegeben. Die Träger werden vielfach gleich wieder zur Rückreise angeworben, haben aber meistens einige Wochen Ruhe. Mit großer Fertigkeit bauen sie sich sofort kleine Hütten auf und, da sie sich gegenseitig unterstützen, schießen Hunderte solcher Hütten wie Pilze aus der Erde und wo man am Morgen noch ein kahles Feld gesehen, erhebt sich am Abend ein ausgedehntes Negerdorf mit rauchenden Herden und vergnügten Menschen.

Hier im Lager, frei vom lästigen Zwang der Arbeit, ohne den antreibenden Ruf der Ruga-Ruga oder die niedersausende Peitsche des Kirongosi, versehen mit den herrlichen Rupien und Pesas, den Magen vollgestopft von duftendem Reis mit Hühnerfleisch oder Fisch, hier feiert der mpagazi sein dolce far niente, hier ist sein Dorado; am Tage, während der großen Hitze, legt er sich im Schatten der Hütte, die aus Kokosrippen und Gras erbaut ist, oder im kühlen Walde in der Nähe des Strandes zur Ruhe, die Brandung singt ihm ein Schummerlied und er träumt von seiner fernen Heimat am Viktoria oder Tanganyka; gegen Abend, neugestärkt vom Schlafe erwacht, giebt er sich mit möglichster Energie erneuten lukullischen Genüssen hin, um dann, bis gegen Mitternacht vor der Hütte sitzend, entweder selbst zu erzählen oder den Erzählungen anderer zu lauschen. Er ist dann wie ausgewechselt und einen Träger, den man 14 Tage vorher mit grauer Haut, eingesunkenen trüben Augen, mager und dürr am ganzen Körper, ins Lager schleichen sah, ist jetzt ein kräftiger, elastischer Bursche, mit glatter, sammetartiger Haut und lebhaftem, fröhlichem Temperament, lärmend und jubelnd in ausgelassener Freude. Unser Bild zeigt eine Szene aus dem Lagerleben; die schöne Muskulatur des Mannes im Vordergrunde läßt darauf schließen, daß man schon einige Tage bei den Fleischstöpsen Agyptens sitzt, hinter den Figuren sind die primitiven Hütten zu erkennen. Es handelt sich um die Verteilung der Rationen; auf einer Matte sind bohnenartige Früchte ausgebreitet, am Boden liegen verschiedene Stücke von Zuckerrohr; die Repräsentanten des „schöneren Geschlechts“ scheinen auf die Zuteilung ihrer Rationen mit Ungebuld zu warten, während der Herr Verteiler keine große Eile zu haben scheint.

Schiffsjungenliebe.

Von John Wilmers.

Siebzehn der Lenze zählte ich. Ich hatte die Welt gesehen, soweit das Schulschiff „Hebe“ ihre Häfen berührte. Berückende Frauen, der herrlichen Mädchen so viele hatte ich erblickt und doch — mein Herz war leer geblieben. Nicht etwa, daß ich gänzlich unberührt geblieben wäre — oh nein! In Plymouth hätte mich eine Brigitte D' Finnigan beinahe für home rule begeistert, in Cadix eine — wie hieß sie doch gleich? — meinen Abscheu vor Knoblauch vernichtet, und eine schwarzhäutige Manuela in Porto Grande hatte lebhaft Gedanken von Rassenverbrüderung oder besser Rassenverheiratung in mir wachgerufen. Aber das war alles nicht Liebe, nicht die hohe, heilige Leidenschaft, von der die Dichter singen. Es war, als wenn ein Streichholz in einen Haufen geplusterten Kabelgarns fiel, ein helles Feuer — und vorüber. Gab es überhaupt Liebe? — In unserer Schiffsbibliothek waren viele Bücher, die davon erzählten, und wenn ich die Schilderungen las, so lächelte ich ironisch. Hatten sich diese Romanschreiber wirklich ihre Unbefangtheit bis in ihr manchmal recht beträchtliches Alter bewahrt, oder glaubten sie, befahrenen Leuten etwas aufschwätzen zu können? Und nun gar die „Liebe auf den ersten Blick“ — rein zum Lachen. War wirklich ein Tröpfchen Wahrheit in dieses Meer von Phantasie gemischt, für mich war die Liebe jedenfalls nicht vorhanden. Mohammed hätte meinetwegen dreist seine Houries in der Backbord Kuhl antreten

lassen können: „Bitte, Schiffsjunge Müller, treffe gefälligst eine Auswahl“; ich hätte gelangweilt abgewinkt: „Danke, lieber Moham-med, lassen Sie die Damen nur wegtreten.“

Nun und hier in Bahia zwischen all dem Negervolk würden meine Erfahrungen wohl auch nicht Schiffbruch leiden. „Das Leben ist doch recht langweilig,“ seufzte ich ziemlich laut und blickte träge nach der Stadt hinüber, die nach Aussage unseres Pfarrers zu den schönsten gehören sollte.

„Wirklich?“ meinte eine Stimme hinter mir, „dann zerstreue dich auf dem Achterdeck ein bisschen mit Messingputzen, dann hast du auch was für den „Ball“ gethan.“ Ein Schiffsball stand nämlich in Sicht.

Ich zögerte nicht, dieser Aufforderung Folge zu leisten, denn die Kriegsartikel wie eine Reihe Spezialvorschriften geben dem Bootsmannsmaat der Wache eine beinahe unumschränkte Gewalt über jeden Schiffsjungen. Mit einem Häufchen Twist widmete ich meine Kräfte einer Kompaßklappe, während sich meine Gedanken mit der bevorstehenden Festlichkeit beschäftigten: „Es ist doch lächerlich, da springen nun diese alten Leute in allen möglichen Verrenkungen umher und sind seelenvergnügt, wenn ein sogenannter Blick aus schönem Auge sie belohnt. Da ist z. B. der Stabsarzt, der in jedem Hafen das Weibervolk in Haufen an Bord schleift und uns dadurch zu intensiverem Messingputzen zwingt; dann der Navigationsoffizier, der trotz seines beträchtlichen Umfanges fortwährend in Quadrillen und Konters schwelgt, die er angerichtet hat. Der Ball heute ist sicher auch wieder sein Werk, und richtig — da kommt er ja schon an in weißer Bütz und Waffenrock.“

„Der Kompaß ist blank genug, mein Junge, hilf hier ein bisschen beim Dekorieren.“

Es bedurfte des getrübteten Blickes eines immer Verliebten, um die Flecke auf dem Messing des Kompasses zu übersehen; aber mir konnte es egal sein, ich widmete mich jetzt der Herstellung von Rosetten aus Flaggen, von Fautouils und Sofas aus Hängematten, trug die Kohlenstücke zum Aufbau der Gestein-Gruppe für den

Springbrunnen herbei und machte mich an allen Ecken und Enden nützlich, bis der Maat der Wache sich ins Mittel legte:

„Was du machst, Müller, müssen drei andere erst in Ordnung bringen. Marsch! Ans Fallreep und wirf den Booten die Leine zu.“

Da stand ich nun auf dem Podeste zu eklem Sklavendienste gezwungen, aber ignorieren wollte ich alle diese Damen; andere mochten sich vor ihnen erniedrigen, Schiffsjunge Müller wird vor keiner das Kniee beugen.

Im hohem Bogen ließ ich die Wurfleine in den eben heran-nahenden, bunt geschmückten Rutter sausen und erntete sofort für meine Leistung vom Navigationsoffizier den Titel „Alter Esel“, denn die nasse Leine hatte einen Sprühregen von Wassertropfen über die Bootsinsassen verstreut und dadurch Anlaß zu dem unter allen Breitengraden üblichen weiblichen Gekreisch gegeben. Die Zeiten waren vorbei, in denen „zoologische Liebenswürdigkeiten“ mein Ehrgefühl auf den Tod verwundeten, und ich ließ den „Alten Esel“ kalt an mir niedergleiten. Mit dem Blicke des Weiberfeindes musterte ich die Fahrgäste, da war keine, die mich irgend begeistern konnte, Doch — was war das? Wie ein fürchterlicher Schlag durchfuhr es meinen Körper, meine Kniee zitterten. Die Elektrizität war damals noch nicht so weit in die Marine gedrungen, daß sich jeder Schiffsjunge von ihr schlagen lassen konnte, sonst wäre ich um einen Vergleich für meinen Zustand nicht verlegen; so kann ich nur sagen, mir war, als hätte ich eine fürchterliche und doch beseligende Ohrfeige bekommen. Von der Spiegelducht des Rutters hatte sich eine berückende Gestalt erhoben und winkte zu mir hinauf, und in diesem Augenblicke empfand ich den Titel „Alter Esel“ als bitterste Schande; in diesem Moment schämte ich mich meiner schlichten, nicht übermäßig reinen Arbeitskleidung; mir fiel plötzlich ein, daß meine Ohren um ein paar Schönheitslinien zu weit vom Kopfe abstanden und meine Kameraden mich deshalb „Seesegelhutje“ nannten; ich schämte mich meiner großen Behen, die ich zur Schonung mit Kabelgarn umwickelt hatte und die, durch hinterlistige Decksbolzen schamfielt, krampfhaft nach oben wiesen. Mit Erleichterung fühlte ich, daß die

ungemessene Zahl meiner Sommersprossen in einem tiefen Erröten unterging. Verzückt starrte ich auf die liebliche Erscheinung. Weiße Seide umschloß den jugendlich knospenden Körper, aus den herrlichen Schultern wuchs wie ein Lilienstengel der schlanke, juwelen- geschmückte Hals und auf diesem thronte ein Köpfchen, das mit der Pracht seiner tiefschwarzen Haare, mit dem Schmucke der glänzenden, braunen Augen, mit seinem lachenden, roten Mündchen und den Perlenreihen weißer Zähne wie gemacht war, einen kaiserlichen Schiffsjungen um den vorgeschriebenen Verstand zu bringen. Und dieses Lächeln des wunderlieblichen Antlitzes galt mir, mir winkte dieser schöne Arm. Wie der Blitz sprang ich nach unten, um ihr beim Aussteigen behülflich zu sein. Mit freundlichem Lächeln streckte mir die Hohe ihr Händchen entgegen, und geschickt sprang sie, durch meinen starken Arm gehalten, auf die Treppe. In diesem Augenblicke fühlte ich mich am Kragen zurückgerissen, und der Stabsarzt, der vorher hinter mir gestanden hatte und der sich jetzt diesen perfiden Angriff erlaubte, raunte mir in eifersüchtiger Wut zu: „Wie kannst du Lummel mit der schmierigen Flosse die Dame anfassen?“

Ich war empört, als er mich jetzt durch die Reihe der Offiziere zurückdrängte. Ja, lacht ihr nur alle — wir werden ja sehen, wer siegt! Wut, Groll und die plötzlich erwachte Liebe im Herzen, schlich ich auf die Baring. Von hier aus konnte ich sehen, wie die Herrliche umdrängt wurde; der Stabsarzt war mit allen möglichen Essenzen dabei, den Naturabdruck meiner Handfläche von der Seide ihres Ärmels zu entfernen. Mit unendlicher Zartheit wischte er an diesem umher. Hätte sich der Schiffsjunge Müller den Arm gebrochen; er wäre anders mit diesem Körperteil umgesprungen. Lachend wehrte die Schöne die Entschuldigungen ab, die von allen Lippen reichlich träuften, und die wohl im wesentlichen aus Bewünschungen gegen mich bestanden. Als der Doktor endlich seine Bemühungen aufgab, deutete nur noch ein etwas dunklerer Fleck die Stelle an, deren Berührung mich so beseelt hatte. Auf diesen Fleck richtete ich meine trunkenen Blicke; durch all die Verschlingungen

der Quadrille und des Konterz verfolgte ihn mein Auge, ich sah ihn im Polkatakatt hüpfen und im Walzer dahinschweben, bemerkte mit eifersüchtigem Groll, wie er sich an blaue, goldbetreffte Tuchärmel schmiegte, — oh — es war zum Rasendwerden, immer dieser Stabsarzt, der sich ihr zu drängte. Hatte der Mann denn gar keinen Blick für den Altersunterschied? Im Geiste sah ich mich an seiner Stelle und an ihrer Seite. Ich wäre ihr anders mit Galanterien unter die Augen gegangen, und das Schönste hätte ich für sie vom Buffet gepflückt. All die zarten Schinkenbrötchen, die dort so verführerisch herüberleuchteten, die Kaviarsemmeln, die süßen Törtchen; alles hätte ich ihr zu Füßen gelegt: „Essen Sie man ruhig, Fräulein, die Offiziersmesse bezahlt alles.“ Und dann bei der Schiffsjungenpolka! wie wollte ich die Beine in die Höhe werfen, wie wollte ich die herrliche Gestalt umherwirbeln. Aber daran war ja nicht zu denken, denn ehe „die da achtern“ einen Schiffsjungen zum Ball einluden, eher bohrte sich das ganze Offizierkorps Löcher in die Knieeisen.

Meine — sagen wir — Angebetete hatte sich auf eins der Sophas niedergelassen und scherzte mit dem Stabsarzt, der karessierend vor ihr stand; mit schelmischem Lächeln blickte sie zu ihm empor und in mir unverständlicher Sprache flog Rede und Gegenrede hin und her. Mit Wut sah ich, daß der Jünger Askulaps immer dreister wurde und jetzt — wahrhaftig, er beugt sich vor, um eine seiner faden Schmeicheleien in die rosige Ohrmuschel der Schönen zu flüstern; mit hellem Lachen legte sie sich hintenüber, sank aufschreiend zurück und — verschwand unter der nachgebenden Hängematte, welche die Sitzgelegenheit bildete und die durch über sie gebreitete Flaggen den forschenden Blicken entzogen war. Ich muß es meinem Rivalen lassen, daß er mit anerkennenswerter Geistesgegenwart den Moment erfassend, zusprang; aber sein Gethue dann, als er die Erschrockene aufgerichtet hatte, war entschieden überflüssig und sehr übertrieben: „Er will sie ja wohl gar nicht wieder aus den Armen lassen; es soll mich gar nicht wundern, wenn er ihr einen Beruhigungskuß aufdrückt,“ knirschte ich. Dazu kam er jedoch nicht, denn sie wand

sich aus seinen Armen und unterzog das Sopha einer näheren Besichtigung. Der kunstlose Bau erregte ihre lebhafteste Bewunderung; der Navigator aber als Vergnügungsmeister zeigte heftige Wut und wandte sich an den wachthabenden Steuermannsmaaten mit der Frage, wer wohl der Baukünstler gewesen sei? und als der Befragte mit dem Maatentone der Verachtung für Schiffsjungenleistungen geantwortet hatte, „der Junge Müller“, riefen die Herren: „Natürlich Müller!“ Beim Erschallen meines Namens drückte ich mich noch mehr in die Hölzer der Baring, denn jetzt hielt ich es doch für möglich, einer Einladung zu einem Tänzchen gewürdigt zu werden. Bald aber ließ ich meine Vorsicht schwinden; der Stabsarzt hatte nämlich am Handruder ein Plätzchen entdeckt, das, durch Flaggen verhangen, ihn und seine Dame allen Blicken entziehen mußte, und zögerte keinen Augenblick, von diesem Besitz zu ergreifen. Ha! was mochte hinter jener dünnen Wand vorgehen? Weit beugte ich mich vor, um das Flaggentuch mit der Glut meiner Augen zu durchdringen. Meine eifersüchtige Phantasie malte mir aus, wie mein Nebenbuhler von Minute zu Minute an Terrain gewann. Wollte ich ihm das Feld nicht kampflos überlassen, so mußte ich das Beisammensein stören, aber wie? — Sollte ich mich von der Baring stürzen und ihn dadurch zur Ausübung seiner Kunst zwingen? Nicht übel! Das wären zwei Fliegen mit einem Schläge, denn Mitleid war nach verschiedenen Zeugnissen in der Schiffsbibliothek der erste Schritt zur Liebe. Ein gewisses Wohlwollen gegen meine Glieder hielt mich jedoch von dem unsicheren Sprunge ab. Warf ich einige Bootsfässer oder Riemen an Deck, dann scheuchte ich durch das Getöse wohl das Pärchen für einen Augenblick auseinander; aber man hätte dann auch mich von der Baring gescheucht und zwar höchst unsanft. Meinen Gedanken wurde ich plötzlich durch einen kräftigen Ruck am Hofenboden entrisfen und unter höhnischem Lachen schleifte mich der Maat der Wache völlig respektlos nach der Treppe und nach unten. Ein großes Gelächter erhob sich auf dem Achterdeck, als ich so in horizontaler Lage davonschwabte; ich aber biß die Zähne zusammen und konnte es doch nicht

verhindern, daß ich mit einer Thräne die Reserve-Marsstänge benehete und mit einer anderen die Reserve-Bramrahe betaute. Um die begleitende Unterhaltung meines Trägers kümmerte ich mich keinen Pfifferling; der Mensch hatte Umgangsformen — und Bezeichnungen für meine Person — über die ich am liebsten schweige. An Deck drückte er mir einen Besen in die Hand: „So nun geh' achteraus und sege in der Tanzpause; du scheinst ja große Sehnsucht danach zu haben.“

Da war sie ja, die herbeigesehnte Gelegenheit, oh, ich hätte die Hand, der ich noch eben fluchte, küssen mögen, doch begnügte ich mich mit einem von Dankbarkeit sprechenden Blick, der aber wirkungslos an dem breiten Rücken meines unbewußten Verbündeten abprallte. Mit großer Fahrt steuerte ich auf das Handruder zu. Bei meinem plötzlichen Auftauchen stieß die Dame einen leisen Ruf der Überraschung aus und der Stabsarzt wußte mit der Erfahrung des routinierten Schwerenöters ihrer Bewegung den Anschein zu geben, als flöhe sie in seine Arme.

„Was willst du Bengel hier?“ fuhr er mich an.

„Fegen, Herr Stabsarzt,“ und mit Behemeng handhabte ich mein Instrument, so daß sie beide erschrocken die Füße hochzogen, dann aber, mit klarem Blicke für die drohende Gefahr, sprang der Herr auf und beförderte mich mit Schwung durch den Vorhang, der das Achterdeck vom Bordeck schied. Keiner der Bootsmannsmaate, die am Großluß „Alle Mann Abendbrot“ pffiffen, ließ sich in seiner wichtigen Beschäftigung stören; aber sieben Fußspitzen, die sich beinahe gleichzeitig in meine Weichteile bohrten, gaben dem erhaltenen Antrieb neuen Nachdruck. Schleunig begab ich mich an meine Back, denn, daß die Liebe den Appetit verderbe, ist auch eine bloße Romanerfindung. Meinen Thee erhielt ich ohne weiteres; mein Hartbrot und die Butter erkämpfte ich mir, dann zerschlug ich die Beschooten und warf die Brocken in meinen Blechnapf mit dem dampfenden Getränk, fügte meinen Teil Butter daran und dachte — „nun ziehen lassen; das giebt ein köstliches Gericht.“ Gerade wollte ich den ersten etwas gehäuften Löffel in der Öffnung meines Mundes

verschwinden lassen, als die Damen unter Führung der Offiziere die Treppe bei meiner Back herabkommen.

„Da! Sehen Sie! Look here!“ rief der Navigationsoffizier, mit dem Zeigefinger jedes Anstandsgefühles bar in meine Mundhöhle weisend. Sofort richteten sich alle Blicke auf mich, und während die Herren ein unmotiviertes aber fröhliches Gelächter anstimmten, hefteten die Damen ihre Augen mit dem Ausdruck eines gewissen naiven Staunens bald auf den Löffel, bald auf den Weg, den er gehen sollte. Ich entzog den Gegenstand des Neides endlich den Blicken und ließ ihn in meinem Munde verschwinden.

„Wundervoll! Unübertrefflich!“ riefen die Offiziere, als wenn sie bisher geglaubt hätten, Schiffsjungen zögen ihre Nahrung aus der Luft, und „oh! oh! Impossibel! Incredibile!“ kreischten die Schönen.

„Sehen Sie nur diesen Bamps!“ frohlockte der Navigationsoffizier, „und das ist so'n Junge.“

„Oh! Oh! Incredibile! impossibel!“ erscholl es wiederum mit dem Ausdruck der Verwunderung und der Theilnahme.

Ich griff schnell nach meinem Blechnapfe, der die Runde unter der Gesellschaft gemacht hatte, denn wer weiß, ob nicht doch noch der Appetit rege geworden wäre; aber um etwas wahrhaft Schönes würdigen zu können, muß man ja eben Geschmack besitzen.

Die Offiziere betrachteten es als einen riesigen Spaß, die Damen mit gefüllten Brotbeuteln an den Backen verteilend umhergehen zu lassen. Wer kann sich meinen freudigen Schreck ausmalen, als die heimlich Angebetete mir durch die Verabreichung von fünf Beschooten ein öffentliches Zeichen ihrer Zuneigung gab. Nie hätte ich es über mich vermocht, diese Beschooten einfach zu essen; ich verwandte sie zu einem Speisopfer, das ich unserer jungen Liebe brachte. —

Der erste Offizier hielt es für nötig, nach dem Abendessen die Bramstängen an Deck zu nehmen, und ich war freudig überrascht, als die Pfeifen das „Alle Mann klar zum Manöver“ durch die Decke gellten. Das war eine Gelegenheit, mich „ihr“ von der besten

Seite zu zeigen; bei diesem Manöver sollte „sie“ dazu gelangen, Vergleiche zu ziehen; dabei mußten ihr doch die Augen aufgehen für die beginnende Glage, für das keimende Embonpoint des Stabsarztes und hingegen für mein jugendliches Feuer und meinen schlanken Bau.

Während ich mit den Bramrahageasten aufenterte, blickte ich nach achtern und sah meinen Nebenbuhler kneiferbewehrt nach oben starren, während er mit seinen mangelhaften seemännischen Kenntnissen meinem Ideale eine Erklärung des Manövers zu geben versuchte. — „Nun ans Werk.“ Ich hatte die Geitablöcke von der Rahe nach dem Gfelshaupt und knebelte die Schooten aus; der Mann von der Noek legte ein und zeigte mir die Hand, worauf ich dem Toppsältesten auf der Marsrahe meine rechte Handfläche wies, der Toppsälteste kehrte das Innere seiner Hand gegen das Gesicht des nach oben blickenden Toppsoffiziers und dieser streckte etwas pathetisch sein gepflegtes Händchen gegen den ersten Offizier aus. Durch dieses Spiel der Hände war dem ersten Offizier telegraphiert worden, daß im Vortopp alles klar sei; aber während noch das Signal den Instanzenweg zurücklegte, hatte ich bemerkt, daß die Oberbramschoot nicht ausgelegt sei; mit Blitzesschnelle und unter Nichtachtung der Vorschrift, die ein Auslegen nach der Klarmeldung verbietet, sprang ich nach außen und — „Kai die Rahen!“ kommandierte der erste Offizier. Mit Entsetzen fühlte ich mich mit der Rahe hochfliegen, dann aber plötzlich fallen, und nun schlug die obere Noek und mit ihr mein Schädel gegen die Stänge; ich ließ betäubt los, faßte instinktiv das Stängepardun und sauste unter Zurücklassung einiger Hautfetzen eine Strecke hinunter, dann hörte ich den bekannten Aufruf: „Natürlich! Müller!“ lies von neuem los, fühlte meinen Körper irgendwo aufschlagen, abprallen, vernahm das Angstgeschrei weiblicher Stimmen und stürzte weiter, immer weiter, durch ein gähnendes schwarzes Loch direkt in die Hölle und kopfüber in einen Kessel voll brodelnden Schwefels. Als ich mit brennendem Kopfe auftauchte, riefen Tausende von Teufeln: „Natürlich Müller!“ und all' die Geschwänzten und Gehörnten sprangen mit ihren Feuer-

potern und Kohlenschaukeln herzu und hämmerten taktmäßig auf meinen Kopf los und begleiteten ihre Thätigkeit mit dem unaufhörlichen Ausruf: „Natürlich Müller!“ So ging es lange, lange, und trotz meiner Schmerzen wunderte ich mich im Stillen, daß ich die Qual aushalten konnte, endlich aber und ganz unvermittelt waren die Teufel verschwunden und ich befand mich wieder auf der Bramrahe, und ohne Verwunderung bemerkte ich neben mir, mit den Knien im Pferd, den Stabsarzt, der mich böshaft durch die Kneifergläser anstarrte.

„Sie wollen mich doch nicht von oben schubsen, Herr Stabsarzt,“ rief ich in Todesangst.

„Natürlich, Müller!“ entgegnete er, faßte mich am Hosenboden und dahin flog ich, und Tausende und Abertausende von Stimmen kreischten, gröhlten, brummten: „Natürlich, Müller!“

Auf einmal fühlte ich alle Angst von mir genommen, denn ich hatte plötzlich die Gewißheit, fliegen zu können und höher schwang ich mich, immer höher, immer undeutlicher wurde das Rufen unter mir und erstarb schließlich in einem geflüsterten „Natürlich, Müller.“ Eine strahlende Gloriole war mir Leitstern in meinem Fluge; und wie ich näher und immer näher kam, sah ich das reizendste Köpfchen in dem Strahlenkranze auftauchen, sah die lieblichsten, süßesten Züge mir entgegenlächeln und eine zarte, weiße Hand reckte sich mir entgegen: „Povero giovane!“ flüsterte die Herrliche und der Wohlklang dieser Worte, deren Sinn ich nicht kannte, griff mir ans Herz; ich drückte einen Kuß auf das ausgestreckte Händchen; weiße Schleier wogten um mich her und nach kurzem Kampfe mit meinen Phantasiegebilden erkannte ich ein Moskitoneß, das ein geräumiges Bett, meine Lagerstatt, umgab. Das einzig Wirkliche war das weiße Händchen, das mir gerade entschlüpfte. Neben meinem Bette stand die Königin meiner Träume und neben ihr ein Herr, der gerade eine mächtige Prise in seine geräumige Nase beförderte und der ein so gutes, rundes, urdeutsches Gesicht hatte, daß ich ihn, ohne Furcht von Blamage, englisch anreden konnte.

„What is the matter with me, Sir?“ begann ich und erschrak vor dem schwachen, dünnen Ton meiner Stimme.

„Oh,“ antwortete er lachend, „mit mir kannst du schon deutsch reden, mein lieber Junge; aber wenig — sehr wenig, denn so recht ist es noch nicht mit dir. Du möchtest also wissen, was mit dir passiert ist? Erinnerst du dich des Balles an Bord S. M. S. „Hebe“? — Gut! und daß du aus der Tafelage fielst?“

„Ach ja! die Oberbramschoot! Stimmt! Wie ist die Sache eigentlich abgelaufen?“ fragte ich interessiert.

„Na, du fielst durch eine Luke in das Zwischendeck, schlugst mit dem Kopfe auf eine Treppe und brachst dir den Schädel an zwei Stellen; nebenbei gesagt, die Treppe war auch hin.“

„Es heißt nicht ‚Lufe‘, sondern ‚Luf,“ sagte ich verweisend, was ihn sehr heiter stimmte. „Und ist die Kokosnuß wieder heil?“

„Wie meinst du?“

„Ich meine, ob der Schädel wieder heil ist?“

„Ja. Natürlich noch nicht ganz; aber das kriegen wir schon noch.“

„So, hm! Sagen Sie mal, edle Teile habe ich mir gar nicht verletzt?“ fragte ich, denn der Gedanke, schief oder lahm an Bord zurückzukehren, hatte wenig Verlockendes für mich und ich besaß kaum die Macht, Arm oder Bein zu regen.

„Ha, ha, ha!“ wieherte der Arzt, der sehr zur Heiterkeit geneigt schien, förmlich los.

„Nein, nein! edle Teile gar nicht! Nun aber ruhig. — Da die „Hebe“ am anderen Tage nach Para in See ging und du schwerlich an Bord genesen wärest, so gab man dieser jungen Dame auf ihr Ersuchen gern die Erlaubnis, dich mitzunehmen, und sie ließ dich hierher nach dem Hause ihres Vaters tragen; ihr also bist du in erster Linie dein Leben schuldig, dann ist da Anita, die dich in ihr Herz geschlossen und die dich mit Aufopferung diese vierzehn Tage gepflegt hat . . .“

„Was?“ rief ich und wollte aufspringen, „vierzehn Tage sagen Sie?“ — — — ich sank kraftlos zurück.

„Pst! Ruhig! Genau vierzehn Tage sind es heute her.“

„Was mögen sie auf der „Hebe“ ohne mich gemacht haben?“ rief ich verzweifelt, und löste damit einen neuen Heiterkeitsausbruch bei dem Arzte aus.

„Darüber zerbrich dir den Kopf nicht noch mal; ich habe so'ne Ahnung, als wenn sie vielleicht auch ohne dich fertig würden.“

„Aber bester Herr, ich bin Nummer Eins auf der Backbord-Vorbramrahe und Nummer Zwei am Buggeschütz. — Das ist nicht so einfach, als wenn der Doktor fehlt,“ schloß ich seufzend, worauf er in einen wahren Lachkrampf verfiel. Endlich beruhigte er sich.

„So, nun sei aber ruhig, mein Junge, ich werde Anita rufen.“

Er drückte auf eine Glocke und sofort erschien in der Thür ein Weib — ein Kolosß — ein Ungeheuer. Die Schwärze des Ebenholzes war blaß gegen ihre Hautfarbe; die Gesichtszüge waren durch Fett verpölkert, der Körper wie aufgeblasen und das Weiße des Auges mit schwärzlichen Adern durchzogen.

„Nun, wie gefällt dir deine Pflegerin?“ fragte der Arzt.

„Sie kommt mir vor wie'n Luftballon, klar zum Platzen.“

„Aber Junge, wenn Anita nicht gewesen wäre, wer weiß, ob du heute noch hier lägest; sie war unermüdlich mit dem Eisbeutel. Findest du nicht, daß du ihr dankbar sein mußt?“

„Ich finde, daß die Dankbarkeit eine schwere Tugend ist.“

„So, so,“ entgegnete er, „das werde ich gleich der jungen Dame hier sagen.“

„Um Gotteswillen!“ rief ich erschreckt und wollte nach dem Händchen haschen, bekam aber das Kolossalpätschchen Anitas zu fassen und drückte, ohne meinen Irrtum gewahr zu werden, einen dem Navigationsoffizier abgelauichten Ruß auf die schwarze Fläche.

„Mit lütt lewe Jung!“ flüsterte Anita, und ich fuhr erschrocken zurück. Daß die Teufel in der Hölle ein tadelloses Hochdeutsch handhabten, hatte mich nicht weiter überrascht; aber hier aus dem Munde einer Vollblutnegerin Plattdeutsch zu hören, das hätte ich nie erwartet.

Meine Umgebung weidete sich weiblich an meiner Überraschung und der Arzt lachte Thränen.

„Sê snact pladdiitsch,“ versicherte Anita, „wenn du wat hebben wullt, oder du heft wat tau vertellen, denn segg mi dat man.“

Der Arzt, der endlich wieder zu Atem kam, gab mir die Erklärung. Ein Matrose, den die barmherzige Tochter des Hauses mit einem Messerstiche in der Brust, auf der Straße von Bahia nach der Hacienda ihres Vaters aufgelesen und den Anita wieder zu Kräften gepflegt hatte, wäre der Lehrmeister der schwarzen Schönen gewesen. „Der Schlingel, der offenbar auch die Dankbarkeit für eine schwere Tugend hielt, ist davon gegangen und hat eine schmerzliche Leere in Anitas Herzen geschaffen, und wenn nicht alles frügt, so bist du berufen, seinen Platz einzunehmen und das franke Herz zu heilen.“

„Oh Gott!“ seufzte ich, „ich als Herzpflaster für Anita; Sie nehmen mir allen Lebensmut, Herr Doktor. Aber stellen Sie mich doch bitte der Dame vor.“

„Schiffsjunge Müller von S. M. S. „Hebe“,“ so mag er wohl gesagt haben; ich hörte nur die Namen „Müller“ und „Hebe“ aus dem Schwall fremder Worte heraus. „Ach sagen Sie doch auch, daß ich Nummer Eins der Backbord-Vorbramrahe und Nummer Zwei am Buggeschütz bin,“ hat ich.

„Schön, mein Sohn,“ und lachend richtete er wieder aufs neue das Wort an meinen Schutzengel. Sie gab durch überaus melodisches Gefäch volles Verständnis für meine Würden kund, und der Arzt stellte sie mir jetzt als „Signorina Agnese Cesarini“ vor. „Du mußt nämlich wissen, daß das Fräulein die einzige Tochter eines Italieners ist, der hier, drei Meilen von Bahia, ein großes Landgut besitzt.“

„Dann hat sie wohl auch fix Geld?“

„Und ob!“

„Was baut denn der Alte?“

„Kaffee, Zuckerrohr, Kakao, Tabak . . .“

„Mutter tot?“

„Ja, schon lange.“

„Na, dann werde ich mich mal dahinter schmeißen“ — ich ließ noch einen glühenden Blick über die Signorina und einen verwunderten über den noch immer lachenden Arzt schweifen, dann entchlummerte ich vor Schwäche.

Als ich am anderen Morgen erwachte, fühlte ich mich schon bedeutend gekräftigter. An meinem Lager saß Anita, die bei meinem Erwachen ein Lächeln produzierte — ein breitmäuliges Lächeln — eine ganze Korporalschaft Schiffsjungen wäre nötig gewesen, dieses Lächeln zu erzeugen.

„Hest du nich 'n lütt beten wat to eeten, Anita?“ fragte ich, denn ein wohlbekanntes Gefühl machte sich mir bemerkbar.

„Jo, min lütt' Jung,“ antwortete sie, vor Freude strahlend, „wat soll't denn sin?“

„Na 'n beten Hartbrot oder solten Fleeſch . . .“

„Dat hebbt wi nich, min söte Jung. Aber 'n Biffſchtick mit Brrattantüffeln, wat meenst du dortan?“

„Junge, Junge! Biffſchtick. Dat bring mi man gau.“

„Sallst du glieks hebb'n, loat di man wildes de Tid nich lang wer'n,“ und bei diesen Worten bedeckte sie mein Gesicht mit einem einzigen aber ausgiebigen Kusse.

„Alle Wetter!“ fluchte ich, verstummte aber sofort, denn Anita stopfte mir den Mund mit einer Banane und verschwand dann. —

Das war ein Essen — zwar etwas schwierig, da Anita mich richtig füttern mußte; aber so wohlschmeckende Speisen hatte ich nie genossen, und dann die Menge, selbst mein durch die Rekonvalescenz potenziertes Schiffsjungenappetit erlahmte schließlich. Faul und behaglich lag ich unter den lustigen Decken, an einer Ananasscheibe kauend. Hier war offenbar das Paradies. Wenn nur Anita die Küfferei unterließe.

„Kuten Tack,“ erscholl es plötzlich vom Kopfende des Bettes her, „wie keh't's?“

Ich blickte auf und sah zu meiner freudigen Überraschung die Signorina in hellem Reittleid an meinem Bette stehen.

„Oh, danke der gütigen Nachfrage, allerschönstes Fräulein. Hat tadellos geschmeckt.“

Lachend schüttelte sie das Köpfschen und stammelte: „nix versteh, nix versteh“; in diesem Augenblicke erschien Anita wieder und als sie ihre Gebieterin im Zimmer sah, verfiel sie in ein Knixen ohne Ende, wie ein Gummiball flog sie auf und nieder und ohne Unterbrechung ließ sie ihre Sprechmaschine spielen. Mit einer kurzen Handbewegung aber schnitt ihre Herrin ihr das Wort ab und gab ihr eine Reihe von Fragen an mich auf. Ich mußte noch einmal durch Anita versichern, daß es mir gut geschmeckt habe, ließ sagen, daß ich mich wie im Himmel fühle und beteuern, daß ich Signorina Agnese für die Schönste in allen Himmelsstrichen hielt.

„Bene!“ lachte sie zu meinem Erstaunen, dann aber streifte sie mein Gesicht mit scheuem Blick, und während eine jähe Röte ihre Farbe vertiefte, lispelte sie der submissivst horchenden Anita eine neue Frage in das Ohr.

„Du, id fall di frogen, wat de Doktor an Boord för'n Art Kierl is?“ übersetzte die schwarze Perle.

„Aha!“ dachte ich, „weht der Wind daher?“ aber mit gleichgültigem Gesichte erwiderte ich:

„Oh, de Doktor — dat is oof so een — immer achter de Deerns her; aber um uns Schippjungen kümmert hei sik ni.“

Mit stiller Freude bemerkte ich, daß meine Mitteilung einen verstimmenden Eindruck machte; aber gleich darauf bekam ich die Frage vorgelegt, ob er denn hinter allen Mädchen her sei?

„Hier in Bahia,“ entgegnete ich, „is mi dat so vörkamen, als wenn hei sin Dog up een Bestimmte smeeten hätt.“

Das freudige Leuchten in den Augen der Signorina verriet mir, daß ich meinen eigenen Absichten mit dieser Antwort einen schlechten Dienst erwiesen hatte. Sie drückte mir warm die Hand, ließ mir sagen, daß sie täglich eine Stunde mit mir plaudern wolle, um deutsch zu lernen, raffte die Schleppe des weißen Reitkleides zusammen und gleich darauf hörte ich das Geklapper von Pferdehufen vor dem Hause. Ich blieb mit Anita allein und wurde sofort ein

Opfer ihrer Kußwut. Jeden Dienst, den sie mir erwies, belohnte sie sich mit einem Kuß, den sie mir raubte, und ich war ihr wehrlos preisgegeben. Wie ein Kind nahm sie mich an ihre breite Brust, schleppte mich bald auf den Schaukelstuhl, trug mich dann wieder zum Faullenzer, legte mich in die Hängematte auf der Veranda, um mich schließlich wieder in mein Bett zurückzubringen. An jedem Platze standen ausserlesene Früchte, überall kühlende Limonaden. Ein Blick von mir, und Anita schob mir in den Mund, was mir am besten schien. Zwischen Appetit und Kußangst schwankte ich hin und her, und da ich Schiffsjunge war, so siegte stets der Appetit, und nie unterließ es Anita, ihren Tribut einzuheimsen.

Von Tag zu Tag nahm ich an Kräften zu; die tägliche Nähe der Geliebten wirkte Wunder. Wie reizend waren die Stunden, in denen sie mit ungelenker Zunge stammelte, „ich liebe dich, du liebst mich!“

„Ich liebe dich; du liebst mich, Signorina,“ korrigierte ich dann geduldig, während ich ihr über das Zuckerrohr, an dem ich saugend mir gewöhnlich die Zeit vertrieb, heiße Blicke zuwarf. Lange, lange Tage dauerte es, bis sie das „ch“ pronuncieren lernte, ich konnte schon, auf Anitas Arm gestützt, umherwandeln, als sie es endlich fehlerlos sprach.

„Er liebt dich nicht,“ suchte ich ihr die Verneinung klar zu machen, und dachte dabei an den Stabsarzt, wegen dessen sie schon manche gebrochene, aber sehr durchsichtige Frage gethan hatte.

„Er liebt mich nicht,“ kispelte sie betrübt, bis sie eines Tages nach einer Lektion sich auf das bereitstehende Pferd schwang, scherzend mit der Reitpeitsche nach mir schlug und klar und deutlich hervorstieß: „Er liebt mich doch!“ Dahin jagte sie, gefolgt von Antonio, dem schwarzen Reitknecht.

Wie ein Blitz erhellte ihr Zuruf mein argloses Gemüth. Wollte ich nicht alles verloren geben, so mußte ich energischer vorgehen. Aber Anita war schuld an meinem bisherigen geringen Erfolge. Wer konnte auch an Liebe denken, wenn einem fortwährend Näscherlein in den Mund gesteckt wurden. Ratlos lief ich in den weiten Zucker-

rohrfeldern umher; ich achtete nicht der blitzenden Kolibris, die überall umherschwirrten, nicht der kreischenden Papageien; mein Hirn wälzte nur den einen Gedanken umher: „Wie schlägst du den Stabsarzt aus dem Felde? Ha! Ich hab's!“ rief ich endlich. Ich entsann mich, daß ich die Signorina auf der westlichen Veranda des ersten Stockwerkes am Abend häufig lesend gesehen hatte. Sie dort überraschen wie dieser — dieser Romeo aus der Schiffsbibliothek, na, und die Sache mußte gehen. Mit Ungeduld sehnte ich den Abend herbei; Anita konnte mir nichts mehr recht machen, und mit besorgten Blicken beobachtete sie mein aufgeregtes Gebahren. Endlich, endlich verkündete die Glocke die Feierabendstunde; die schwarzen Arbeiter zerstreuten sich in ihre Hütten, und Ruhe und Frieden legten sich mit der plötzlich hereinbrechenden Dunkelheit über die Erde. Ein betäubender Duft quoll aus den Tausenden von Blumen des Feldes und verwirrte meine Sinne. Da! Ein Licht blitzte auf der Veranda auf; ich wußte, es war Anita mit der Lampe. Ich sah, wie sie den Stuhl an den Tisch rückte, die deutsche Grammatik klar legte und dann verschwand, gleich darauf tauchte das holde Gesicht meiner Angebeteten in dem Scheine der Lampe auf. Die Zeit war gekommen. Wie eine Kaze kletterte ich an den Schlinggewächsen, die einen Pfeiler umspannten, hoch. Doch nötigte mich die ungewohnte Anstrengung auf meinem Wege zu leisem Schnaufen. Endlich hatte ich die Brüstung erklommen. Ha! die Lampe gelöscht — der Wind — um so besser! Ich erblickte in der pechschwarzen Dunkelheit einen hellen Fleck, stürzte wie von Sinnen darauf zu:

„Angebetete Agnese —“

Ein wahres Höllengelächter erscholl in diesem Augenblicke in dem angrenzenden Zimmer, und gleichzeitig fühlte ich mich von Riesenarmen aufgehoben — ich lag an dem hochwogenden Busen Anitas.

„Min lewe Jung,“ flüsterte sie, „wat moßt du för Dummheten, nu komm man mit mi dahl.“

All mein Sträuben half nicht; sie trug mich mit ihren Riesenarmen geradewegs durch das Zimmer, wo man unser Eintreten mit

ununterbrochenen Lachsalven salutierte. Ich ließ einen irren Blick umherschweifen und sah Agnese mit dem Taschentuche vor dem Gesicht in heftigen Zuckungen in einem Schaukelstuhl liegen, sah ihren Vater lachend, mit Thränen in den Augen, erblickte den Arzt, der den Eindruck eines Tobsüchtigen machte und ringsum infernalisch grinsende Negergeichter.

„Dor büßt du an schuld,“ fuhr ich Anita an, als sie mich in meinem Zimmer endlich aus den Armen ließ, und ich überhäufte sie mit Vorwürfen, was sie mit jenem mir so verhassten Blick tiefer Bärtlichkeit über sich ergehen ließ.

Der Eintritt des Arztes machte endlich meinen Anklagen ein Ende. Er war ein vollendeter Heuchler; als wenn nichts vorgefallen wäre, fragte er nach meinem Befinden, betastete meinen Kopf und meinte dann:

„Hm! hm! Überraschend gut geheilt, junger Seebär. Du könntest deinen Dienst jetzt wieder antreten. Halt! — da fällt mir ein; morgen geht ja ein Dampfer nach Para; da kannst du mitfahren.“

„Gewiß,“ sagte ich, „es wird hohe Zeit, daß ich mich wieder um die Bramrahe und das Buggeschütz bekümmere, aber wenn ich Bootsmannsmaat bin, komme ich wieder.“

„Ih, siel mal an! Und was willst du dann hier?“

„Na, ich möchte dann eben sehen, ob gewisse Leute sich auch erkühnen würden, über einen kaiserlichen Bootsmannsmaaten zu lachen.“

„Gewiß nicht,“ versicherte er mit tiefem Ernst. „Ich werde dir also ein Schreiben an meinen Kollegen an Bord ausfertigen, damit du noch etwas geschont wirst. Du verstehst mich, bei solchem Sturze da leiden die feinen Teile des Gehirns . . .“

„Sawohl, ich verstehe,“ entgegnete ich. „Auf Wiedersehen also Herr Doktor in einigen Jahren;“ dabei machte ich eine so zeremoniöse, so bezeichnende Verbeugung, daß der Herr augenblicklich mein Bedürfnis nach Einsamkeit verstand; ich hörte nur die Thür ins Schloß fallen und ihn die Treppe hinauf wiehern.

Anita, die ihre Teilnahme bisher nur durch reichliche Thränenmassen verraten hatte, stimmte jetzt ein schreckliches Klagegeheul an und versuchte mich in den Bereich ihrer Arme zu ziehen, aber ich entwand mich ihr und trieb mich mit meinem tödlich verwundeten Herzen die halbe Nacht in den Pflanzungen umher.

Am frühen Morgen wurde ich durch Anita geweckt:

„Komm, lütt Jung, 't is Tied!“ mit diesen schmerzbelegten Worten wischte sie mit dem Handrücken die kollernden Thränen von ihrem Gesicht.

Ich sprang aus dem Bette, kleidete mich in mein bestes weißes Zeug und begab mich vor das Haus, wo ein Wagen meiner bereits harrete. Anita schleppte meinen Kleidersack heraus und deutete mir an, daß Abschiedsbefuche unnötig seien, denn „Signore Cesarini slöpt noch, un de Signorina is all utreden.“ Sie kletterte mühsam auf den Sitz, ich schwang mich mit Leichtigkeit hinauf, der schwarze Kutscher schnalzte mit der Zunge, und dahin flog das leichte Gefährt.

„Föhrst du tau Markt?“ fragte ich, auf die Berge von Ananas und Bananen deutend.

„Dat is all för di, min söte Jung,“ entgegnete sie, unter haselnußgroßen Thränen lächelnd.

„Na, das genügt!“ sagte ich, „Proviand für einen Monat.“ Angefichts der Früchte konnte meine wehmütige Stimmung nicht anhalten. Nach Herzenslust schmausend, fuhr ich dahin, bis mich das plötzliche Anhalten des Wagens aufschreckte. Alles Blut strömte mir zum Herzen, als ich beim Aufschauen die Signorina erblickte, schön wie eine eben erschlossene Rose; sie reichte mir einen Brief entgegen: „al medico,“ dann faßte sie nach meiner Hand und sie leise drückend, flüsterte sie: „a revederci!“ „A revederla, Signorina,“ entgegnete ich, „und wenn ich eines Tages als . . .“ aber schon hatte sie mit leichtem Schlage der Peitsche ihr Pferd angetrieben und gleich darauf waren Pferd, Signorina und Reitknecht hinter einer Biegung des Weges verschwunden.

In Bahia lag schon das Boot klar, das mich an Bord des deutschen Dampfers bringen sollte, und ungesäumt wollte ich mich

hineinstürzen, doch, ehe ich es noch dachte, hatte mich Anita eingefangen und begann nun unter Heulen und Schluchzen mit mir Abschied zu feiern. Die überall heimische Junft der Hasenbummler amüsierte sich bei dieser Feier vortrefflich auf meine Kosten und auch für die Bootsmatrosen war es ein außerlesener Genuß, Anita im schönsten Hamburger Platt wehklagen zu hören.

Endlich, halbtot von den Liebesjungen meiner Verehrerin schlüpfte ich ins Boot, das sofort absetzte. Anita warf sich wie rasend zu Boden und raufte sich die Wolle, doch plötzlich sprang sie empor:

„Schrew bald mal, lütt Jung.“

„Jawoll, Anita; schrew du oof mal.“

„Jung, ick kann doch nich schriewen und lesen!“

„Na, dann helpt dat nix. Adjüs!“ — —

Als ich auf der Reede von Para der „Hebe“ zusteuerte, bemerkte ich schon von weitem, daß die Bramschoot meiner Seite nicht eingeknebelt war. — Ich hatte mir ja schon gedacht, daß während meiner Abwesenheit alles drunter und drüber gehen würde.

Am Fallreep wurde ich vom ersten Offizier empfangen:

„Na, du kannst von Glück sagen, daß dein Schädel wieder heil ist. Eigentlich sollte ich dich noch wegen deiner Dummheit bestrafen. Melde dich gleich beim Stabsarzt.“

Der Arzt betastete meinen Kopf anscheinend liebevoll und zeigte sich sehr zufrieden. Ich holte das Schreiben seines Kollegen hervor und nachdem er dasselbe mit stillem Schmunzeln gelesen, versuchte er, mich in ein Gespräch zu verwickeln und näheres über die Signorina aus mir heraus zu holen. Ich hatte für seine versteckten Fragen nur immer die Antwort: „Ich weiß nicht“, weshalb er mich schließlich, mangels eines besseren Einfalls, mit dem Titel „stupides, junges Seekalb“ belehnte.

„Ach so, Herr Stabsarzt, ich soll noch diesen Brief abgeben.“

Er wurde rot und blaß, als ich ihm das zierliche Schreiben überreichte.

„Es ist gut, mein Junge.“ —

Auf dem Verdeck war ich für heute der unbestrittene Held; die

mitgebrachten Früchte sicherten mir die Hochachtung aller meiner Kameraden, und niemand zweifelte an meinen Worten, als ich durchblicken ließ, daß ich wohl als Maat abgehen würde, um die Bewirtschaftung meiner bei Bahia gelegenen Güter zu übernehmen. — —

Es war einige Jahre später. Schon hatte ich die erste Stufe auf der steilen Leiter zum Bootsmannsmaaten erklimmen und stolz führte ich den gelben Winkel des Obermatrosen in der Wasserallee in Kiel spazieren, als ich mich plötzlich angerufen hörte:

„Eh, Teodoro!“

Vor mir stand lachend Signorina Agnese Cesarini am Arme des Stabsarztes von der „Hebe“.

„Na, kennst du meine Frau nicht mehr, Müller?“

„Habe ich Ihnen damals nicht gesagt: a revederci?“

Ich war keines Wortes fähig; offenen Mundes stierte ich die Beiden an.

„Na, adieu, Müller!“

„Addio, Teodoro! Anita läßt auch grüßen.“

„Der Bengel hat damals doch einen Knack davon getragen,“ hörte ich ihn noch im Abgehen sagen, dann taumelte ich auf eine Bank.

Adieu, Fahrt wohl, ihr Träume. Ich fühlte etwas in mir ersterben; es war die erste Liebe; aber etwas anderes wuchs empor, der Haß gegen die Stabsärzte. — Ah, ich verabscheue das ganze Marinesanitätspersonal!

Drei Beher.

Eine Seegeschichte

vom Marinepfarrer a. D. Heims.

Der alte Kapitän Maybaum saß in seiner Kajüte an Land. Das ist scheinbar ein Widerspruch. Aber die Sache ging so zu. Er war wegen zunehmender Gicht von Boff & Co. pensioniert worden. Eine große Firma kennt den Wahlspruch: „Noblesse oblige“ so gut wie ein altes Adelsgeschlecht. Darum hatten sie den treuen Diener des Hauses, der über vierzig Jahre lang ihre Schiffe geführt in allem Sturm und Wetter, nicht darben lassen oder ihn mit einer Hungerpension abgefunden, sondern hatten ihn so gesetzt, daß er zufrieden sein konnte — und es auch war. Dazu kam, daß er durchaus kein armer Mann war. Er hatte, so lange er Kapitän war, immer einen Anteil an der Ladung gehabt, und da er nicht nur ein fixer Seemann, sondern auch ein tüchtiger Kaufmann war, so hatte er auch gute Geschäfte in allen Weltteilen gemacht. Darum brauchte er nun im Alter auch nicht in irgend eine beliebige oder unbeliebige Mietwohnung zu ziehen, sondern er hatte sich selbst ganz nah am Elbstrande ein Häuschen gebaut, aus dem er, soweit das Zipperlein es erlaubte, in allem Behagen aus dem Fenster seiner Kajüte auf den großen Strom hinauschaute und sich darüber freute, daß Deutschland noch immer zur See fuhr und sogar noch ganz anders als in früheren Zeiten. Jetzt gingen Dampfer über

das Meer, von denen er, als er selbst übers blaue Wasser fuhr, in seinen kühnsten Träumen sich nichts hätte ahnen lassen. Er hatte selbst auch Dampfer aller Art geführt und kommandiert, aber von einem Schiff, wie die „Deutschland“, die jetzt ihre Bugwellen auf seinen Strand warf, war ihm an der Wiege doch nichts gesungen worden. Wie er noch ein Junge war, da hatte ein dänischer Seeoffizier einmal im grimmen Hohn beim Anblick eines deutschen „Seemannsbuches“ gesagt: „Nicht einmal zeichnen können sie ein Schiff!“

Und jetzt konnten sie es auch bauen. Und wie!

Doch das nebenbei. Es waren halt andere Zeiten geworden, und der deutsche Michel war „oben auf“ gekommen.

Der alte Kapitän Maybaum war noch einer von den alten Seebären, die jetzt auch immer seltener werden. Die Originale sterben eben allmählich aus. Aber weil er noch dazu gehörte, hatte er in seiner Strandvilla alles genau so eingerichtet, wie es früher an Bord gewesen war, und zwar an Bord seiner ersten Bark, die er gefahren hatte.

Darum lief die Kajüte in seinem Hause auch achterlich etwas schräg zusammen, wie das so ist im Heck eines Segelschiffes. Zu Seiten waren die Kojen angebracht mit Vorhang und Schiebethüren. Von der niedrigen Decke hing derselbe Kompaß, den er zuletzt gefahren, und die Wände waren mit Bildern all der Schiffe geschmückt, die er je unter seinem Befehl gehabt, von dem ersten grünen Schoner, dem „Seepferd“ an bis zu dem letzten Fracht- und Personendampfer, der „Maria von Burgund“, und Modelle seiner früheren Schiffe aller Gattungen, fein und zierlich gearbeitet, standen auf Regalen zwischen Deckseinrichtungen, die dazu dienten, allerlei Gläser und Kannen in der Schwebelage zu halten, gerade wie es in seiner kleinen Pantry damals gewesen war. Alles Geschirr war massiv von feinstem Nickel. Ihm war einmal im chinesischen Meer bei einem Taifun all sein Porzellangeschirr verloren gegangen. Als der Sturm vorbei war, hatte er nur einen Haufen von Glas- und anderen Scherben über Bord geben können. Seitdem hatte er das zerbrech-

liche Zeug abgeschworen und sich auf haltbares beschränkt. Und diese Gewohnheit hatte er nun auch mitgenommen in diese seine Kajüte, die gar nicht schlingerte. Sogar die drei Becher waren von schwerem Silber und innen vergoldet, die dort auf dem geschnitzten Nußbaumregal allein standen mit einer tiefeingravierten Inschrift. Der eine war für Weiß- und Rotwein, der zweite kleinere für Süßwein, der dritte, der allerkleinste, für „Likör“, wie er sich zuweilen ausdrückte.

Aber aus den drei Bechern durften auch nur drei Menschen trinken. Der eine war er selbst; und er trank allemal aus dem größten. Der andere, dem er's erlaubte, war sein lieber und immer getreuer Vetter, der frühere Kapitän zur See in der Kaiserlichen Marine. Die beiden hatten von je gewußt, daß sie sich in Not und Tod aufeinander verlassen konnten; und der dritte war ein ganz junger Mann, der Sohn einer Schwester, der zur Zeit in Hamburg in der Kaufmannslehre in einem der größten überseeischen Geschäfte war. Er galt dem alten Kapitän und Menschenkenner für „echt“; und er war es auch. Er bekam aber immer den kleinsten.

Er hielt die Becher heilig, wie je der König in Thule den seinen. Aber merkwürdig war die tief und zierlich eingegrabene Inschrift: Sie lautete auf allen dreien gleichmäßig einfach: Thyra Oldekop. 16. Oktober 1865. Wie es damit eigentlich zusammenhing, hatte er noch keinem erzählt, und alle Neckereien und mehr oder weniger unmittelbare Fragen überhörte er mit einer Absichtlichkeit, die deutlich genug redete.

Selbst der Kapitän zur See wußte nichts Maßgebendes darüber zu erzählen. Nur war's ihm einmal aufgefallen, daß der alte Herr auf seine Frage: „Sag' mal, Fritz, warum hast du eigentlich nicht geheiratet?“ gar nicht geantwortet, sondern nur lange sinnend nach den drei Bechern geschaut, dann schweigend seine Pfeife gestopft und nach einer Weile teilnehmend gefragt hatte: „Sag' mal, Hans, geht dich das eigentlich etwas an?“ worauf der Gefragte verblüfft geantwortet hatte: „Nein!“ „Na — also!“ war es einsilbig zurückgekommen.

Aber man erzählte sich von dem großen Becher in Seemannskreisen eine eigentümliche, halb sagenhafte Geschichte. Sie sollte sich auf der Reede von Madeira zugetragen haben. Da hatte Kapitän Maybaum Besuch bekommen von einem fremden Kapitän, dem sein Sherry außerordentlich gut geschmeckt hatte; so gut sogar, daß er sich mit ihm die Nase ziemlich bedeutend begossen und dann im Übermut des Rausches den Becher seines Wirtes den dort um Silbergeld tauchenden Jungen hinabgeworfen hatte mit den lachend gesprochenen Worten: „Ich bezahl' ihn, wenn die Bengels ihn nicht wiederbringen!“

Damals sollte der Alte zunächst selbst wie der Blitz kopfüber zu Wasser gegangen sein und seinen versinkenden Becher wie ein Sturmvogel tauchend gerettet haben, dann aber, kaum am Fallreep aufgeentert, dem so spaßhaft aufgelegten vermöglichen Herrn eine mächtige Maulschelle verabreicht haben, so daß er mit starker Schlagseite an Steuerbord sich schleunigst an Bord pullen ließ und ankerauf ging ohne einen Abschiedsbesuch zu machen.

Ein andermal hatte Maybaum über den Bechern ganz unvermittelt gesagt: „Meinst du nicht auch, Hans, daß sechstausend Fuß Wasser nicht schlechter sind als sechs Fuß Erde?“

„Viel besser noch und viel anständiger!“ hatte der Freund geantwortet; und beide hatten andächtig ihre Becher geleert.

Kapitän Maybaum saß allein in der Dämmerung. Es ging stark auf den Herbst. Draußen vor dem Häuschen ging die Elbe rauschend vorbei und warf ihre Flutwellen bis an die Steinrampe, auf der die Villa gebaut war, so daß sie manchmal, besonders wenn ein Dampfer vorüberfuhr, klatschend gegen den unerschütterlichen Wall schlugen und Spritzer von weißem Schaum bis an das eiserne Gitter warfen.

„Sie werden doch wohl kommen?“ fragte Maybaum vor sich hin.

Da ging draußen schon der Klopfer an der Hausthür. Der schwere Löwentopf schlug hart auf die eiserne Unterlage. Kurz darauf trat der Kapitän zur See ein.

„Na alter Junge, wie geht's denn?“ fragte er mit festem Handschlag.

„Danke schön! Fürchtete schon, du würdest nicht kommen! Ist schon drei Minuten über 6 Glas. Auf 6 Glas ist die Übung angesetzt.“

„Verzeih! Mußte noch einmal umkehren; hatte vergessen, dir das Packet echten Barinas-Knaster mitzunehmen, das ich für dich bestimmt hatte. Hier! Rauch' ihn mit Verstand! Besseres giebt's nicht. Kommt denn der Erich nicht?“ Er reichte ihm das Päckchen.

Maybaum lächelte behaglich: „Schön' Dank! Freut mich! Edles Kraut. Wollen's zusammen rauchen, und machen uns ein Gläschen Grog dazu. Hör', der Theekessel schnurrt schon!“

Da klang der Hammer draußen zum andernmal. Neumann, ein alter Matrose von der „Maria von Burgund“, den Kapitän Maybaum um seiner unerschütterlichen Treue willen von Bord als seinen Steward, Koch und Kutscher mitgenommen hatte, ging schweren Schrittes hinaus um zu öffnen.

Eine frische Stimme erschallte draußen:

„Na, alte Wasserratte, immer noch auf zwei Beinen? Der „Alte“ — so heißen die Kapitäne nun ein für allemal — „ist wohl schon wild?“

„Jawohl!“ kam die Antwort aus rauher Kehle.

„Thut nichts! Habe hier etwas, um ihn zahm zu machen.“

Er hielt eine Flasche hoch: „Da, riech mal, alter Bursche, und was steht da auf dem Etikett? „Old Jamaica Rum“, und ist 30 Jahr alt! Ich sag dir, die reine Eau de Cologne. Wenn du brav bist, darfst du nachher an dem Korken riechen!“ Neumann leckte sich um den Mund.

Die Thür wurde aufgerissen und ein junger Mann trat ein, der in jedem Garderegiment hätte als Flügelmann Dienst thun können. Er war für die niedrige Kajüte viel zu groß und mußte immer gebückt gehen.

„Weiß schon alles, was du sagen willst, Onkel Maybaum. Laß nur sein! Hier!“

Damit setzte er die bestaubte und mit Spinnengewebe behangene Flasche vor ihm nieder.

„Merkwürdig!“ sagte der Kapitän Maybaum, „gerade heute den edlen Barinas und den edlen Trank dazu!“ Er nickte langsam mit dem Kopfe.

„Was denn? ‘Gerade heute’, sagst du?“ fragte der Seeoffizier.

Der Alte deutete mit dem Finger auf den Abreißkalender und sagte nichts. Er rauchte nur etwas stärker.

„16. Oktober? Was ist denn damit? Kommt mir auch so eigenartig bekannt vor, der 16. Oktober!“

„Gieb mal unsere drei Becher dort vom Brett!“ sagte der Alte kurz; „nun, was steht darauf?“

„Wahrhaftig! Der heutige Tag!“ riefen der Kapitän und der junge Herr zugleich.

Lange saß Maybaum stumm, den Kopf aufgestützt. Dann sagte er langsam: „Das ist mir ein Wink, daß wir den Tag heute feiern sollen. Und ich will Euch auch erzählen, weshalb er mir so heilig ist. Bin ein alter Kerl, der vielleicht bald genug zur großen Musterung an Deck gerufen wird, da hat das Heimlichthun keinen Sinn mehr, und ich möchte nicht, daß Thyra Oldekops Gedächtnis mit mir auf ewig von Bord ginge. — Neumann!“

Neumann erschien. Der Alte gab ihm flüsternd einige Befehle. Ein breites Grinsen ging über das weißbärtige Gesicht des Seemannes und er ging alsbald ans Werk draußen in der Kombüse, die Flasche mit dem alten Rum mitnehmend.

Der Kessel schnurrte, der Grog dampfte in den Gläsern; durch das niedrige trauliche Gemach zog der feine duftende Rauch des edlen Krautes. Da begann Kapitän Maybaum:

„Ich muß etwas weiter ausholen. Ich bin eigentlich von Geburt, mit Erlaubnis zu sagen, ein Berliner, und daß ich überhaupt auf den Gedanken kam, zur See zu gehen, ein Gedanke, der uns Binnenländern damals so sehr fern lag, daran ist ein verbummelter

Kellner schuld, sonst wär's mir in jenen Zeiten wohl nie eingefallen. So bestimmt ein Zufall unser Leben und all sein Geschick. Oder nennen wir's richtiger: Fügung!

Da hatte nun einmal dieser Kerl, der vor Zeiten als Stewardsmaat in der englischen Marine gefahren hatte, vor seinem späteren ländlichen 'Lokal' bei Steglitz einen notdürftig getakelten Mast aufgerichtet, und nannte seine Wirtschaft nun stolz: „Zum deutschen Seemann“. Uns Jungens machte die Sache Spaß, ungeheuer sogar, und wir kletterten mit Heldenmut in den „Wanten“ umher, die wir natürlich in unserer Unschuld „Strickleitern“ nannten. Da stand ich denn auch einmal da oben in der Keling, und rief stolz hinunter: „Du Vater, kuck mir mal an! Ich will Seemann werden!“ Die Mutter fing an, ein ängstliches Gesicht zu machen; aber mein Onkel, ein Seilermeister, der mit hinausgezogen war nach Steglitz, sagte beruhigend zu ihr: „Riecke, laß ihn nur! Weißt du, wer an Land gehängt werden soll, der ersäuft nicht auf See! Das ist eine alte untrügliche Regel.“ Und darin hatte er recht, aber meine Mutter keinen Trost.

Doch die Sache kam schlimmer. Ich hatte von Vatern eine leere Zigarrenkiste geschenkt bekommen, und die hatte ich, so gut ich's verstand, als Schiff getakelt und ließ sie nun auf dem Rinnstein schwimmen. Das hatte meine Tante gesehen, die mich zärtlich liebte. Die kam heruntergelaufen und nahm mich in die Arme und bat flehentlich: „Werde doch bloß kein Seemann, da ist so gräßlich gefährlich!“

„Das ist richtig!“ gab ich ihr bössartig zur Antwort, „der Wirt von Steglitz sagt, da wehe es manchmal so toll, daß sieben alte Weiber keinen Besenstiel gerade halten können!“ Aber da gab sie mir ein paar mächtige Maulschellen und nun nahm ich mir gerade vor, bloß um die Tante zu ärgern, Seemann zu werden. Und schließlich wurde ich's denn auch, denn ich sagte zu jedem Vorschlag mit bedeutender Charakterstärke „nein!“ Die Tante drohte mich zu enterben. „Bah!“ sagte ich stolz, „wenn ich erst Seeräuber bin, dann schwimme ich in Gold und brauch deine paar Kröten nicht!“

Da fiel sie in Ohnmacht und nannte mich ein Scheusal; aber eines Tages sagte mein Vater denn doch: „Gut! wer verkaufen will, verkauf“, heißt's schon in der Bibel; nun sollst du deinen Willen haben, aber erst, wenn du nach Sekunda versetzt bist! Aber dann nimm dich in acht, daß du mir nicht wiederkommst!“

Na, das habe ich denn auch nicht gethan, sondern hielt aus, obgleich es mir auf der ersten Reise gar nicht sehr gut ging. Ich war Schiffsjunge auf einem alten Klipper, der nach Liverpool gehen sollte, aber nie hinkam; und das aus dem einfachen Grunde, weil es da unten auf dem Grunde der Nordsee solchen Ort nicht geben soll. Die „Thea“ war ein Seelenverkäufer schlimmster Sorte. Das alte, morsche Schiff konnte auch bei gutem Wetter nur durch kräftiges Pumpen über Wasser gehalten werden — es gab damals genug solcher Rähne, ehe das Reich sich der Sache angenommen hatte —; und wie wir nun gar ernsthaft schlecht Wetter bekamen, da waren wir mit unserem Latein und unseren Lenzpumpen zu Ende. Die Brigg sprang einfach leck im Sturm, lief voll und ging mit Mann und Maus unter. Ich war der einige, der gerettet wurde. Auf einem Stumpf der Großrah trieb ich solange in der Nordsee umher, bis ich so viel Salzwasser geschluckt hatte, daß ich für mehrere Jahre genug hatte, und mein Überzeug war auch ziemlich feucht geworden. Für eine Tasse warmen Kaffee hätte ich mein künftiges Kapitänspatent verkauft, und meine Aussichten, das Steuermannsexamen zu bestehen, für eine Handvoll Backpflaumen. In mehr als dreiviertel ertrunkenem Zustande wurde ich schließlich von einer auch arg schamfielten französischen Brigg aufgefischt, auf der ich dann Feuer nahm. Im ganzen hatte ich Glück als Seemann, und es dauerte gar nicht so arg lange, da bekam ich ein Schiff und hätte den lieben Gott fragen mögen, was die Welt koste. Endlich bekam ich die „Esmeralda“, einen großen, schönen, neuen hölzernen Dreimaster, der von Hamburg nach Ostindien gehen sollte, und zwar natürlich ums Kap der Guten Hoffnung, bis wohin wir ein Teil Fahrgäste hatten. Unter ihnen einen, bei dessen Anbordkommen es wir war, als ob die Sonne aufginge. „Hüten Sie mir das Mädcl gut!“ hatte ihr Pfarrer gesagt,

der sie selbst an Bord brachte; und ich hatte es ihm ehrlichen Sinnes versprochen, und ihr hatte ich meine beste Passagierskajüte gegeben, dicht neben der Kapitänskajüte, und bei Tisch saß sie neben mir. Sie war aber auch wie ein guter Geist auf meinem Schiff unter viel wilдем Volk, das nach Südafrika und den holländischen Kolonien mit an Bord war. Sie hatte einen merkwürdigen Einfluß auch auf die wildesten Gesellen. Wo sie hinkam, da war's mit einemal still und die finstersten Mienen glätteten sich, wenn sie wie unabsichtlich unter eine tobend streitende Schar trat und ein freundlich Wort unter sie warf.

Ich hatte bis dahin wenig auf die Weiber gehalten und meinte nach altem Seemannsglauben, sie brächten nur Unglück an Bord. Aber mit ihr war das Glück gekommen, siegend, strahlend. Oder war's doch das Unglück? Das nie versiegende Leid?

Die „Esmeralda“ war ein vorzügliches Seeschiff und lag gut vorm Sturm, als er uns nach langer tadelloser Fahrt im Golf von Guinea eflig faßte. Wir waren zumeist keine Neulinge an Bord und dachten auch:

Schweig, leid, trag, laß übergah'n,
Das Wetter muß seinen Willen ha'n!

Aber es kam doch recht hart über uns, und wollte kein Ende nehmen. Einmal stand Thyra — ach so, Ihr seht mich so verwundert an: ja, sie hieß Thyra, Thyra Oldkop — neben mir auf der Kommando- brücke, und es sah aus, als ob die Esmeralda sich die Masten ausschlingern wollte. Da fragte ich sie: „Fürchten Sie sich?“ Sie lachte hell auf, daß ihre weißen Zähne nur so blitzten zwischen den roten Lippen, und sah mich dabei an mit ihren blauen, leuchtenden Augen: „Ich habe mich noch nie gefürchtet!“ Ich glaubte es ihr. Sie war „echt“, das sollte ich bald erfahren.

Eines Morgens nach einer schweren Nacht hatte das Schiff auffällig viel Schlagseite nach Backbord. Da mußte etwas in der Last nicht in Ordnung sein. Und wie wir die Sache untersuchten, da entdeckten wir bald, daß ein Teil der Stückgutladung von dem wochenlangen Schlingern und Stampfen sich verschoben hatte, da-

durch, daß ein paar große Spiritusfässer zerdrückt worden waren. Während wir uns unten in der Last den Schaden besahen, holte das Schiff wieder einmal furchtbar über, und der Steuermann streckte unwillkürlich die Hände gegen eine Kiste aus, die auf ihn zugeräuscht kam. Dabei glitt er aus und schlug hin und mit ihm die Sicherheitslaterne, die er in der rechten Hand hielt — — und um uns zuckten im Nu die bläulichen Flammen auf!

Nun galt's löschen! Die Pumpen und Büxen und Eimer arbeiteten auf Kraft; nasse Segel und Hängematten wurden hinabgegeben — aber — alles — umsonst! Es war eben brennender Spiritus, der überall hinfloß! Und bald folgten auf die bläulichen züngelnden Flammen qualmende Rauchsäulen, die schwarz emporswirbelten. Die Esmeralda war verloren! Alle Luks und Deckzugänge wurden abgedichtet, weiter war nichts zu machen! Die Mannschaft und die Fahrgäste hatten bis dahin ihre Pflicht gethan und gute Zucht gehalten. Nun aber lösten sich alle Bande der Zucht, und die unter soviel zuchtlosem Gesindel unvermeidliche Panik brach mit einemmal aus und der verzweifelte Widerstand von uns Schiffs-offizieren half nichts. Sie stürmten die Boote und ließen sie zu Wasser, versahen sie notdürftig mit Lebensmitteln und Wasser und mit viel — Branntwein und stießen ab. Sie waren blind und taub und toll geworden angesichts der gräßlichen Gefahr. Schließlich, wie die Blut im Innern überhandnahm und der Rauch aus allen Deckfugen zu qualmen anfang, erklärten auch die Steuerleute, die bei mir geblieben waren, das Schiff bei dem hoffnungslosen Zustande desselben mit der übrig gebliebenen Solle verlassen zu müssen. Schließlich wollten sie mich mit Gewalt zwingen, sie zu begleiten. Thyra stand neben mir und hatte meinen Arm umklammert gegen das Rollen des Schiffes. Ich erklärte ihnen in aller Ruhe, daß der Aufenthalt auf dem brennenden Schiff immer noch dem in der Solle vorzuziehen sei; außerdem ginge ich nur mit dem Großmast von Bord meines Schiffes. Der Besan- und der Kreuzmast waren allerdings schon über Bord. Und noch jemand wollte an Bord bleiben: Thyra Oskop!

„Aber Sie sollen, gottverdammich, mit!“ schrie der Steuermann sie an, die noch an meiner Seite stand; „Sie sollen nicht verbrennen auf dem verfluchten Rahn; Sie sind mehr wert als wir alle zusammen!“ Sie drängten sich um sie. Mir grauste es. Sie wäre verloren gewesen unter den verzweifeltsten Gesellen. Der erste Steuermann streckte die Arme nach ihr aus und wollte sie an sich reißen. Totenblaß stand sie da und warf den Arm um mich und sah mich mit seltsam leuchtenden Augen an: „Ich bleibe!“ rief sie mit heller Stimme, und gleichzeitig blitzte in ihrer Hand der Lauf eines messingenen Terzerols: „Der erste, der mich anrührt, den schieße ich zusammen!“

Da wichen die Tobenden zurück, erklärten uns beide für verrückt und wünschten uns einen seligen Tod — und setzten ab. Ist aber nie einer von ihnen an Land gekommen, noch hat man über See von ihnen gehört.

Da waren wir beide nun allein auf dem brennenden todgeweihten Schiff.

„Thyra“, sagte ich und nahm ihre Hände — „es geht zu ende!“

„Das weiß ich,“ sagte sie, und sah mir tief in die Augen.

Dann nahm ich sie an meine Arme und trug sie nach vorn. Da war es noch eher auszuhalten. Der Hauptfeuerherd war achtern im Laderaum.

Ich ließ sie nieder. Da stand sie mit ihren blauen, leuchtenden Augen und legte mir die Hände auf die Schultern.

„Sieh, Kapitän,“ sagte sie, „wir stehen hier im Angesicht des Todes. Weißt du, weshalb ich an Bord geblieben bin? Ich bin geblieben, nicht weil ich fürchte, daß die Felle kentern wird, auch nicht, weil ich Angst hatte vor den wilden Gesellen: sterben konnte ich immer! Nein, weil ich wußte, daß du nicht von Bord gehen würdest! Ich weiß es ja, du hast mich lieb; ein Weib fühlt das bald, und ich habe dich auch von ganzem Herzen lieb! Wir stehen hier einem gewaltigen Priester gegenüber, der uns zusammenthut: Dem Tode, der mit feurigen Zungen zu uns redet. Kann ich denn nicht mit dir leben, dann laß mich mit dir sterben!“

Es wurde auf dem brennenden, steuerlos arbeitenden Schiffe eine wunderbar selige, feierliche Stunde. Thyra lag in meinem Arme und an meinem Herzen. Es war ein kleines, stilles, weltabgeschiedenes, sturmbraustes Paradies auf dem wütenden Ozean und dem brennenden, qualmenden Schiffe unter uns. Die ganze Welt war versunken; wir hatten nur uns — und das war genug! Mehr wollten wir nicht von ihr. Vorn unter der Back hatten wir eine erträgliche Zuflucht gefunden. Da lag Thyra in meinen Arm geschmiegt. „Weißt du,“ sagte sie und hob das Haupt, „wenn die Glut bis hierher kommt und durchs Deck bricht, dann binde uns zusammen und laß uns als Mann und Frau über Bord gehen. Lieber mit dir, an deinem Munde und in deinen Armen ertrinken, als von den Flammen gefressen werden. Versprich mir das!“ Sie hielt mir die roten Lippen hin.

„Es wär' schon am besten, wenn wir weder zu verbrennen noch zu ertrinken brauchten, Thyra,“ sagte ich. „Es giebt vielleicht doch noch eine Rettung. Wir haben viel Bauholz, fast die halbe Ladung, für die Missionsstation Christiansborg geladen. Möglicherweise könnten wir auf der Ladung treiben. Das Schiff arbeitet furchtbar und wir schöpfen abwechselnd mit beiden Reelings Wasser. Wenn wir alle Luks ausbrechen können, dann mag Wasser genug ins Schiff kommen, um die Flammen zu dämpfen. Aber vielleicht oder wahrscheinlich ertrinken wir dann doch!“

Sie sprang auf und küßte mich stürmisch: „Ans Werk! Ans Werk!“ rief sie, „ich bin stark. Die Luks zu heben, sind wir zu schwach, aber wir schlagen das Deck ein! Ein Leben mit dir zusammen ist schon einen Kampf mit dem Tode wert.“

„Ein gewaltiges Ringen begann. Thyra arbeitete wie ein Mann, der um sein Leben kämpft, und ich kämpfte um ihr Leben, nicht um meins. Das gab mir Riesenkräfte.“

Er hielt eine Weile inne und sah vor sich hin. Dann fuhr er mit der Hand über die Stirn und fuhr fort:

„Ich sehe sie ja noch vor mir stehen in ihrer blühenden Kraft „Wir sind hier allein vor Gottes Angesicht und ich gehöre ja zu dir

und du zu mir!" sagte sie und machte die Arme und Schultern frei zur Arbeit in der feuchten Tropenglut des Äquators, „es geht um Tod und Leben!" Sie hob zuerst die blinkende Axt, daß die Splitter aus den Decksplanken flogen. Und immer aufs neue krachten die scharfen Beile nieder und immer neue Ströme von Meerwasser ergossen sich durch die entstehenden Öffnungen beim Überholen des Schiffes. Unter uns spülten und glucksten und schluckten die Wasser. Wie die Nacht nieder sank, da lagen wir beide von der furchtbaren Arbeit machtlos an Deck, zum Sterben erschöpft. Wodte nun kommen, was wollte!

Ich trug Thyra unter die Back; ihr langes, blondes Haar floß um die blühende Gestalt und segte in langen, nassen Strähnen das Deck, wie sie so über meine Arme lag. Da that sie die Augen auf mit seltsam wehmütigem Lächeln, daß mir das Herz dabei wehthat, Ich wollte bei ihr wachen, aber ich schlief doch ein, das Gesicht auf ihren fieberheißen Händen. Und während ich schlief wie ein Toter, drang das übergenommene Wasser allmählich weiter im Raum und dämpfte im mählichen Vordringen das Feuer und wir gingen, wie ich vermutete, nicht unter. Aber in ihren, Thyras Adern, drang das Fieber verzehrend vor.

Einen und einen halben Tag blieben wir einsamen Menschen noch auf dem schwälenden, stinkenden Schiff. Und doch faßt es mich noch oft wie mit tiefem Heimweh nach jenen Stunden. Das Leben hat mir keine besseren geschenkt nachdem. „Was liegt denn daran, ob wir gerettet werden?" fragte sie, die Arme um mich legend; „glaubst du, daß uns das Leben noch mehr geben kann als es uns hier draußen geschenkt hat? Und der Tod und das Leben — beide können uns nicht mehr trennen!"

Der Sturm flaute ab und die See ging herunter. Das Schiff arbeitete nicht mehr wie toll. Aber wir trieben hilflos vor der Strömung. Mit Mühe und Not konnte ich etwas Leinwand setzen; aber das Schiff lag bewegungslos in der See.

Endlich am zweiten Tag abends wurden wir bemerkt von einem englischen Kanonenboot. Aber es war doch zu spät. Thyra

lag im heißen Fieber zum Tode matt mit geschlossenen Augen an Deck. Es war zuviel für sie gewesen.

Ihr Eigentum war zumeist verbrannt oder verdorben. Nur ein Kästchen mit Kostbarkeiten, das sie mir zur Aufbewahrung in der Kajüte anvertraut hatte, war geborgen.

„Bitte, hol' es mir!“ bat sie mit matter Stimme, „du sollst mich nicht vergessen,“ sagte sie. „Öffne das Kästchen!“ Es war nur ein Schmuck darin und die drei Becher, die hier vor uns stehen.

„Ich sollte sie dem Dunkel in Kapland bringen,“ sagte sie mit Mühe, „aus Vaters Nachlaß. Es sind alte Familienerbstücke. Ich komme nicht mehr hin und die See wird mein Grab sein; nimm du die Becher zum Andenken an mich, und alles, alles, was ich sonst habe. Ich war ja dein — und bleibe dein!“

Sie lächelte mich an wie im Glück, dann sank sie zurück in meinen Arm. Sie lag die letzten Stunden ohne Besinnung. Einmal noch habe ich meinen Namen von ihrem Munde gehört; dann verstummte er. Wenn ich ihre Stimme einst wieder hören werde, wird's ein Klang des Lebens für mich sein.

Als der Engländer mit sinkender Sonne herankam, da war sie in ein Land gegangen, in dem es kein Abschiednehmen mehr giebt. Ich mußte noch die Nacht an Bord bleiben. Es war zu dunkel geworden für den Engländer, um noch ein Boot herüberschicken zu können. Die See ging noch mit starker Dünung und rund herum um die Esmeralda schwammen und trieben die Trümmer der Takelage. Und was lag mir jetzt daran, ob ich gerettet wurde! Es war eine süß-schaurige Leichenwacht. Ich habe sie, Thyra, selbst eingenäht in ein geborgenes Sturmsegel in ihrem hellen, nassen, rauchgeschwärzten Kleid und hab' ihr die Haare über das blasse, stille Gesicht voll Frieden gebreitet, und hab' sie zum Abschied auf die bleichen, kalten Lippen geküßt. Dann hab' ich meine rote Hamburger Flagge um sie geschlagen, und ihr zu Füßen ein Stück Ballasteisen gelegt — und wie die ersten Strahlen der neuen Sonne am Himmel aufschossen, da hab' ich sie ans Fallreep auf meinen Armen getragen und über ihr ein Vaterunser gesprochen aus meines Herzens Grund.

Dann ist sie nach unten gegangen, wie ein Seemann nach unten geht: aufrecht, stolz, in allen Ehren; und hab' ihr lange nachgeschaut — — —

Das war am 16. Oktober um 5 Uhr in der Frühe. — Da brach die Sonne hervor und warf köstlichen Purpurglanz über ihr Seemannsgrab, als wär' es mit tausend glühenden, blühenden Rosen beschüttet.

Dann nahm mich der Engländer an Bord."

Es war gar still geworden in dem kleinen Kreise.

„Versteht Ihr's nun, fragte Kapitän Maybaum, „warum ich nicht geheiratet? Ich mein', ich that recht daran; denn was Gott zusammengefügt, das soll zusammen bleiben! Und versteht Ihr's zum zweiten, warum mir die Becher so heilig sind und der 16. Oktober? — Heute mußte es einmal herunter von meinem Herzen. Und wenn ich sterbe, dann sollen die kleinen Becher mein Erbeil an Euch sein, meine Freunde. Den großen aber gebt mir mit!“

Der Seeoffizier griff nach seinem Becher: „So trinken wir denn aus ihnen den Minnetrunk an ein tapferes, starkes Seemannsweib und freuen uns, daß sie getreu war bis in den Tod!“ sagte er mit tiefer Stimme; „denn:

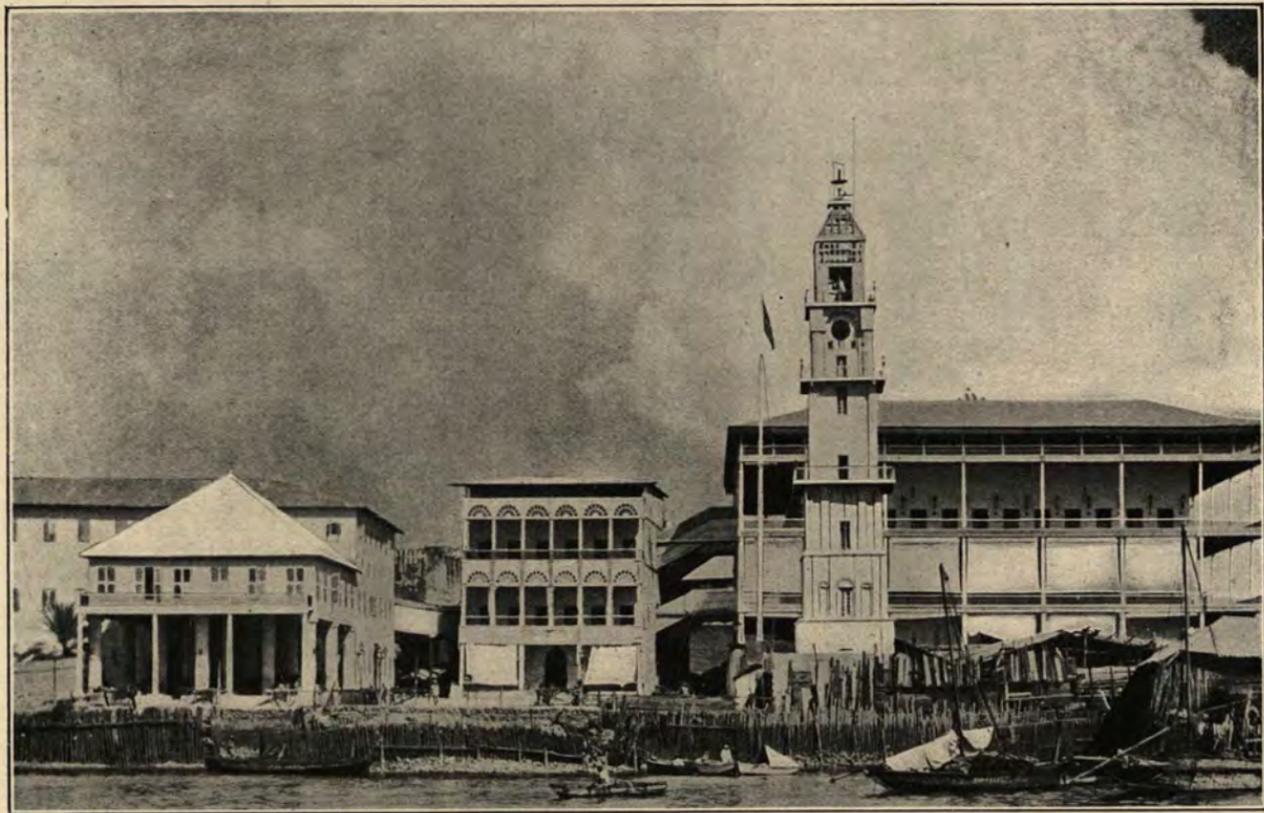
„Nichts Edelres hab' ich auf Erden gefunden

Als Treue von Herzen —“

„Und Stille von Munden!“ fiel Kapitän Maybaum ein. „Ihr Mund ist ja still bis auf den Tag fröhlicher Auferstehung, die Gott uns in Gnaden geben wolle zu jener Stunde, an der auch das Meer seine Toten wiedergeben wird!“

Alle schwiegen. Nur die Schiffsuhr in der Kajüte tickte laut und schnell im Doppeltakt. Draußen pfiß der Wind über die Elbe. Das Rauschen der steigenden Flut tönte durch die Stille drinnen im Kajützimmer. —

Das Meer, das Meer! Wie viel Glück hats geboren und großgetragen, wie viel Glück hats verschlungen — — —!



Zanzibar: Sultanspaläste, Harem und Leuchtturm am Hafen.

Condition: Original and better than condition of other

Hamed bin Thwain's Thronbesteigung.

Von Kurt Toeppen.

Zu Anfang des Jahres 1893 war Ali der Sultan von Zanzibar schwer erkrankt und wurde verschiedenes Male tot gesagt, aber immer flackerte sein verlöschendes Lebenslicht noch einmal wieder auf. Ali war der jüngste Sohn des Said bin Sultan, welcher, nachdem er Oman, sowie einen Teil der gegenüber liegenden, persischen und der Mekran-Küste unter seiner Herrschaft gebracht hatte, nach Ostafrika gekommen war. Er verjagte den Masrui aus Mombassa, gewann Zanzibar durch Verträge und setzte sich nach und nach auch in den Besitz der gegenüberliegenden Küste. Die Stadt Zanzibar, damals nur ein unbedeutendes, fast ausschließlich aus Lehmhütten bestehendes Dorf, nahm unter Said bin Sultan einen bedeutenden Aufschwung. Als er im Jahre 1856 starb, waren eine Menge Steinhäuser entstanden, viele Araber und Inder, auch Europäer hatten festen Wohnsitz dort genommen, so daß die Bezeichnung Stadt schon mehr Berechtigung zeigte.

Zweiundzwanzig Söhne lebten beim Tode des Said bin Sultan in Zanzibar. Nach arabischem Recht erben diese der Reihe nach den Thron, zuerst also der älteste, Madjid, welcher bis 1870 regierte. Diesem folgte Barghasch bis 1888, dann Khalifa bis 1889, diesem dann Ali, welcher, wie ich schon eingangs bemerkte, 1893 schwer krank darnieder lag. Man sprach damals viel über die Thronfolge. In Betracht kamen für diese drei Prinzen: Hamed bin

Thwain, der es verstanden hatte, die Gunst des allmächtigen englischen Generalkonsuls zu erwerben, Hamud bin Mahamed, der viele Freunde unter den vornehmen Arabern besaß, und Thalid bin Barghasch, welcher den großen Haufen und die meisten der Palastbeamten für sich hatte, und zwar einzig aus dem Grunde, weil sein Vater ein sehr populärer Herrscher gewesen war und für seine Angestellten, sowie auch für das Gedeihen der Stadt sehr vieles gethan hatte. Von ihm rührte auch die Anlage einer Wasserleitung her. Er hatte für Wegebau, für Anlage von Leuchttürmen gesorgt und viele andere Verbesserungen eingeführt.

Ich persönlich hielt zu Hamed bin Thwain; zu Hamud hatte ich keine Beziehungen und Thalid war mir als übermütiger, aufgeblasener Mensch, der den Europäern stets nur Stolz und Hochmut zeigte, und kaum dankte, wenn er gegrüßt wurde, — stets unsympathisch gewesen.

Sir Gerald Portal, der englische Generalkonsul, mit welchem ich in ausgezeichneten Beziehungen stand, sagte mir eines Tages, als wir auf einer Reise nach Mombassa an Bord eines Schiffes plaudernd zusammen standen, daß Hamed von Seiten Englands als Thronfolger fest in Aussicht genommen worden wäre. Natürlich war die Freude Hameds groß, als ich, nach Zanzibar zurückgekehrt, meinem Freunde diese vertrauliche Mitteilung machen konnte. Er versprach mir goldene Berge, wenn er in der That Sultan werden sollte.

Wir hatten bald nach jener Unterredung eine Landpartie verabredet. Am Sonnabend, den 15. Februar früh morgens sandte mir Hamed bin Thwain einen schönen, nach arabischer Art gefattelten Esel zu. Noch vor Sonnenaufgang hatten sich die mit mir Geladenen, drei Ngassija-Leute und ein Araber, der Sekretär Hameds, beim Hause des Gastgebers eingefunden. Dieser ließ auch nicht auf sich warten; in Begleitung von fünf Sklaven, welche vor unseren Eseln herliefen, bewegte sich die Kavalkade in schlankem Trabe durch die eben erwachenden Straßen der Stadt. Bei der Brücke, welche die eigentliche Stadt mit der Vorstadt, dem sogenannten Ngambo,

verbindet, zeigte sich schon ziemlich reges Leben, denn viele der Landbewohner benutzten die kühlen Morgenstunden, um die Erzeugnisse ihrer Gärten und Felder zum Verkauf nach der Stadt zu bringen. Bananen in großen Büscheln, Apfelsinen in sonderbar geformten, unten schmalen und oben breiten Körben, süße Kartoffeln, Zuckerrohr, Mhogo (Maniok) und andere Feldfrüchte spielten die Hauptrolle unter diesen Erzeugnissen. Viele der Vorbeiziehenden grüßten den Sprossen des alten, angesehenen Herrschergeschlechts, welches noch bis auf den heutigen Tag von Arabern und Schwarzen hoch verehrt wird. Bald blieben die letzten Hütten des Ngambo hinter uns, die schattige Fahrstraße, die nach des Sultans Landhaus Tshweni führte, nahm uns für eine Viertelstunde auf, dann bogen wir rechts in einen Fußweg ein, der uns in ziemlich schneller Steigung auf den höchsten Punkt der Insel, nach Massingini (440 Fuß) führte. Die Sonne fing bereits an drückend zu werden, als wir eins der Landhäuser unseres Gastgebers erreichten, wo wir es uns bequem machten.

Am Nachmittag gingen wir zu Fuß nach einem zweiten Landstutz, Bumbwi mit Namen. Unsere Esel waren mit den Sklaven bereits vorausgeschickt worden. Das Haus in Bumbwi war groß und geräumig, wir ließen uns jedoch draußen auf der breiten, kühlen Veranda nieder. Das Essen wurde nach arabischer Art aufgetragen. Ein Sklave erschien mit dem Szinia, einem runden Theebrett von etwa vier Fuß im Durchmesser, aus verzinntem Kupfer, und stellte es auf den Teppich vor uns nieder. Ein anderer Sklave trug darauf eine mächtige Schüssel herbei, hoch aufgehäuft voll von schneeweißem Reis, welcher mit zerraspelter Kokosnuß delikats zubereitet war; auch die diesem folgenden Speisen wurden in die Mitte des Szinia aufgestellt. Eine Schüssel mit Mischusi, d. h. gewürzige Tunke mit Fleischstücken und Gemüse; ein paar Teller mit gebratenen Hühnern, Fleischlößchen, Bananen, zerschnittener Ananas, Mangos, Apfelsinen, Fenessi und anderen Früchten. Rund um die Szinia hatten sich die dienstbaren Geister gruppiert.

Man brauchte keinen langen Marsch hinter sich zu haben, um

solchem leckeren Mahle wacker zuzusprechen. Wir saßen um das Szinia auf dem Teppich, und nachdem Hamed bin Thwain sein „Bismillahi“ („In Gottes Namen“) ausgesprochen hatte, wiederholte jeder von uns das fromme Dankwort und langte zu, natürlich nach arabischer Sitte, ohne Benutzung irgend welcher Werkzeuge, einfach mit der rechten Hand.

Dieses Essen mit der Hand ist jedoch nicht so ganz einfach und verlangt immerhin einige Übung. Ebenso gut, wie es bei uns zu Lande als unschicklich gilt, das Messer zum Munde zu führen oder die Hände unter dem Tische zu halten, so giebt es auch dort Tisch- oder vielmehr Szinia-Regeln, die zu befolgen zur guten Sitte gehört.

Unser Nachtlager war einfach; wir schliefen auf dem großen Teppich, jeder die Satteldecken seines Esels unter dem Kopf. Kalt war es in der Nacht nicht, und man konnte, ohne zu frieren, sich, sozusagen, einfach auf den Rücken legen und mit dem Bauch zudecken. Moskitos, welche sonst in den Tropen das Nächtigen ohne Netz oft zur Unmöglichkeit machen, waren glücklicherweise fast gar nicht vorhanden.

Am anderen Morgen erörterten wir — es war das ständige Thema — gelegentlich des Morgenspazierganges, was geschehen sollte, wenn Seyd Ali jetzt plötzlich stirbe. Hamed sagte mir, er hätte für diesen Fall seinem Sklaven Ibrahim Befehl gegeben: sich sofort aufs Pferd zu setzen und ihm Nachricht zu überbringen.

„Was sollen wir aber thun, wenn in der That während unserer Abwesenheit von der Stadt der Sultan stirbt?“ fragte mich Hamed plötzlich beunruhigt. „Bis wir mit unseren Eseln nach der Stadt zurückgekehrt wären, kann der Thron längst besetzt sein.“

„Sei unbesorgt,“ antwortete ich, halb im Ernst, halb im Scherz, „jetzt stirbt Seyd Ali nicht, aber wenn wir abends in der Stadt angekommen sein werden, dann wird Ali sterben.“

Meine Prophezeiung sollte in der That wahr werden. Am Nachmittage sattelten wir unsere Esel, bestiegen sie und trabten lustig in südlicher Richtung heim. Ich war früher noch nicht in dieser

Gegend der Insel gewesen und bewunderte hier zum erstenmal die Fülle ihrer Naturschönheiten. Unser Weg führte meist den Rücken eines Höhenzuges entlang. Rechts begleitete uns das tiefblaue Meer, mit dem Blick auf die Berge von Deutsch-Ostafrika im Hintergrund, weit, weit in nebelgrauer Ferne. Links weilte das Auge auf einem dunkelgrünen Meer von üppigen Baumkronen; lange gerade Linien der Nelkenplantagen wechselten ab mit dem wirren Durcheinander der ohne System gepflanzten Palmen, Mango, Orangen, Zitronen, Feig- und anderer Fruchtbaumgruppen.

Unsere Stimmung wurde nach und nach eine ziemlich ausgelassene. Einer suchte immer des anderen Esel zum Ausschlagen oder Durchbrennen zu veranlassen. Der Sekretär und Chalid, einer der drei Comorensen, erwiesen sich als schlechte Reiter und kamen verschiedene mal zu Fall; ersterer mußte schließlich sogar zu Fuß nach Hause ziehen, denn sein Grautier, dem die Sache wohl zu bunt geworden war, ließ seinen Herrn im Grase liegen, schlug ein paar mal mit dem Schwanz auf, prustete, setzte sich in rasenden Galopp und verschwand, die Richtung nach dem Stalle einschlagend, hinter den Stämmen der riesigen, hier dicht stehenden Mangobäume.

Das Reiten auf arabischem „Sattel“, der gar kein Sattel ist, sondern nur aus Decken besteht, und auch keine Steigbügel hat, ist wahrlich auch kein Spaß und erfordert besondere Geschicklichkeit.

In Lamu werden diese Decken nicht einmal festgebunden, sondern einfach auf den nackten Rücken des Esels oder Pferdes gelegt.

Die Sonne ging zur Küste, als wir bei des Sultans Landhaus Marhubi die Fahrstraße erreichten; da lag in der Niederung vor uns die große Stadt mit den schmucken, weißen Häusern, welche sich um das riesige Bet el ayail (Haus des Wunders) gruppierten, fast wie Schafe um die ragende Gestalt des Hirten. Ich ritt neben Hamed bin Thwain und dachte an Fiesko, wie er von seinem Fenster auf das im Abendscheine schimmernde Genua niederschaute und sich ausmalte, wie er die schöne Stadt als Monarch beherrschen würde.

Was für Gedanken mag der arabische Prinz in dieser Stunde gehabt haben?

Endlich in der Stadt angelangt, verabschiedeten wir uns vor seinem Hause. Es schlug eben sieben Uhr, als ich in meiner Behausung anlangte. Das Abendessen war schon aufgetragen. Ich spürte wieder gewaltigen Hunger, langte kräftig zu und gedachte mir es nach dem Essen recht bequem zu machen; kaum aber hatte ich einige Bissen heruntergeschlungen, als eine arabische Frau in den Raum gestürzt kam und mir zurief: „Bwana, bwana, upessi Seyd Ali mekufa“ — „Herr, Herr, schnell! Seyd Ali ist gestorben.“

Ich hatte die Landpartie der größeren Bequemlichkeit wegen in arabischer Tracht gemacht; nun band ich mir noch geschwind einen Dolch um, nahm mein Schwert zur Hand und noch in der anderen Hand ein Hühnerbein haltend, stürzte ich fort. Der ziemlich magere Bissen, den ich mitgenommen hatte, stillte meinen Hunger freilich nur in geringem Maße.

Unterwegs nahm ich noch ein paar bekannte Araber, welche ich zufällig antraf, mit mir, um unsere Partei zu verstärken. Es war schon dunkel geworden. Ich war der erste, der beim Hause Hameds anlangte; nach und nach sammelten sich dort auch andere seiner Freunde; wir waren etwa 20 Bewaffnete. — Hamed mußte in dieser Stunde besondere Sorgfalt auf seinen Anzug verwenden und sein Erscheinen verzögerte sich infolgedessen um eine Viertelstunde; endlich kam er die Stufen in den Flur heruntergeschritten.

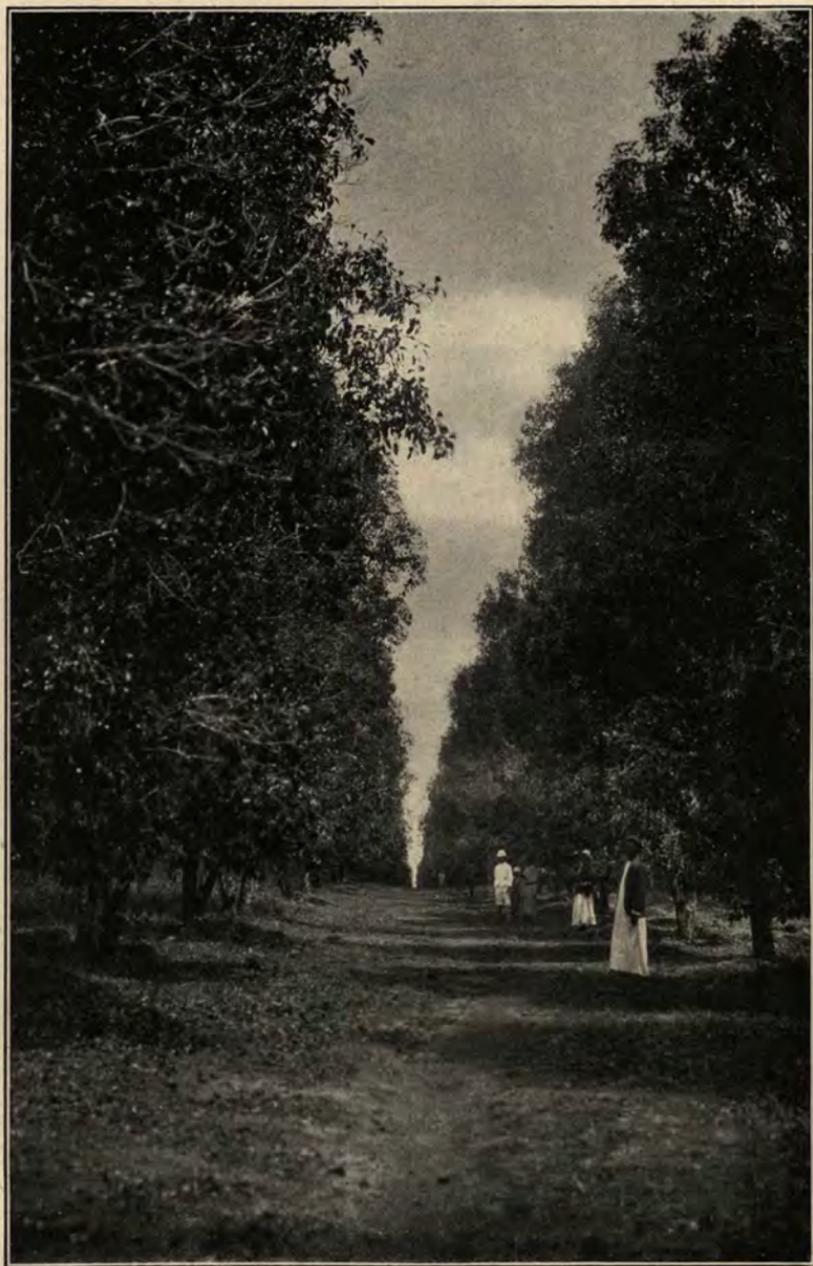
„Was ist zu thun?“ fragte er mich.

„Vorwärts, nach dem Palast!“ antwortete ich ruhig.

Aber Chalid, einer der eingangs erwähnten Prätendenten, war auch nicht faul gewesen. Er befand sich, wie wir beim Austritt aus Hameds Hause erfuhren, bereits im Palast. Eine größere Anzahl bewaffneter Araber fanden wir vor Hameds Hause.

Als ich nun mit dem Prinzen die Schwelle überschreiten wollte, begrüßten uns etwa sechzig auf uns gerichtete Gewehrläufe.

Hamed bin Thwain, welcher vorher immer geprahlt hatte, daß er zweitausend Mann zum Schlagen bereit habe und daß Chalid sich vor seinem Kriegsruf unters Bett verstecken würde, derselbe



Reifenplantage auf Sansibar.

Hamed verschwand sofort hinter der Mauer der weiten Hausflurs; die Comorenser und die arabischen Freunde verdufteten ebenfalls und ich befand mich im Flur plötzlich mit jenen fünf Schwarzen, welche vor unseren Thüren hergelaufen waren, allein.

Der Führer der Bande schrie von draußen in das Haus hinein: „Hamed, du hast keine Erlaubnis auszugehen!“

Nach diesem Rufe stürmten etwa zwölf Araber unser Thor, versuchten es von außen zuzudrücken und wollten uns so ein- und von der Außenwelt absperrern. Die fünf Schwarzen aber blieben auf dem Posten, verteidigten die Thür, und unseren vereinten Kräften gelang es, die Araber auf die Straße zurückzuwerfen. Es ist mir in jenen Augenblicken auch nicht einen Moment der Gedanke gekommen, daß die Araber ja nach uns schießen könnten, trotzdem die Lunten ihrer langen Gewehre brannten und in der Dunkelheit wie Leuchtkäfer herüberschimmerten.

Hamed mochte inzwischen Scham über seine Feigheit gekommen sein, denn, nachdem er sah, daß die Angreifer zurückgetreten waren, erschien er wieder auf der Bildfläche und fing von der offenen Thür aus an mit dem Anführer der Bewaffneten zu unterhandeln. Dieser wollte sich jedoch auf keinen seiner Befehle einlassen. Eben langten auch noch etwa dreißig Reguläre an. Hamed befragte, in das Thor tretend, den Anführer, was sie von ihm wollten? Dieser, vortretend, antwortete: der Generalkonsul habe sie hergeschickt, damit sie verhinderten, daß irgendwer aus dem Hause ginge. Der bwana mdogo (junge Herr) — so wurde Chalid gewöhnlich genannt — wäre auch bei dem Generalkonsul gewesen.

Also Chalid stand im Einvernehmen mit dem Generalkonsul! War das der Fall, so schien alles verloren.

„Was ist zu machen?“ fragte mich Hamed erregt. „Du hast zu bestimmen!“ antwortete ich. „Es giebt zwei Wege: Wir sind hier zwanzig Mann — also, den Säbel in die Faust genommen und kühn voran! Allerdings warten unserer vor der Thür etwa hundert Bewaffnete, aber — wir werden mit ihnen fertig werden.“

„Und der zweite Weg?“ fragte Hamed, dem sein Leben zu kostbar schien, um es für einen Thron einzusetzen.

„Der zweite Weg,“ antwortete ich, „ist der einfachere: setz' dich da auf den Stuhl, wir setzen uns zu dir; laß eine Kanne Kaffee kommen, und Gott und den Generalkonsul für das übrige sorgen. Ich glaube es ist dieses sogar der bessere Weg, denn für mich ist es gewiß, daß die Engländer dich zum Nachfolger bestimmt haben und sie werden sich schwerlich von Chalid lange auf der Nase herumtanzen lassen.“

Hamed nickte. Der Kaffee kam bald darauf. Wir schlürften in scheinbarer Ruhe den duftenden Trank. — Die Araber trinken aus ganz kleinen Tassen, die aber immer nur zum Viertel oder zur Hälfte voll gegossen werden.

Wir saßen um Hamed herum, dieser schien allerdings keinen Geschmack an dem Kaffee zu finden; er stand bald von seinem Stuhl auf und ging unruhig im Zimmer hin und her, schließlich bat er mich, zu versuchen, mich nach der Stadt durchzuschlagen um nachzusehen, wo der Generalkonsul sich befände, und ob Chalid wirklich im Palaste wäre.

Das war ein Verlangen, daß ungefähr dem gleich, als wenn zwei Wanderer sich vor einem wütenden Stier auf einen Baum gerettet haben, und der eine den anderen bittet: „Du, steig einmal herunter und sieh zu, ob du das Vieh nicht in seinen Stall bringen kannst.“

Mir lag jedoch sehr viel daran, daß Hamed auf den Thron käme, ich glaubte, ehrlich gesagt, dann die Hoffnung haben zu können, Großvezier zu werden, und meine Ernennung erwarteten nach Hameds Thronbesteigung auch allgemein die Eingeborenen, aber nur wenige kannten wohl den niederen Charakter Hameds genauer, auch nicht die Engländer, welche ihn zum Sultan erwählt hatten.

Ohne viel zu überlegen, ging ich darum, die Rechte am Griff meines Dolches zur Thür hinaus. Die Bewaffneten, die Befehl hatten, Hamed nicht herauszulassen, schienen mich weiter nicht sonderlich zu beachten, und ließen mich nach einigem Hin- und Herparla-

mentieren unbehelligt ziehen. Ich kam bis zur nächsten Seitenstraße, von dieser in eine andere und so fort; ich lief sobald ich den Männern aus den Gesichtsfelde gekommen, so schnell ich konnte, um nach dem englischen Konsulat zu gelangen.

Die Läden und Hausthüren auf den Straßen waren allenthalben geschlossen. Ich war wohl der einzige Europäer, der sich zur Zeit auf der Straße befand.

In Zanzibar giebt es, so lange bis der neue Sultan die Zügel der Regierung ergriffen hat, kein Gesetz, und der Pöbel macht sich diesen herrenlosen Zustand zu Nutze, indem er nach Herzenslust raubt und plündert. Sein erstes Ziel sind natürlich dann die indischen Läden, und unter diesen wieder die der friedfertigen Banianen.

Der englische Generalkonsul Mr. (jetzt Sir) Renell Rodd, war gerade mit seinen Beamten aus seinem Hause auf die Straße getreten, und befand sich inmitten einer Abteilung von Marinesoldaten. Ich lief auf ihn zu, doch hielt mir einer der Bluejackets, der mich meines Anzuges wegen wahrscheinlich für einen aufrührerischen Araber hielt, — das Bajonett vor. Mr. Cave, der Konsul, aber erkannte mich, gab dem Manne einen Wink und man ließ mich durch. Ich richtete dem Konsul das Kompliment Hameds bin Thwain aus. Der junge Generalkonsul, der die ganze Angelegenheit mit einer bewundernswürdigen Ruhe und Würde leitete und zu Ende führte, ersuchte mich zu meinem Freunde zurückzukehren und dafür zu sorgen, daß Hamed das Haus nicht verlasse.

Meine Aufgabe, ihn zu dieser Enthaltbarkeit zu bestimmen, war keine besonders schwierige, denn den Mut des künftigen Herrschers von Zanzibar hatte ich ja eben erst kennen gelernt.

Ich erreichte bald Hameds Haus und überbrachte ihm die Anweisung des Generalkonsuls, der Hamed mit Befriedigung nachkam.

Wir warteten wohl zwei Stunden lang, oder erschien uns die Zeit nur so lange.

Unterdessen war der Generalkonsul mit seinen Soldaten vor dem Palast angelangt.

Chalid hatte bereits auf dem Polster des Sultans Platz genommen und nachdem er die Thür hatte verrammeln lassen, erschien er auf das laute Pochen der vor dem Thor haltenden Marinesoldaten auf dem Balkon, weigerte sich jedoch das Thor öffnen zu lassen. Darauf gab der Generalkonsul ihm fünf Minuten Bedenkzeit, ließ eine Kanone der Thür gegenüber auffahren, und wartete mit der Uhr in der Hand.

Serhan bin Nassur, ein entfernter Verwandter der Sultansfamilie, bestimmte Chalid noch kurz vor Ablauf der Frist dazu, den Generalkonsul einzulassen. Dieser betrat in gemessener Ruhe den Thronsaal, selbstverständlich nicht allein, sondern in Gemeinschaft seiner Beamten und einer Schar von Soldaten. Er erklärte: Chalids voreilige Besitzergreifung nicht anzuerkennen. Alles Weigern war umsonst. Er, Chalid, wurde trotz seines Protestes an der Besitznahme des „Thrones seines Vaters“ verhindert; endlich machten die Soldaten Miene ihn fortzutragen; schließlich jedoch gab er auf Serhans Rat klein bei, verließ den Palast und kehrte in sein Haus zurück.

Robb nahm vom Palast Besitz. Jetzt sandte er den (im vorigen Jahr verstorbenen) General Mathews und Abdul Aziz, den später verbannten Geheimsekretär, nach Hameds Behausung. Ich war dorthin schon vorausgeeilt. Der General begrüßte uns kurze Zeit darauf, und lud Hamed ein, ihm zu folgen.

Unsere Belagerer gaben beim Anblick der Abgesandten ihren Posten auf. Wir setzten uns nach dem Palast in Bewegung; das Gedränge vor diesem war so groß, daß ich mich nur mit Mühe, Hamed bin Thwain immer fest am Kasten haltend, zur Thür des Palastes mit hineinschieben konnte. Der große Haufe wollte nachdrängen, das englische Militär jedoch besetzte den Eingang. Der Thronsaal fand sich verschlossen. Ich sprengte die Thüren. Hamed und der Generalkonsul traten nun ein. Hamed bekam von dem Generalkonsul nun einen viele Seiten langen Kontrakt vorgelegt, welchen er, ohne ihn nur durchzulesen, einfach unterzeichnete. Er hätte, was man ihm auch vorgelegt, unterschrieben, um jeder „Konkurrenz in Kürze zu

begegnen.“ Zu seinem Großvezier ernannte er gleich darauf Hamed bin Hamed, einen gutherzigen Idioten und bekümmerte sich um die übernommenen Verpflichtungen nicht mehr. Sobald Hamed bin Thwain fest im Sattel saß, that er nichts anderes, als seine Wohlthäter, die Engländer, denen er seinen Thron verdankte, zu ärgern, wann und wie es ihm nur irgend möglich war. Er war jedoch viel zu feige, es einmal zum Ernstfall kommen zu lassen, und führte nur noch im Kreise seiner Vertrauten, einer schmutzigen Bande, welche die schamlosesten Orgien mit ihm feierten, das große Wort.

In der ersten Zeit von Hameds Regierung hielt man mich noch für allmächtig; täglich gingen bei mir eine Menge von Petitionen und Beschwerden ein, bald aber sah man, daß ich von Hameds Günstlingen an die Wand gedrückt worden war. Der Mohr hatte seine Arbeit gethan und konnte gehen.

Hamed bin Thwain hat nicht lange regiert; er starb zur großen Befriedigung seitens der Engländer bereits 1896. Ihm folgte Sultan Samud bin Mohamed.

Probefahrt.

Von John Wilmers.

Durch die Tagespresse läuft von Zeit zu Zeit eine Notiz, die besagt, daß S. M. S. Soundso seine Probefahrten zur höchsten Zufriedenheit erledigt hat. An diese Notiz schließen sich dann häufig Bemerkungen über erreichte Geschwindigkeiten, Zahl der Geschütze Datum des Stapellaufes; immer aber einige Vergleiche mit den Schiffen anderer Nationen, aus denen klar und deutlich hervorgeht, daß Deutschland an der Spitze des Schiffbaues marschirt, und daß sich die anderen Nationen mit ihrer langen Bauzeit, ihrer geringen Geschwindigkeit und ihrer laxen Art, die Probefahrten zu erledigen, getrost begraben lassen können. Der Verfasser dieser Notiz hat sicher recht, und jeder Leser glaubt ihm aufs Wort; was es aber mit den Probefahrten eigentlich auf sich hat, das weiß der Verfasser vielleicht, sehr selten aber der Leser, dem es vollständig genügt, wenn er sich als guter Deutscher an der Spitze des Schiffbaues marschieren weiß. Sollte etwa jemand nähere Erklärungen geben wollen, dann heißt es: „Mein Herr! Was erlauben Sie sich?“

Nun, mich kann das nicht abschrecken, mit der ganzen üblichen Unverschämtheit des Fachmannes mich dem Leser mit meinen nachstehenden Erläuterungen über Probefahrten aufzudrängen. Die Bezeichnung „Probefahrt“ erklärt sich nämlich durchaus nicht von selbst, wie es den Anschein hat, denn die eigentlichen „Fahrten“ nehmen bei dieser die wenigste Zeit in Anspruch, wengleich sie natürlich die wichtigsten der zu lösenden Aufgaben bilden.

Die Kaiserliche oder Privatwerft, der die ehrenvolle Aufgabe zu teil geworden, einen neuen Schild für Deutschlands Ehre, eine neue Waffe seiner Macht zu schmieden, hat vom Reichsmarineamt mit den Plänen für das zu erbauende Schiff eine minutiöse Bauvorschrift erhalten, die auf das Genaueste vorschreibt, aus welchem Material die einzelnen Teile anzufertigen sind, und in den Kontrakten und Verfügungen ist genau darüber Bestimmung getroffen, welche Fahrt das Schiff laufen soll, wieviel Pferdestärken die Maschinen indizieren müssen, welcher Kohlenverbrauch der zulässige bei höchster und welcher bei geringster Geschwindigkeit sein müsse, in welcher Zeit man das Ruder zu Bord legen können müsse, mit welcher Geschwindigkeit die Geschütztürme umher rasen sollen und tausend andere Forderungen mehr.

Die Erprobungen des Materials beginnen schon vor dem Bau. All die von den Werken, Hütten und Fabriken gelieferten Materialien und Teile werden auf Druck, auf Zug, auf Belastung geprüft; aber diese Prüfungen berühren uns hier nicht; wir haben es nur mit der eigentlichen Probefahrt zu thun. —

Die Werft hat nach vielen eigenen Erprobungen, Verbesserungen und Umänderungen endlich die Überzeugung gewonnen, daß das Schiff fertig ist, und nachdem sie für sich einige Fahrten erlebt hat, die den Beweis liefern, daß all die errechneten Vorteile und Vorzüge wirklich vorhanden sind, macht sie dem Reichsmarineamt entsprechende Mitteilung, und dieses verfügt die Indienststellung zu Probefahrten für einen bestimmten Zeitpunkt.

An dem festgesetzten Tage erscheint denn auch das Probefahrt-Kommando und ergreift unter dreimaligem Hurra auf den Kaiser Besitz von dem Schiffe. Die Herren Bauräte, die Obermeister und Meister, Vorarbeiter, Arbeiter und Handlanger, alle machen sie frohe und stolze Gesichter; haben sie doch ihr Bestes geleistet und können nun begründeten Anspruch auf Lob erheben.

Der Kommandant macht denn auch dem Herrn Baurat ein Kompliment über das andere:

„Ein vortreffliches Schiff! Gediegene Einrichtungen; aber“

und hier beginnt er zu hüsteln; „die Kajütsanlage ist vollständig verfehlt. Kann ich wohl an einem Schreibtisch arbeiten, unter dem eine Schiffschraube mit 120 Umdrehungen dahinstrast? Und dann das Badezimmer — wie vorsintflutlich! — Wenn man einen Blick in die Kajüte wirft, so kann man wirklich nicht auf die Vermutung kommen, wir lebten im Zeitalter der Elektrizität. Hat man denn auf der Werft noch nie etwas von einem Telephon gehört? Da baut man mir hier so 'n Dings von Sprachrohr ein — na, die reine Trireme der ganze Kasten!“

Diese Auslassungen kränken natürlich den Herrn Baurat sehr und er gelobt sich im stillen, keine Änderung an der Kajütsanrichtung zu befürworten.

Die Herren Offiziere haben unterdessen Besitz von ihren Kammern genommen und der Batterieoffizier findet sofort das Muster seiner Tapete schreiend, häuerisch und geschmacklos; der Navigationsoffizier (er hat dasselbe Muster) behauptet, man habe aus seiner Kammer ein Backfischboudoir gemacht, er könne unmöglich in dem Jungfernstübchen schlafen. Beide tragen dem Obermeister Eichenhart ihre Beschwerden vor, wobei sich noch die interessante Thatsache herausstellt, daß der eine nur mit Licht von vorn schreiben kann, der andere es bei gleicher Thätigkeit unbedingt von links haben muß:

„Also, mein Schreibtisch muß auf jeden Fall umgestellt werden, Herr Obermeister.“

„Zawohl, meine Herren,“ verspricht Eichenhart und schwört sich zu, auch nicht ein Schräubchen zu ändern:

„Da hat man sich nun die größte Mühe gegeben; aber den Herren was recht zu machen — unmöglich . . .“

In der Deckoffiziermesse hat sich Meister Plankwitz eingefunden und wartet darauf, von allen Seiten mit Komplimenten überschüttet zu werden; diese lassen auch gar nicht lange auf sich warten:

„Sie haben sich wieder schön was zusammengebaut, Herr Plankwitz; in die Kajüte und in die Offizierskammern werden selbstverständlich die Millionen hineingesteckt; aber der Deckoffizier braucht

natürlich nichts. — Wie können sie nur einen solchen Waschtisch in meine Kammer setzen?“

„Verfügung, lieber Herr Steuermann, Verfügung! Erst müssen alle Waschtische älteren Modells aufgebraucht werden.“

„Na, natürlich! Und wir Deckoffiziere können sie aufbrauchen; aber für die Offizierskammern werden Waschtische mit Klappmattens mus gebaut.“

„Der Schiffbau hat sich überhaupt wieder mit Ruhm bekleckert,“ wirft der allezeit höfliche Bootsmann dazwischen. „Lassen Sie sich bloß begraben mit Ihrem Kram. — Ist das etwa eine moderne Vorrichtung, die Rutter auszusetzen? Das hatten wir schon 72 auf der „Qualle“ besser.“

„Und wollen Sie mir, bitte, erklären,“ fällt der Meister ein, „wie ich mit den Fallreepstreppen manövrieren soll. So'n Blödsinn ist mir lange nicht vorgekommen —.“

„Das ist ja doch gerade das Neueste; ich werde Ihnen das nachher mal zeigen“

„Ja, ich kenne diese Patente schon; alles Kohl. Warum bleibt man nicht bei dem guten Alten?“

„Warum liegt meine Kammer überhaupt so weit nach vorn?“ fängt der Wachtmeister nun an; „ich kann ja zwei Tage reisen, wenn ich einmal ein Glas Bier in der Messe trinken will. Ich sage ihnen, ich liquidiere Reisekosten, Tage- und Kilometergelder und der Schiffbau kann's bezahlen.“

„Ja, ja; das wollen wir gerne thun; aber ich will lieber gehen, — ich wünschte bloß, Sie sollten mal ein Schiff bauen.“ Damit trinkt er sein Bier aus und verschwindet mit dem Vorsatze, nichts, aber auch rein nichts zu ändern.

Den Meistern des Maschinenbaues, der Kupfer- und der Kesselschmiede ergeht es nicht besser. Maschinisten und Feuermeister haben an allen Ecken und Enden zu tadeln. Dieser Hebel sitzt an einer Stelle, an der ihn kein Mensch finden kann; jenes Ventil höchst un bequem; diese Pumpe ist veraltet, die Heiz- und Maschinenräume sind zu eng, die Ventilation ungenügend, und so fort ohne Ende.

„Aber beruhigen Sie sich doch, meine Herren; machen Sie einfach einen Bericht nach oben und das Schiff wird sofort nach Ihren Angaben verbreitert und verlängert, was Sie wollen.“ Und die Herren entfernen sich, das Maschinenpersonal wegen seines geringen Verständnisses herzlich bedauernd und mit dem Schwur: „es bleibt alles, wie es ist.“

Die Werkführer und Vorarbeiter leiden inzwischen unter der herben Kritik der Maate. Der Matrose Altodösig hält einen jugendlichen Malergefellen fest:

„Si hebbt sich da 'n schoinen Mist tausammen but. Wenn ick mi in min Hängmatt legen will, dann möt ick mi jo erst dreimal um den een'n Ventilator törnen. Komm forts mit, und mol min Nummer annerwärts an.“

„Das darf ich nicht.“

„Wat! Du wullt nich!“ und bumms, bumms fallen die Büffe; ein regelrechtes Keilereivergnügen entspinnt sich; Altodösig geht als Sieger daraus hervor und sieht nach 10 Minuten mit hoher Befriedigung seine Hängemattsnummer an anderer Stelle prangen. Er ist der einzige, der was erreicht hat; ob nun ein anderer den schlechten Platz einnehmen muß: „Dat is mi pottegal!“

Nachdem die Besatzung ihre Habseligkeiten untergebracht hat, werden die Inventarien an Bord geschafft; kein Stück darf fehlen; nur die Artillerie wehrt sich dagegen, ihre Munition an Bord zu geben: „Das fehlte gerade noch, daß man unsere Geschosspitzen abstößt, die Führungsringe beschädigt und die Munitionsbüchsen einbrückt. Nein, nein, das giebts nicht. Zu euren Versuchen nehmt nur ruhig Ballasteisen.“ Das thut das Kommando denn auch und die Besatzung muß zu ihrem Leidwesen unter Weh und Ach und unter Verlust zahlreicher Schweißtropfen Ballasteisen schleifen. Der Umgang mit den zentnerschweren Dingerchen erzeugt in den Trägern von vornherein ein lebhaftes Mißtrauen gegen die Fähigkeiten des Schiffes, das sich schon in diesen jungen Tagen oft die Bezeichnung „alter Pott“ gefallen lassen muß. Das Ballasteisen drückt überhaupt dem ganzen Dienstbetrieb den Stempel auf. Das Schiff soll zum

Krängungsversuch nach Steuerbord übergelegt werden, also: alle Eisen nach Steuerbord. Jetzt wird nach Backbord gekrängt, folglich: alle Eisen nach Backbord. Die Bootskrähne und Davits müssen auf Tragfähigkeit geprüft werden: wir hängen Ballasteisen daran. Bald wird das Schiff vorn, bald achtern mit den unentbehrlichen Eisen tiefergelegt. Ein Herr von der Schiffsprüfungskommission verlangt, daß der Normaltiefgang hergestellt werde und sofort werden aus den Munitionskammern, aus den Maschinenräumen und aus den tiefsten Tiefen tausende von Ballasteisen heraus- und an Land geschafft. Nun empfindet derselbe Herr Sehnsucht nach dem größten Tiefgang, also: alles was Ballasteisen heißt, an Bord. Jetzt noch dem geringsten: raus mit dem Ballasteisen.

Währenddem hat das Maschinenpersonal schon all die Hülfsmaschinen probiert. Ventilationsmaschinen rasen wie von Furien gejagt, Dampfpumpen ächzen und stöhnen; Anker- und Verholspills drehen sich wie wahnsinnig um ihre Aze, Munitionsaufzüge fahren hin und her, und überall stehen kluge Menschen mit Bleistift und Papier ausgerüstet, messen, notieren, machen wichtige Gesichter und schneiden abfällige Grimassen. Das geht viele Tage lang, dann sticht der Prüfling in See und beweist draußen, daß sich seine Schrauben drehen. Damit stellt er aber noch niemand zufrieden; das ist das wenigste, was man von ihm verlangen kann. Er muß nun erst mal zeigen, daß er es 24 Stunden aushält; dann muß er in vielen Kohlenmeßfahrten nachweisen, daß sich sein Appetit auf Schmier- und Feuerungsmaterial in bescheidenen Grenzen bewegt und wenn er in jeder Beziehung Hoffnung erweckt, wird er eines Tages nach Eckernförde geführt. Hier an den gemessenen Meilen soll er seine Kunst zeigen.

Kommandant, Navigationsoffizier, wachthabender Offizier, Steuermann und das ganze Signalpersonal befinden sich auf der Brücke, die Schiffsprüfungskommission schwißt in den Maschinen- und Heizräumen. Kaum hat das Schiff die Nase in die Bucht gesteckt, so wird in die Richtungslinie „Eckernförder Kirche — Bake auf dem Ort“ eingesteuert. Nun heißt es genau Kurs halten. Der Rudersmann, dem dieses zu häufig und zu dringend ans Herz ge-

legt wurde, wird wild und anstatt der schnurgeraden Kurslinie beschreibt das Schiff eine deutliche aber unerwünschte Kurve. Sofort kehrt der Kommandant um: „Den selben Vers noch mal und einen anderen Ruderemann auf die Brücke! Der Kerl hat ja keinen Schimmer vom Steuern!“

Der neue Steuerer unterscheidet sich von seinem Vorgänger dadurch, daß er nach der anderen Seite ausbiegt; er und noch einige Nachfolger werden mit Schimpf und Schande von der Brücke gejagt und alle fühlen sich tödlich gekränkt und schwören: „Der Bott steuert wie 'ne Deckwaschbalje.“

Endlich findet sich ein Mann, den angeborene Dickfelligkeit vor Aufregung schützt. Er steuert haarscharf; aber — es ist zum Verzweifeln — nun hat der Steuermann vergessen „Null“ zu rufen, als sich das erste Backenpaar deckte. Er hatte nämlich gesehen, wie der Signalgast Vielzukunft, an Langweile und am Schiffsverbesserungstrieb leidend, sich daran machte, die Buchstabenschilder von den Flaggenleisten umzuschrauben. Gerade wollte er hinzuspringen, um den Frevler kräftig zu stören, als der Kommandant von Döseren, Kammerarrest und ähnlichen schönen Dingen zu erzählen beginnt. Nochmals dreht das Schiff zurück und nun gelingt es, die beiden ersten Meilen abzulaufen. Das Resultat wird von dem tiefverwundeten Steuermann festgestellt und in der Maschine werden die Pferdbestärken aus den Kurven der Diagramme berechnet. Um den Einfluß des Windes und etwaigen Stromes zu kompensieren, muß natürlich mit denselben Umdrehungen zurückgelaufen werden. Mit niedrigen, hohen und einigen mittleren Umdrehungen wird das Spiel immer wieder erneuert. Tage lang währt die Unterhaltung. Bald böst der schwergeprüfte Examinand mit 4 Meilen auf dem schon gewohnten Kurse, bald stürmt er in rasender Fahrt dahin, und die dicken Rauchwolken seiner Schornsteine verdunkeln die Sonne und bedecken die lachende Landschaft mit einem trüben, grauen Schleier. Geht das Schiff am Abend zu Anker, so zeigt es noch, was seine Spills leisten können, in welcher Zeit es die Dampfmaschine auszusetzen vermag, wie es mit seinem Ruderlegen bestellt ist, wie die wasserdichten

Schottthüren funktionieren, was man von seiner Feuerlöschrichtung erwarten darf, wie die Scheinwerfer leuchten und unzählige Dinge mehr.

Endlich ist der letzte Tag der Meilenfahrten gekommen. „Gott sei Dank!“ seufzt alles. Es ist zwar ein bißchen dießig; aber wir werden's schon noch kriegen. Da kommt plötzlich die Richtungsboje in einem Nebelschwaden aus Sicht: „Nun, nur gut steuern!“ Starr blickt der Rudersmann auf seinen Kompaß und nicht um einen sechszehntel Strich weicht er von dem befohlenen Kurse ab; aber die Boje kommt zwei Strich an Steuerbord wieder in Sicht.

„Ich sperre Sie auf der Stelle ein, Mann!“ ruft wutbebend der Kommandant.

„Ich liege genau an, Herr Kapitän!“ entgegnet der Dickfellige.

„Auch noch Widerrede! Sofort abführen! Drei Tage!“

„Ich bemerke eben, Herr Kapitän,“ mischt sich der Navigationsoffizier ein, „daß die vorderen Türme gedreht werden; ich vermute, daß die den Kompaß beeinflussen.“

„Aber was ist denn das für eine Dummheit? Läufer! Ich will sofort wissen, wer die Türme drehen läßt!“ Atemlos kommt der Abgesandte zurück:

„Der Herr Admiral läßt sich die Türme vorführen!“

„Ach so! Das ist was anderes! Dann wollen wir die Sache morgen beendigen. Das letztemal muß doch immer unklar gehen!“

Nachdem am nächsten Tage auch die letzte Meile erledigt ist, geht das Schiff nach Übernahme frischer Kohlen und einigen Manövern mit den Ballasteisen zu einer mehrtägigen Dauerfahrt in See. Ist es in seinen Leistungen nicht übertrieben, so deifelt es zwischen dem Stollergrund-Feuerschiff und Fehmarn hin und her, ist es aber ein Kenner, so ist kein Punkt der Ostsee vor ihm sicher. Endlich wieder zurückgekehrt, füllt es zum 2ten Male seine Kohlen auf und dampft zur Bestimmung seiner Drehfähigkeit hinaus. Das Steuermannspersonal zeigt jetzt, was es kann, mißt Masthöhenwinkel, peilt, dippt Flaggen, notiert Zeiten, ruft „Null“, und während das Schiff noch dem gewohnten Liegeplage am Kohlenhose zustrebt, ist schon der erste Kreis auf Millimeterpapier konstruiert.

Wenn sich nun in all die angestellten Berechnungen kein Fehler eingeschlichen hat, wenn die berechneten und konstruierten Kurven keinen Knick zeigen, wenn die Haupt- und Hülfsmaschinen sich bewährten, wenn die Kessel zur Zufriedenheit arbeiteten, wenn das Ruder funktionierte und die Dampfheizung genügend Wärme lieferte, wenn die Schotten gut schlossen und die Pumpen reichlich Wasser gaben und wenn — und wenn — und wenn — dann ist die Probefahrt beendet. Das Inventar wird wieder von Bord geschleift, und mit dem letzten entshwindenden Ballasteisen drängt sich der Mannschaft die Überzeugung auf, daß sie bisher auf dem besten Seiner Majestät Schiffe gefahren habe; die Leute werden den „alten Pott“ von jetzt an als Muster Schiff betrachten. Der Bootsmann findet die Kutteraussekvorrichtung höchst patent; der Meister die Fallreepstreppen vorzüglich; der Steuermann singt das Lob der alten Waschtische und der Wachtmeister hat sich mit dem weiten Weg von seiner Kammer bis zur Messe befreundet. Die Tapeten in den Offizierskammern haben durch längere und eingehendere Betrachtung sehr gewonnen und während der Navigationsoffizier nur mehr schreiben kann, wenn er das Licht von vorn hat, kann der Batterieoffizier keine Zeile liefern, wenn sein Schreibtisch nicht von links beschienen wird. Sogar der Kommandant findet jetzt einen gewissen künstlerischen Zug in der Kajütseinrichtung und das Rütteln der Schraube Gedanken anregend. Aber es hilft nichts, es muß geschieden sein.

„Leb wohl, du schönes, stolzes Schiff! Wir müssen jetzt die „Kapella“ in Dienst stellen. Soll ja 'n ganz wilder Rahn sein. Leb wohl! Hurrah, Hurrah, Hurrah!“

„Hol nieder Flagge und Wimpel!“



Anzeigen:



In demselben Verlage erschien:

Beschreibung des Tehol-Gebietes in der Provinz Chihli.

Detail-Studien in chinesischer Landes- und Volkskunde.

Mit einer Karte und 16 Vollbildern

von

Dr. O. Franke.

„Wundersam fürwahr in seiner Schönheit ist der
Strand des Jeho-Flusses, und von den Gesteirnen
gesegnet dieses Gebiet am Grenzwall“.
Tempel-Inschrift in Tehol.

Gehftet Mk. 8.—, gebunden Mk. 9.—.

Die Verlagsbuchhandlung übergiebt hiermit dem Publikum ein Buch, das für die deutsche wissenschaftliche Litteratur über China — die leider noch immer recht dürftig genannt werden muß — eine wertvolle Bereicherung sein dürfte. Es ist weder eine von den üblichen Reisebeschreibungen, die einfach die Eindrücke des Verfassers wiedergeben, noch eine trodene wissenschaftliche Abhandlung, die lediglich im Studierzimmer des Gelehrten entstanden ist. Der Leser findet hier vielmehr eine Reihe von Studien, die zunächst auf gründlicher Durchforschung der originalen chinesischen Quellen beruhen, dann aber durch eigene Beobachtungen des Verfassers auf seinen Reisen in den beschriebenen Gegenden Nord-Chinas vervollständigt, kontrolliert und belebt worden sind. Die „Beschreibung des Tehol-Gebietes“ ist somit ein Werk, das bei aller strengen Wissenschaftlichkeit den Charakter einer interessanten Unterhaltungs-Lektüre besitzt und die lebendige Anschaulichkeit des Selbsterlebten zeigt.

Der Verfasser, der dem kleinen Kreise der Sinologen nicht unbekannt ist, ist lange Jahre hindurch in verschiedenen Teilen des chinesischen Reiches amtlich thätig gewesen, hat Ostasien in einer Ausdehnung bereist, wie nur wenige Europäer und ist mit der Umgang- und Schriftsprache der Chinesen vertraut; diese Umstände allein schon geben seinen Mitteilungen und seinem Urteil einen erhöhten Anspruch auf Vertrauen.

Die in dem Buche beschriebenen Gebiete, die nördlichsten Teile der Provinz Chihli, verdienen unzweifelhaft ein ganz besonderes Interesse. Sie erfreuten sich der höchsten Gunst der großen mandchurisch-chinesischen Herrscher des 17. u. 18. Jahrhunderts; die wilden Waldgebiete wurden von den Chinesen kolonisiert, und die jagdliebenden Kaiser erbauten sich dort eine Sommerresidenz im großen Stile, deren zahllose Prachtbauten noch heute trotz ihres Verfalles zu den interessantesten Baudentmälern zählen, die China besitzt. Neueren unverbürgten Nachrichten aus Peking zufolge soll sich die Kaiserin-Witwe mit dem Gedanken tragen, die Paläste von Tehol für künftige Benutzung wieder in Stand setzen zu lassen.

Auch in den Bezirk der militärischen Operationen während der Boxer-Aufstände in der Provinz Chihli reicht das Tehol-Gebiet hinein, so daß für die Teilnehmer an der deutschen bewaffneten Expedition nach China eine wissenschaftliche Beschreibung dieses Gebietes ein erhöhtes Interesse haben muß.

Neben hat der Inhalt des Buches durchaus nicht etwa bloß einen geographischen Charakter, er ist vielmehr von einer solchen Vielseitigkeit, daß jeder gebildete Leser, sofern er überhaupt Interesse für das uns jetzt so sehr viel näher gerückte China besitzt, anregende und lehrreiche Informationen darin finden wird.



Chinesische Ansiedlungen.

Aus: „Franke, Beschreibung des Jehol-Gebietes.“

Das Waltharilied.

Ein Heldenlied

aus dem 10. Jahrhundert im Versmaße der Urschrift

übersetzt und erläutert

von

Hermann Althof.

Größere Ausgabe mit authentischen Abbildungen.

Preis Brosch. 4,50 Mk. geb. 5,50 Mk.

Von den Dichtungen unseres Altertums, die mittelhochdeutsche eingeschlossen, ist nach **R. Kögels** Urteil der **Waltharius** die einzige, die heute noch wirklich populär ist. Tausende erfreuen sich daran, denen selbst Werke wie das Nibelungenlied kein aufrichtiges Interesse abgewinnen können. So ist es denn erklärlich, daß zahlreiche Übersetzer (wie **G. Schwab**, **R. Simrock** **U. v. Scheffel**) sich die Aufgabe gestellt haben, weiteren Kreisen das Verständnis der herrlichen Dichtung zu eröffnen. Über die an eine Waltharius-Übersetzung zu stellenden Ansprüche urteilt **W. Goüther** in der Deutschen Literaturzeitung, 1902, Nr. 22: „Je mehr die Erkenntnis durchdringt, daß das Lied in Form und Inhalt Ekkeharðs Eigentum ist, desto mehr muß die Übersetzung der Vorlage folgen. **Althofs** Übertragung („Sammlung Götschen“ Nr. 46, 2. Aufl. 1900) taugt am besten, dem Laien eine Vorstellung vom Waltharius zu geben.“

Während die gen. Ausgabe der Althoffschen Verdeutschung besonders den Zwecken der Schule dienen will, ist die neue, größere Bearbeitung dazu bestimmt, eine eingehendere Kenntnis des Liedes und der Sage von Walthar und Hildegunde zu vermitteln. Nachdem der Verf. zunächst die deutsche Volkspoesie im frühen Mittelalter und das Verhältnis der Geistlichkeit zu derselben einer Betrachtung unterzogen hat, führt er uns nach der Wiege des W.-L., der ehrwürdigen Abtei St. Gallen, und schildert deren Bedeutung für die Litteratur, S. 1–19. Das folgende Kapitel, S. 20–60, beschäftigt sich mit der Person des Dichters, sowie mit der litterarischen und ästhetische Bedeutung seines Werkes. S. 61–109 enthalten Gerals Widmung und die hexametrische Übersetzung des W.-L. in 12 Abenteuern, der S. 110–160 ausführliche Erläuterungen folgen, die besonders über die bei der Lektüre des Epos in Frage kommenden deutschen Altertümer mannigfacher Art belehren. Sodann wird S. 161–207 die weitere Verbreitung und Bearbeitung der Walthersage behandelt und das Verhältnis Ekkeharðs zu seiner Vorlage erörtert, worauf S. 208–222 dem Leser in Wort und Bild der Schauplatz der Kämpfe Walthers im Wasgenwalde vor Augen geführt wird. Den Schluß bildet die Schilderung eines Gastmahles am Hofe Attilas nach dem Berichte des Byzantiners Priscus, ein Gegenstück zu V. 287 fg. des W.-L. Die authentischen Abbildungen stellen die erste Seite einer Walthariushandschrift, das Kloster St. Gallen, den Wasgenstein und Umgebung in Bildern und einer Landkarte, sowie die merkwürdigen alten Siegel und Wappen der Wasgensteiner dar.

Inhalt und Ausstattung machen das Buch besonders als Geschenk für Freunde der deutschen Litteratur und als Prämie für reifere Schüler geeignet.

Reisen eines Natur-Forschers im Tropischen Südamerika

von

Dr. Otto Bürger,

Professor der Zoologie an der Universität Santiago de Chile (früher in Göttingen).

Mit 16 Vollbildern und 2 Abbildungen im Text.

Preis: Brosch. Mk. 7.60, gebunden Mk. 9.—

Inhalt:

Über den Ozean und im Westindischen Archipel. Baranquilla. Auf dem Magdalena. Honda. Im Urwalde. Die verschiedenen Klimate und ihre Kultur-
gewächse. Aufstieg nach Bogotá. Die Hauptstadt Columbiens. Savanna und
Páramo. Ein Ausflug nach dem Tequendamafall und der natürlichen Brücke
von Pandi. In die Planos. In den Norden der Republik. La Union. Auf-
bruch zum Rio Meta. Crocué. Der Drinoco. Trinidad.

Einige Urteile über das Werk:

Das hübsch illustrierte Buch versucht neben Schilderungen von Land und Leuten auch
Rechenschaft von den Ergebnissen der wissenschaftlichen Arbeit des Verfassers zu geben. Der
Leser bekommt so ein sehr interessantes Bild von den Wandlungen, welche Flora und Fauna in
jenen Bergländern von der Ebene bis zur Schneegrenze erfahren. **Das Werk ist angelegent-
lich zu empfehlen.**
Deutsches Kolonialblatt.

„Der Hauptwert des Buches liegt in der Schilderung der Tierwelt, zum Teil auch
der Pflanzenwelt, die der Verfasser mit guter Kenntnis, Sorgfalt und Liebe beschreibt.“
Petermanns Mitteilungen.

„Es sind lebliche und ungemein anschauliche Natur- und Reiseschilderungen, die uns
in dem vorstehenden Buche ein reisender Zoologe von Kolumbien, Venezuela und Trinidad
bietet.“
Globeus.

„... diese Andeutungen dürften zeigen, daß man es in Bürger's Reiseschilderung mit
einem Buche von vielseitigem und eigenartigem Interesse und demnach einem wichtigen Bei-
trage zur Kenntnis der Länder Columbia und Venezuela zu thun hat.“

Deutsche geograph. Blätter.

„In flüssiger und ungetünkelter Darstellung werden die Beobachtungen im Gang der
Reise mit angenehm beschreibenden und gründlichen Mitteilungen über die ganze Flora und
Fauna und deren Abhängigkeit von Klima und äußern Bedingungen verbunden.“

Deutsche Literaturzeitung.



Plaza von Ubaté mit Eucalyptus.

Aus: „Bürger, Reisen eines Naturforschers im tropischen Süd-Amerika.“

Der
arme Heinrich

Hartmanns von Aue.

Eine Schwäbische Sage.

Aus dem Mittelhochdeutschen

übertragen

von

August Hagedorn.



✻ Broschirt 1 Mark. — Gebunden 1 Mark 80 Pf. ✻



„Inmitten der Flut leichter, schlüpferiger Epen unserer Tage berührt jeden, der sich das Gefühl für echte Poesie noch gewahrt hat, diese Neuübertragung der zarten, von romantischem Zauber übergossenen Dichtung des schwäbischen Ritters erhebend, wie den ermatteten und verdursteten Wüstenwanderer den Anblick der ersehnten Oase. Daß der arme Heinrich zu den schönsten poetischen Erzählungen der höfischen Dichtung gehört, bestreitet wohl keiner, der ihn kennt. Leider aber sind deren, die ihn gelesen haben, nur wenige. Vielleicht lag dies an den bisher vorhandenen, wenig genießbaren Uebersetzungen, denn Chamisso's gleichnamiges Gedicht kommt hier nicht in Betracht, da es eine Nachdichtung ist, die viel von dem Reize des Originals eingebüßt hat. Dieses aber in seinem ganzen duftigen Hauch wiederzugeben, ist der Vorzug, den die Hagedorn'sche, formell vollendete Uebersetzung für sich in Anspruch nehmen kann. Allen Freunden wahrer Poesie kann darum die Anschaffung des außerordentlich billigen, vornehm ausgestatteten Werkchens nicht dringend genug empfohlen werden.“

Leipziger Hochschulnachrichten.

Schmidt,

Deutsche Märchen.

Eine Sammlung der schönsten deutschen Märchen
nach **Bechstein, Gebrüder Grimm, Musäus etc.**

Ausgewählt und illustriert
von **Fritz Philipp Schmidt.**

Dritte erweiterte Auflage des „Illustrierten Deutschen Märchenbuchs.“

8°. 220 Seiten in elegantem Leinwandband.

Mit 5 Buntbildern, 11 Vollbildern in Holzschnitt und 41 Text-Illustrationen.

— 3 Mark. —

~~~~~ Einige Urtheile der Presse: ~~~~~

„... Selbst ein so vielseitiger Künstler wie Gustav Doré hat sich vergeblich bemüht, deutsche Märchen in Bildern zu verkörpern. Dieses erforderliche Etwas jedoch, was keine Akademie lehren, kein Lehrer auf den Schüler übertragen kann, besitzt Schmidt. Er verfügt nicht nur über eine leicht bewegliche Phantasie, sondern er weiß auch den tiefinnerlichen Ton, der aus unsern Märchen klingt, den reinen poesievollen geistigen Gehalt, welcher ihnen eigen ist, in seine bildlichen Wiedergaben zu übertragen. Man möchte behaupten, Bilder wie „Der durch das Waldesdünkel dahinschreitende Einsiedler, der dem Gesänge des Bogels lauscht“, „Der Mann im Mond“, „Gevatter Tod“ etc. — die sieht nur ein Sonntagskind.“

Leipziger Tageblatt.

... Fritz Philipp Schmidt ist zu Hause im waldumrauschten Märchenlande. Er ist deutsch im Schauen und Empfinden, innig und voller Humor. Er giebt nicht wie der noch immer nicht herausgegebene Kreisloß Bilder zu eigenen Erzählungen, er begnügt sich vorläufig damit, die altbekannten Märchengestalten neu vor uns aufleben zu lassen. Ist's ein Vergnügen? Man kann es bezweifeln: Dornröschen, Aschenbrödel, Hänel und Gretel mit der Hexe, alle schauen anders aus als sonst, wir glauben aber an sie alle. Nicht zum geringsten trägt dazu bei das Milieu, in dem sich die Figuren bewegen. Von den reizenden altdeutschen Architektur- und Städtebildern, den intim aufgezackten Landschaften, den kleineren feinspoetischen Motiven sonst bis auf das stimmungsgemäße Hausgeräthe herrscht Einheitsart und Einheit. Kurz und gut: Ein Hausbuch.

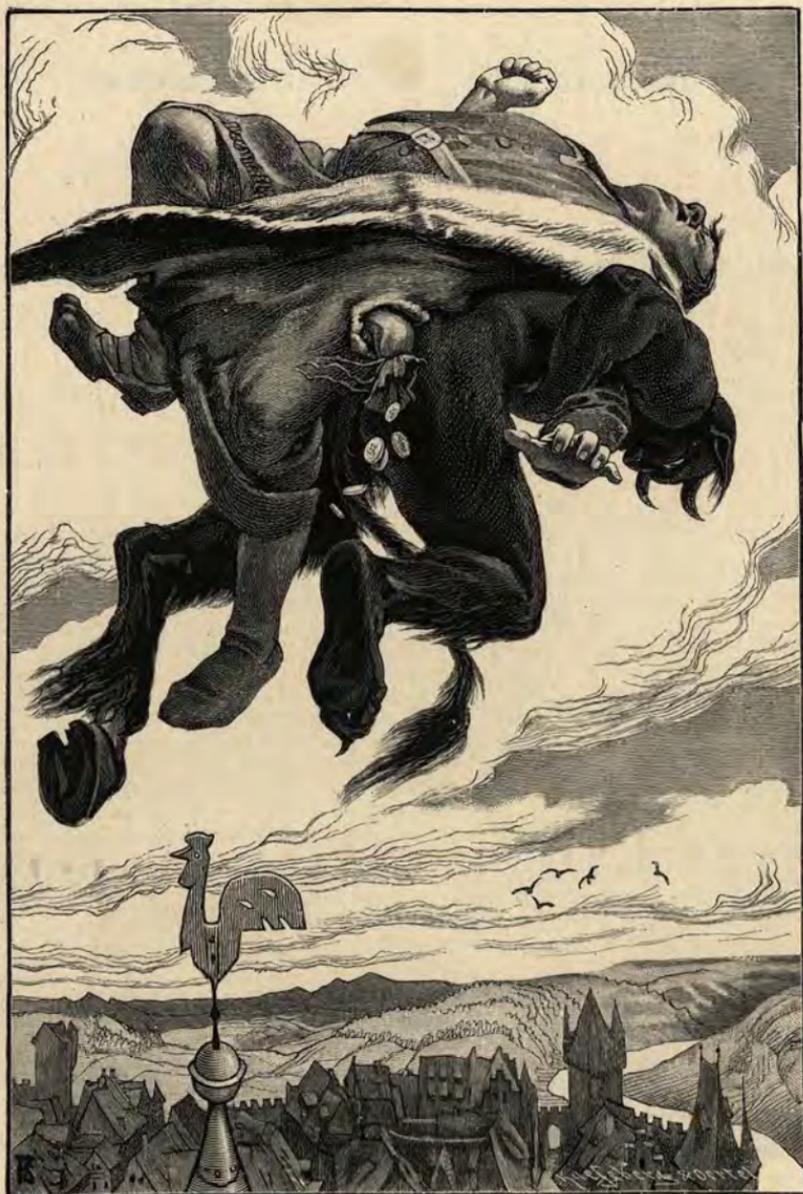
Kunstwart.

... Das ganz überraschend Gute und Neue an dem Buche sind die Bilder. Man muß schon unsere allerbesten Märchenillustratoren nennen, um Vergleiche ziehen zu können. So rein in der Empfindung, so ganz aus der Kinderwelt heraus, mit so tüchtigem künstlerischen Können hat vielleicht nur Ludwig Richter die Gestalten der deutschen Märchenwelt gebildet. Da ist wirklich mal einer, der naiv schafft, der sich nicht erst reflektierend, wie so viele andere, auf das kindliche Empfinden zurückschrauben muß. Darum wird er denn auch nie süßlich und kindisch, und darum gefügt ihm nicht nur das Heitere und Helle, nein, auch das Grauliche und Traurige sein lehren uns — und mehr noch die Kinder — seine Bilder. Aus den lustigen atmet eine so schlichte Innerlichkeit, ein so frischer Humor, in den ersten steckt so viel stille Größe und in allen lebt eine solche Fülle echter deutscher Märchenpoesie, daß wir nur einen der Lebenden ihm an die Seite zu stellen wähten: Ernst Kreidloß. Kurz, ein Buch, das, da auch nebenbei bemerkt sein Äußeres geschmackvoll und vornehm ist, gar nicht genug empfohlen werden kann, um so mehr noch, weil's für jeden Familienvater erschwinglich ist.

Der Votz für deutsche Litteratur.

Unter den zahlreichen Märchen-sammlungen, die in diesem Jahre erschienen sind, verdienen die „Deutschen Märchen“, eine Sammlung der schönsten Märchen von Bechstein, Brüder Grimm, Musäus u. a. ausgewählt und illustriert von Fritz Philipp Schmidt, besondere Beachtung wegen der originellen Illustrationen, in denen der Künstler, ein Schüler Prell's, eine neue künstlerische und doch den echten Märchentönen treffende Auffassung kundgegeben hat. Den muster-giltig ausgeführten Holzschnitten und Autotypien entspricht die Ausstattung des ganzen Buches.

Illustrierte Zeitung.



Der Richter und der Teufel.  
Aus: „Schmidt, Deutsche Märchen“.



# Ungarische Volksmärchen.

Ausgewählt und überseht

von

Elisabet Sklarek.



✻ Mit einer Einleitung von A. Schullerus. ✻



Preis geheftet 5 Mk., gebunden 6 Mk.



## Inhalt:

Vorwort. — Einleitung. — Märchen: Der Königssohn, der sich nach der Unsterblichkeit sehnte. — Glückes Glück. — Die glücklichste Stunde. — Die Schlangenhaut. — Schön Mlonta. — Das Waldfräulein. — Die sieben Wildgänse. — Die zehn Geschwister. — Prinz Johann und Prinzessin Windhauch. — Die zwei Brüder. — Feenprinzessin Goldhaar. — Der goldbärtige Mann. — Der behaarte Mann. — Der goldhaarige Gärtnersbursche. — Eisenkopf. — Der wunderstarke Königssohn. — Märchen von einem Zigeunerburschen. — Der kleine Fieberda. — Die zwei Pfeffer-Töschchen. — Märchen von dem psauenhaarigen Mädchen. — Der Ahornbaum. — Zu Eurem Wohlsein. — Der närrische Bursche. — Der Zigeuner im Himmel und in der Hölle. — Achen-Zörge. — Der Tod und die Alte. — Der gnädige Herr und der Kutscher Hans. — Der nächtliche Tanz. — Die Kröte. — Der Fuchs, der Bär und der arme Mann. — Der kleine Hahn hat den Baum herausgescharrt. — Der Hahn und das Hühnchen. — Die Wildtaube und die Elster. — Das verstohene Mädchen. — Das Glück und der Reichtum. — Von einem einjährigen Sohn. — Das Herz der armen Frau. — Der Pilger und der Engel Gottes. — Die Engel-Lämmer. — Die drei Erzengel. — Christus und die drei Waisenburschen. — Christus und der Pope. — Christus und der Schafhirt. — Christus und der Schuster. — St. Peter und der Bienenschwarm. — Legende vom Pferd und vom Esel. — Legende von der Lerche, der Wachtel, dem Kiebitz und der Taube. — Legende vom Schilfblatt. — Anmerkungen.

„Nicht die Gedankenwelt der ungarischen Märchen, die nicht wesentlich verschieden ist von der anderer Märchen, verleiht ihnen ihren eigenen Reiz, sondern das heimische Gewand, der Pulsschlag des innern Lebens, die Einformung und Einfühlung in das Gemütsleben des ungarischen Volkes. Sie bilden deshalb eine in sich abgeschlossene Gruppe des internationalen Märchenschatzes. Auch in der Übersetzung tritt dieser eigene Charakter deutlich wahrnehmbar hervor und die hier gebotene Ausgabe wird deshalb eine willkommene Gabe sein, ebenso der vergleichenden Märchenforschung, der hier bedeutende neue Typen und Varianten zur Verfügung gestellt werden, wie dem größeren Publikum, das durch sie einen unmittelbaren Einblick in ungarisches Volksleben und Volksfühlen erhält.“ (Aus dem Geleitwort.)

# Auf weiter Fahrt.

Selbsterlebnisse zur See und zu Lande.

Mit Originalbeiträgen  
deutscher Seeoffiziere, Kolonialtruppenführer und  
Weltreisender.

Herausgegeben

von

Julius Köhmer.

Band I.

20 Bogen stark mit 12 Vollbildern.

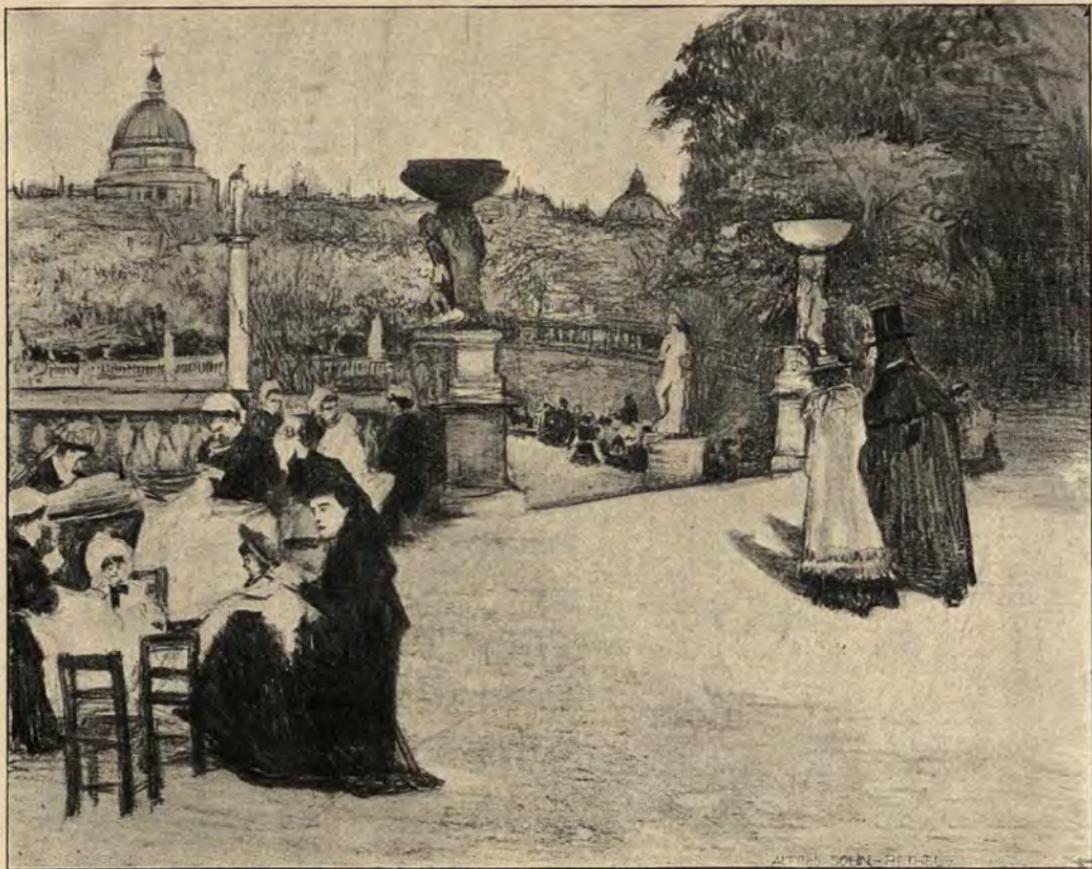
✠ Titelzeichnung von Marinemaler Hans Bohrdt. ✠

Gebunden 4 Mk. 50 Pf.



## Inhalt:

Joachim Graf von Pfeil: Jägerlebnisse im Kaffernlande. — Frau Eugenie Rosenberger: Der falsche Radsah. — Herrmann v. Wissmann: Eine Fahrt auf dem Nyassa. — Reinhold v. Werner: Mit genauer Not freigeschlippt. — Johannes Wolda: Mit dem Kreuzergeschwader von Japan nach China. — Dees v. Esenbeck: Eine Reiseerinnerung aus der Südsee. — Ein seemännisches Erlebnis aus der Zeit des großen Krieges. — Conrad Meidmann: Eine gefährliche Seefahrt. — Kontradmiral Kühne: Das erste Gefecht unserer Marine auf afrikanischem Boden. — Marinepferver Heims: Ein Pyrrhusieg. — Ernst v. Hesse-Mariegg: Reise- und Hotelverhältnisse in Deutsch-China. — Freiherr v. Schardt: Originelle Bekanntschaft mit einem Albatros. — Conrad Meidmann: Eine ostafrikanische Suppe. — Der Stationsaffe Bushiri. — Georg Wollweiss: Aus chinesischen Kriegshäfen. — Evangelist Conrad: Eine schreckliche Nacht. — Conrad Meidmann: King und Senna ham. — Beim Sultan von Sansibar. — Dr. Fr. Schulze: An der Westküste Südamerikas. — Karl Canera: Besiegt. — Paul Windenberg: Aus Klautschous wilder Zeit. — Frau Wöhler-Felsing: Gerettet aus Eis u. Feuer. — Hauptmann H. Reue: Eine stürmische Nacht. — Conrad Meidmann: Ein gefährlicher Nachtritt. — Eine unangenehme Bekanntschaft. — Ostafrikanische Boys. — John Milners: Kometma.



Im Luxembourg-Garten.  
Aus „Gensel und Sohn-Nettel, Paris“.



# Paris.

## Studien und Eindrücke

von  
Dr. Walther Gensel

mit Bildern von dem  
Pariser Maler Alfred John-Bethel

elegant gebunden mit Goldschnitt 5 Mark.

Ein kleines Prachtwerk von hohem künstlerischen Werte. Jedem willkommen, der Paris kennt oder der im Jahre 1900 die Pariser Weltausstellung besucht hat.

Es ist wohl eins von den wenigen Büchern, die auch nach Beendeter Weltausstellung ihren vollen gebiegenen Wert behalten; wir lernen aus ihm das Paris des rauschenden, sprühenden Lebens kennen, wie es war und wie es bleiben wird.

Spaltenlange glänzende Besprechungen sind in den Tageszeitungen und wissenschaftlichen Blättern erschienen, darauf braucht nicht mehr besonders aufmerksam gemacht zu werden. Dr. Gensel hat sich längst durch seine Aufsätze in den hervorragendsten Tageszeitungen und Zeitschriften — Deutsche Rundschau, Velhagen & Klasing's und Westermann's Monatsheften usw. — bei den deutschen Lesern bestens eingeführt.

Zur kurzen Orientierung für solche, die von dem Buche noch nichts hörten, seien die nachstehenden Auszüge aus Besprechungen beigegeben:

### Aus Kritiken:

„Gensel berichtet in geistreicher, klarer Sprache über „Paris“, jener Welt, welcher Jahr für Jahr große Scharen ihren Besuch abstatten.“

Deutsche Rundschau.

„Das Buch verdient auch von solchen gelesen zu werden, die Paris gut kennen oder gerade von solchen. Die dem schönen Buche beigegebenen Vollbilder und kleinen Skizzen erheben sich über den gewöhnlichen Bilder Schmuck und gehören entschieden in das Gebiet der echten Kunst.“

Hamburger Fremdenblatt.

„Den Besuchern der Pariser Weltausstellung wird das Buch vor und nach der Ausstellung gute Dienste thun.“ Westermann's Monatshefte.

„Alles ist fein beobachtet und treffend skizziert.“ Berl. Fremdenbl.

„Man kann nur wünschen, daß Gensels Werk einen bleibenden Platz in der Bibliothek jedes Gebildeten angewiesen erhält.“

Breslauer Fremden- und Intelligenzblatt.

„Ein reizendes, ganz originelles Buch.“ Allgem. Sportzeitung.

„Der Verfasser kennt Paris sehr genau und seine Schilderungen sind voll lebendigen Reizes.“

Kölnische Zeitung.

„In überaus fesselnder Weise schildert der Verfasser das Leben der Großstadt.“

Das Hochland.

„Eine ansprechende feuilletonistische Arbeit, gefällig geschrieben, in angeregt leichtem Plauderton, der ganz zu dem Thema und zu den Absichten des Verfassers stimmt.“

Deutsche Literaturzeitung.

12. Auflage der Originalausgabe!

Der

Freiherrn von ünchhausen 

wunderbare Reisen und Abenteuer  
zu Wasser und zu Lande

wie er dieselben bei der Flasche  
im Zirkel seiner Freunde selbst  
zu erzählen pflegte.

Zuerst gesammelt u. englisch herausgegeben von R. E. Raspe & Übersetzt und hier u. da erweitert von G. A. Bürger.

12. Auflage der Originalausgabe der deutschen Bearbeitung.

Mit 15 Federzeichnungen von Hofemann.

Preis elegant gebunden Mark 1.50.



„Die vorliegende neue Ausgabe der bei jung und alt, in allen Kreisen der Gesellschaft gleich „Eulenspiegel“ und „Johsiade“ bekannten und beliebten Münchhausen-Abenteuer ist durch eine gedrängte, mit Illustrationen versehene Lebensgeschichte des just vor einem Jahrhundert zu seinen ritterlichen Vorfahren versammelten Freiherrn von Münchhausen bereichert. Dieses knappe Lebensbild wirft trotz seiner Kürze einige sehr interessante und wohl nur wenigen bekannte Schlaglichter auf die Gestalt und den Charakter des Königs aller Aufschneider und Lügner, dessen unerschöpflicher Humor auch in diesem neuen, vornehm ausgestatteten Gewande hoffentlich viele Freunde im deutschen Lesepublikum erwerben wird.“

Braunsch. Rundschau.







12130